Deutsche Rundschau

BAND CCLXI

(Oktober – November – Dezember 1939)

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU DR. RUDOLF PECHEL
BERLIN / LEIPZIG

1942:436

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt
Übersetzungsrecht vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

zum zweihunderteinundsechzigsten Bande

(Oktober – November – Dezember 1939)

. . Breitenkamp: [illegible]ickſal und Schuld Polens 1
Paul Fechter: Erlebnis der Vergänglichkeit 6
Ernst Samhaber: Die Zukunft Südamerikas 9
Karl Koetschau: Anna Amalia – Regentin und Mutter 14
Felicitas von Reznicek: Die endloſe Straße 22
Harald v. Koenigswald: Der Deſerteur. Erzählung 26
Lebendige Vergangenheit. Kriegsbrief eines Sohnes an ſeinen Vater . . . 34
Literariſche Rundſchau:
Rudolf Pechel: Politiſche Informationen 35
Schweizeriſche Beſinnung 36
Reiſen 37
Erzähltes 38
Vom deutſchen Walfang 40
Von den Freikorps 40
Willy Andreas: Die hundert Tage 41
Winfried Gurlitt: Profile der Schweiz 49
Friedrich Schulze-Maizier: Seelſorge und Tiefenpſychologie 53
Lebendige Vergangenheit. Wiſſen ums Leben 58
Paul Fechter: Helle Abende 60
Hans Borgelt: Karl Ditters von Dittersdorf 63
Rundſchau 68
E. A. Greeven: Schattenſpiel. Erzählung 71

Literarische Rundschau:
Rudolf Pechel: Von der deutschen Wehrmacht 78
Musik 78
Sturz der Göttin 80
Bildbücher 80
Wolfgang Windelband: Bismarcks Kolonialkonflikt mit England 81
Ernst Clam: Das Rätsel der russischen Seele 85
Hildegard Kornhardt: Der Nachlaß Oswald Spenglers 86
Martha Hechtle: Dichtung und Dichtergestalten in Holland 89
Eduard Plietzsch: Helldunkel um Rembrandt 94
Kurt Kluge: Der wilde Kirschbaum 101
Lebendige Vergangenheit. Theodor Fontane 102
Rundschau 104
Friedrich Seebass: Stifter als Erzieher 109
Literarische Rundschau:
Rudolf Pechel: Deutschland im Kampf 111
Von früheren Kriegen 111
Joachim Günther: Studien und Lebenswerke 113
Rudolf Pechel: Wilhelm Busch 115
Jugendschriften 115
Kalender 116
Von Pflanzen und Blumen 116
Schiff in Not 118
Bildbücher 118
Verschiedenes 120
Musik 122
Theoderich 122
Erzähltes 124

Stadt-Bibliothek Elbing

PAUL BREITENKAMP

Schicksal und Schuld Polens

Wieder erlebt Polen eine seiner schweren Schicksalswenden, wie in den Zeiten der Aufstände des großen ukrainischen Hetmans Bohdan Chmielnicki und der Schwedenkriege im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts, wie zur Zeit der Teilungen und in den Aufständen 1830/31 und 1863. Wieder steht es am Rand des Verderbens, und wieder meinen wir, schon die gegenseitigen leidenschaftlichen Beschuldigungen der Polen unter- und gegeneinander zu hören. Jede der vielen Gruppen und Parteien, auch im Polen nach dem Staatsstreich 1926 — denn niemals war die sogenannte Sanierungspartei des Pilsudski-regimes eine wirkliche Zusammenfassung der politischen Kräfte — wird jede andere schuldig erklären, keine aber wird bei sich selbst den Schatten einer Schuld sehen, nur wenige werden sich zur Erkenntnis durchringen können, daß nicht die bösen Nachbarn an allem und jedem schuld sind, sondern daß diesem Volk bei seiner Geburt neben reichen Gaben guter Feen auch solche böser Feen in die Wiege gelegt wurden.

So war es in den heißen Fehden über die Gründe, die zur Katastrophe der drei Teilungen geführt haben, in der polnischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, so war es selbst in Zeiten höchster Gefahr etwa im Warschau des Aufstandes von 1830/31, als ein mächtiger, rücksichtsloser Feind vor den Toren der Stadt stand. Damals drang am 15. August 1831 die durch unverantwortliche Reden der „Patriotischen Gesellschaft" aufgehetzte Menge in das Warschauer Schloß, erschlug 5 Generäle und eine Reihe anderer führender Persönlichkeiten des eigenen Volkes, zerrte die Leichen auf die Straßen und knüpfte sie an den Laternen auf. Kein Vorwurf wurde so häufig gegen die Führer des Aufstandes erhoben als der des „Verrats". Untersucht man ihn, so findet man, daß er die Männer traf, die dem unzureichend gerüsteten Volk den selbstmörderischen Wahnsinn eines Kampfes mit dem mächtigen Rußland Nikolaus' I. ersparen wollten.

Man wird jenen Generälen kaum Mangel an Tapferkeit nachweisen können. Auch der reife 62jährige Arndt, der Zeitgenosse jenes polnisch-russischen Krieges vor 100 Jahren, versagt dem polnischen Volke nicht das Lob hoher Tapferkeit in seinem beherzigenswerten Aufsatz „Polen, ein Spiegel der Warnung für uns" (1813); aber er, der in seiner Jugend in den Teilungen Polens ein bitteres Unrecht sah, geht hier gegen die Polenschwärmerei an, indem er den polnischen Volkscharakter untersucht. Auch er weiß um klassische Beispiele soldatischer Tugend, die dies Volk in seiner Geschichte gegeben, um ihnen mit der Verteidigung der Westerplatte ein neues hinzuzufügen. Aber kann die Anerkennung solcher Taten den Blick trüben für andere Seiten der polnischen Eigenart, die Staat und Volk immer wieder in Katastrophen treiben?

Kaum ist der Name der Polen um 1000 in der Geschichte aufgetaucht, so greift sein zweiter Herrscher Boleslaus, den sein Volk so bezeichnend den „Tapfe-

ren" nennt, in unbegreiflicher Verkennung der Kräfte seines kleinen, zwischen Weichsel – unterer Warthe – Bug siedelnden Volkes nach allen Richtungen aus, nach Pommern so gut wie südlich des Karpatenwalls nach slowakischem Gebiet, obwohl er Krakau erst 999 den Tschechen entrissen hatte. 1002 steht er vor Meißen, 1003 zieht er in Prag ein, 1118 wird nach der Überlieferung sein Schwert, das spätere Krönungsschwert der Könige, schartig von den Schlägen gegen das Kiewer Stadttor aus Bronze, das er als Beute nach Gnesen heimführt. Als der 1025 Gekrönte stirbt, sind die eroberten andersnationalen Randgebiete weitaus stärker als der polnische Kern, ist der polnische Staat kein Volksstaat mehr. So steht am Anfang der polnischen Geschichte das eine Merkmal des Staates: Mangel an Bescheidung und kritischer Selbstbeurteilung der Gegebenheiten und eigenen Kräfte. Das andere Kennzeichen seiner inneren Entwicklung zeigt sich im jähen Verfall unmittelbar darauf: die Uneinigkeit und Parteiung in wild sich befehdenden Teilfürstentümern.

Und später? Obwohl die in den Tatarenzügen 1241, 1259 und in dem großen Schwarzen Sterben menschenleer gewordenen Gebiete ihren Wiederaufbau dem friedlichen Fleiß der in der Not gerufenen deutschen Siedler verdankten, obwohl der mühsam unter Kasimir dem Großen und seinem Vater wieder geeinte und neu eingerichtete Staat im Norden, Westen und im südlichen deutsch bestimmten Schlesien und böhmischen Raume von deutschem Einfluß nicht nur umgeben, sondern auf ihn angewiesen war – der Vernichtungswille der Großen Polens gegenüber dem Deutschen Orden trennt die kaum erblühte Hedwig-Jadwiga von Anjou von dem deutschen Verlobten Wilhelm von Habsburg, zwingt sie ins Ehebett des neubekehrten Litauerfürsten Jagiello (1386). In der so begründeten jagiellonischen Großmacht ist Polen der kleinste Teil. Weißruthenen, Litauer, Reußen-Ukrainer überwiegen. Gewiß, trotz der Niederlage des Ordens bei Tannenberg muß Polen in der Union von Horodlo Litauern und Reußen gewisse bundesstaatliche Rechte einräumen, aber zugleich schafft es die Grundlage für eine Beherrschung des riesigen Reiches, indem es den Adel der Reußen, Litauer in seine Wappengemeinschaft aufnimmt. Dieser Adel aber übt eine mächtige Anziehungskraft aus, denn in knapp 100 Jahren erkämpft er sich eigensüchtig schrittweise die Vorrechte, die eine starke Königsherrschaft unmöglich machen, schafft jene Adelsrepublik, an deren libertas polonica jedes staatsmännische Wollen einzelner begabter Könige und Kanzler zerschellen mußte.

Das merkwürdige Ergebnis dieser Entwicklung ist, daß das Polentum, dessen Stolz sein nationales Empfinden ist, bis zum Ende des Polens der Könige weder in seinem eigentlichen Volksraum, geschweige denn in den diesen räumlich übertreffenden fremdvölkischen Gebieten eine polnische Nation zu schaffen vermochte; denn eine „Adelsnation" über dumpf hinbrütenden Massen leibeigener Bauern ohne eigenes Bürgertum ist kein organisch aufgebautes Volk. Andererseits aber wurde dieser Adel weithin über den weiten ethnographisch fremden Raum des Ostens zerstreut und damit das Volk in seinem Kerngebiet biologisch geschwächt. Selbst Polen haben dies erkannt. So kann das Urteil des Außenstehenden Anspruch auf Objektivität erheben, wenn es in dieser geschichtlichen

Tatsache wieder ein Hinwegsehen über die raumpolitischen Gegebenheiten, ein Verkennen der eigenen Kräfte, ihre maßlose Überspannung sieht. Zugleich aber erwuchs aus der egoistischen Haltung des Adels eine Glorifizierung des eigenen Selbst, die, betäubt von dem Glauben an eine besondere Sendung des Volkes, sei es der einer „Vormauer des Christentums" im Kampf mit den Osmanen, sei es in der Vorstellung einer römisch-katholisch und nationalistisch unterbauten Kultursendung in den von orthodoxen Ostslawen besiedelten Gebieten, jedes Verständnis für die Rechte und das Wesen der anderen verlor, wie es doch die Voraussetzung jeder kulturellen und politischen Mittleraufgabe ist.

Zwar wurde dies in der Blütezeit des Reiches der beiden letzten Jagiellonen, Sigismunds I. und Sigismund-Augusts, im 16. Jahrhundert nicht sichtbar. Jene Periode, von den Polen das „Goldene Zeitalter" genannt, stand noch am Scheidewege und besaß die Voraussetzungen und Möglichkeiten einer Besinnung und wirklichen Gestaltung des Raumes zwischen Ost und West. Wohlhabend durch den von einem deutschen Bürgertum, das in noch nicht entrechteten Städten bis tief in das ukrainische Gebiet saß, sachkundig betriebenen Handel sowohl mit den preußischen Städten der Ostsee, wie durch Vermittlung des oberdeutschen Nürnbergs mit dem Mittelmeerraum, war es durch vielfache wirtschaftliche Beziehungen Mittler zwischen Ost und West, Nord und Süd. Seine Schlachten schlug es im Osten. Um Smolensk, an der Orsza, jenseits des Dnjepr, wurde gekämpft. Willig öffnete es sich, wieder durch Vermittlung des deutschen Bürgertums, dem Einfluß des Humanismus, damit europäischem Geiste. Die Söhne deutscher Bürger wie polnischer Adeliger studierten an den ersten Hochschulen Europas. Weise hielt Sigismund der Alte sich den Glaubenskämpfen des Westens fern. Die erste große Blüte der polnischen Literatur mit dem Dichter Kochanowski an der Spitze verdankt dem Humanismus, der Reformation ihre Voraussetzungen.

Leuchtend steht jene Zeit vor Geist und Herz der späteren Geschlechter, aber nur als Großmachtsrausch des Raumes. Die inneren Kräfte jener Epoche sind dieser „jagiellonischen Idee" fremd oder sie werden verfälscht. Damals war einmal die Entscheidung für den Westen, für Europa getroffen. Und wenn die gleich reiche wie ehrgeizige und begabte Sforza, die Königin Bona, italienische Meister und Einflüsse mitbrachte, friedlich wirkten daneben deutsche Humanisten und deutsche Künstler. Es herrschte Freiheit des Geistes. Zwar erkämpfte der letzte Jagiellone sich nur mühsam einige Reformen im Kampfe um die Festigung der Staatsgewalt, aber dennoch lagen große Möglichkeiten in jener Zeit.

Doch die Entscheidung fiel anders. Die Gegenreformation brachte die Knechtung geistiger Freiheit. Gewiß entzog im Zeitalter der Entdeckungen die Verlagerung der Handelswege dem Adel die Grundlage seiner Wohlhabenheit: die reichen Erträge des Getreidehandels über die Ostsee. Aber schlimmer war die Verengung des geistigen Horizonts. Die Tür nach dem Westen ward zugeschlagen. Von dort ja kamen die „Neuigkeiten", wie man einst die Nachrichten aus Wittenberg nannte. Mißtrauen gegen das Ausland wurde in den Jesuitenkollegien, die der junge Adel nun einseitig besucht, gezüchtet. Unbildung, Unlust,

von Fremden zu lernen, Unkenntnis fremder Sprachen außer eines greulich verunstalteten Lateins, geistige Stumpfheit werden in den Sitzen des Hintersassenadels verbrämt mit dem Pochen auf die einzig gültigen Tugenden eines „freien Sarmatentums". Damals in den anderthalb Jahrhunderten vor dem Zerfall des Adelsreiches wuchs jener eigensinnige Nationalismus heran, der nur die eigene Nation kennt und bis heute den Polen selbst unter ihren slawischen Brüdern, den Tschechen, den Russen, keine Freunde ließ. Man lese nur Dostojewskis Urteil in seinem „Totenhaus".

Der Zusammenbruch kam. Unfreiheit ist das schwerste Schicksal für ein Volk. Aber da Polen trotz warnender Stimmen edler Patrioten durch eine innere Besinnung vor dem Untergang sich nicht selbst hatte retten können, hätte die Katastrophe der Nation zum Heil gereichen, eine innere Wiedergeburt bringen können. Weithin erwachten die Sympathien für das unglückliche Volk in einer Zeit, da Europa von den gleisnerischen Klängen der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit widerhallte. Es verschlug jetzt nichts, daß der Bauer Polens geknechtet gewesen war, es keinen freien Bürger mehr gegeben hatte, daß die Unterdrückung der Andersnationalen, der Andersgläubigen Katharina II. den Vorwand zur Einmengung gegeben hatte. Die Vergangenheit galt nicht, man sah nur das unglückliche Polen. In Dresden, in Paris weithin über Europa zerstreut saßen die Emigranten. Aus dem Leiden der Besten wurde die andere große Blüte des polnischen Geistesleben geboren, die Romantik. Die Namen Mickiewicz, Slowaki, Krasinski wurden weithin bekannt. Aber wer unter den anderen Völkern kennt mehr als ihre Namen, hat ihre Werke gelesen? Selbst wir Deutsche, die großen Mittler fremder Dichtung, die wir alle Einflüsse des Westens, Südens und Nordens willig aufnehmen, die großen Russen lesen und kennen, was wissen wir von ihren Werken? Ist das Böswilligkeit, Ablehnung wertvollen geistigen Gutes, etwa weil es polnisch ist?

Jene Dichter der Emigration haben, aufgewühlt von Schmerz und Leid, in den Entbehrungen eines Lebens in der Fremde, ganz hingegeben an die dunklen Mächte ihrer Gefühle selbst das nationale Unglück zur Selbstbespiegelung benutzt. Es ist damit kein Urteil über die Gewalt der dichterischen Empfindung, die künstlerische Gestaltung ausgesprochen. Es soll nur auf den Grundzug der polnischen Psyche hingewiesen werden, der sie anderen Völkern als Urbild nationaler Gesinnung erscheinen läßt und der zugleich die ganze Einseitigkeit ihres Nationalcharakters zeigt: der von der Romantik vertretene Messianismus, der das Evangelium der folgenden Generationen wurde, jene Lehre, daß Polen zum Messias der Völker berufen sei, für die anderen Völker leide, um herrlich aufzuerstehen, was ist er anderes — und so haben die Polen nach der Entstehung des neuen Polens es selbst bezeichnet — als krankhafter Größenwahn? Unfreiheit veredle die Charaktere, so hieß es, das Märtyrertum wurde zum Primat erhoben. Der um diese Lehre geknäulte Mystizismus, dunkel prophetisch und rätselhaft visionär, macht die Werke dieser Romantik anderen Völkern unverständlich. Hier liegt der Grund dafür, daß die Dichter genannt werden, ihre Werke anderen Völkern aber unbekannt geblieben sind.

Der Inhalt der Literatur wie der Geschichtsdarstellung wurde die Verherrlichung der Nation. Nur durch den Glauben an ihre stolze Vergangenheit, an ihre hohe Mission, an ihr Messiastum glaubte man ihren Fortbestand in den drei Teilgebieten sichern zu können. Man lebte vom Zuckerbrot einer idealisierten Vergangenheit, berauschte sich an unwirklichen Bildern der Zukunft. Man leugnete die Gegenwart. So kam die notwendige Einkehr nicht. Man hatte 1793, zwei Jahre vor der letzten Teilung Polens, die Verfassung vom 3. Mai beschlossen. Durch sie sollten Bürger und Bauer für den Kampf um die Freiheit in zwölfter Stunde gewonnen werden. Sie hatte sich nicht mehr ausgewirkt, aber sie gab die Möglichkeit, die Fehler der Vergangenheit zu bagatellisieren. Man nahm den Beschluß für die Tat, glaubte, mit dem 3. Mai die Vergangenheit ausgelöscht zu haben. Schienen nicht auch Kosciuszkos Sensenmänner zu beweisen, daß die Bauern vaterländisch gefühlt hatten? Daß sie den Kampf nicht um der Nation willen, sondern als Bauernaufstand um der Versprechungen von Land und Freiheit willen geführt hatten, verschwieg man ebenso, wie daß Kosciuszko vom Adel als Demokrat verschrien und bekämpft worden war. Nannte man also die schließlich allzu offenkundigen Fehler der Vergangenheit so mit dem Hinweis auf jene unvollkommene, einer jähen Aufwallung der Gefühle in Verzweiflung und Not entsprungene Sühne. Makellos stand die Nation da. Von selbst aber setzte sich so die Überhebung über die anderen Völker fort. Einzig und allein wie diese zur polnischen Frage standen, war maßgebend für das Urteil über sie. Der nur auf das eigene Volk, sein Unglück, seine Größe, sein unschuldiges Leiden gerichtete Blick brachte es nicht fertig, objektiv zu sehen. Der einseitige Nationalismus kannte nur Haßgefühle den einen gegenüber; anderen wurde begeisterte Zuneigung entgegengebracht, wenn sie bereit erschienen, zu helfen, um rasch ins Gegenteil umzuschlagen, wenn sie versagten. So kam man nicht zur ruhigen Abwägung der wirklichen Machtverhältnisse. Geschlecht für Geschlecht verblutete sich, erstmalig für Napoleon, dann in den großen Aufständen 1830/31 und 1863. Und wenn der Positivismus der siebziger und achtziger Jahre eine Abkehr von diesem Werk der Selbstvernichtung zu werden versprach, so zeigte der rasche Rückschlag der historisch gefärbten Romane eines Sienkiewicz, daß er nur Ausdruck einer Erschöpfung, die schließlich zwangsläufige Reaktion eines drei Generationen über die Maßen überspannten Gefühls gewesen war.

Eine schwere Schuld aber kam hinzu. Das Volk, das bereit war, für seine Freiheit sich immer wieder in den Abgrund zu stürzen, war gleichwohl unfähig, anderen Völkern ihre Freiheit zuzugestehen. Wo es an der Macht war, hat es selbst in Zeiten staatlicher Ohnmacht den einst in seinem Reiche unterdrückten Völkern ihre völkischen Rechte weiterhin verweigert. Es kam ihm bei seinem egozentrischen Nationalismus nicht in den Sinn, aus seinem Unglück ein Recht der anderen zu proklamieren, eine Mission in dem Kampf für die Freiheit auch der einst von ihm niedergehaltenen Völker zu sehen. Stur hielt es auch im Unglück an der Entrechtung etwa der Ukrainer in Galizien fest, an dem alten überheblichen Sendungsglauben einer Kulturmission im Osten, die in Wahrheit Entnationalisierung bedeutete. Obwohl es einst am Raume gescheitert war, be-

anspruchte es wieder fremde Gebiete, als deutsche Waffen ihm im Weltkriege die Freiheit erkämpft hatten. Rücksichtslos hat Polen trotz internationaler Verpflichtungen und feierlicher Versprechen die fremden Volksgruppen in seinem Staate bis zu den berüchtigten Dragonaden und Pazifizierungen im ukrainischen Volksgebiet in unseren Tagen unterdrückt.

Es hat nicht an warnenden Stimmen gefehlt. Pilsudski war ursprünglich bereit gewesen, aus den Ostgebieten polnische Randstaaten zu bilden als Puffer zwischen Polen und Rußland. Der föderative Gedanke bei ihm war staatsmännisch und wohl ehrlich gedacht, wie der ewige Revolutionär auch Korfantys oberschlesische Pläne nicht teilte. Aber es siegten die anderen, die Taktiker vom Schlage Dmowskis, die, wo sie etwa in ihren Vorkriegsplänen auf die Ostgebiete verzichteten, dies nur taten, um mit Rußlands Hilfe die späteren Grenzen von Versailles, wenn möglich noch weiter nach Westen verlegt, zu erreichen. Der Grund aber hierfür lag in der Maßlosigkeit der polnischen Psyche, die im nationalistischen Egoismus nur sich sieht, die gewordene Abhängigkeit der Völker und Länder Europas voneinander nicht wahrzuhaben, die Lebensrechte der anderen nicht zu sehen, die Gesetze, die Raum und Völkern gesetzt sind, nicht zu erkennen vermag. Die aber warnten, waren machtlos. Immer wieder ist nüchterne Beurteilung der realen Machtverhältnisse von dem überreizten nationalen Empfinden als Opportunismus und Feigheit gebrandmarkt worden, je und je galt dem leicht entzündbaren Gefühl des Volkes der als Verräter, der vor Maßlosigkeit warnte, anderen Völkern gerecht zu werden suchte, phantastische Großmannssüchte tadelte. Da nur gefühlsmäßige Urteile galten, führten sachliche Gegensätze immer sogleich zur Verunglimpfung und moralischen Herabsetzung des Gegners, bedingten die Schärfe der Auseinandersetzung der Parteien. Wie die Predigten des großen Patrioten Piotr Skarga vor dem Sejm um 1600, als rhetorische Leistung bewundert und beklatscht, ohne Wirkung verhallten, so haben auch die schweren Lehren der Geschichte dem Nationalcharakter des mit reichen Gaben ausgestatteten Volkes nicht Maß und Ziel zu setzen vermocht.

PAUL FECHTER

Erlebnis der Vergänglichkeit

Wenn die Welt, mit Hebbel zu sprechen, wieder einmal von der Geschichte aus dem Schlaf geweckt, auffährt und halb wachgerüttelt um sich schlägt, steigt das Geheimnis herauf und setzt sich mit an den Tisch, an dem sonst Sachlichkeit und Ratio allein ihre Mahlzeiten halten. Es ist alles wie sonst, und alles ist anders, ohne daß man sagen könnte, was sich geändert, was sich gewandelt hat. Die Dinge von gestern liegen unberührt da, sind geblieben, was sie waren — und nimmt man sie zur Hand, starren einen Gesichter meduſenhaft an, fremd und unheimlich: ein Unsichtbares hat sie gestreift und ihrem Dasein neue Wirk-

lichkeit oder Unwirklichkeit, ein Leben aus fremden Bereichen heraus verliehen. Mit dem eigenen Leben und seinen Dokumenten ist es das gleiche: eine Welt ist gestorben, Vergangenheit Geschichte geworden, und wir müssen warten, bis aus ihren Trümmern und Rissen etwas Neues, eine neue, veränderte Lebensphase wächst, mit der das Dasein ein neues, bisher ungekanntes Gesicht bekommt.

Zum erstenmal erlebten wir diesen Phasenwechsel der Geschichte in den Augusttagen 1914 und in den Monaten, die ihnen folgten. Damals verwandelte sich zusehends die ganze Welt und wir mit ihr: aber wir nahmen noch den seltsamen Glauben mit, daß wir, wenn dies Erleben, wenn der Krieg zu Ende, da wieder anfangen würden, wo wir am ersten August aufgehört hatten. Wir hatten noch keine Erfahrungen in Weltgeschichte, und es dauerte bis ins Jahr 1915, ehe wir einsahen, daß geheimnisvoll ein Neues aufgewachsen war, unter dem die schöne erste Zeit unseres Lebens auf Nimmerwiedersehen versunken war.

Seitdem haben wir das gleiche des öfteren durchschritten, nur daß wir, von der Erfahrung gestreift, den alten Glauben an die Wiederkehr nicht mehr in uns wiederfanden. Das Erlebnis wiederholte sich, der Vorgang aber blieb undurchsichtig, und das Rätselhafte wurde nur noch rätselvoller. Das Geheimnis der Verwandlung blieb dunkel wie am ersten Tag: was geschah um uns, wenn die harten Finger der Geschichte ferne dumpf an die Pforten der Zeit pochten?

Ein Beispiel. Man liest ein Buch, ein Manuskript, freut sich der Begabung des Autors, seines offenen Sinnes für die Gegenwart, seiner Zeitnähe, seiner literarischen, sprachlichen Qualitäten. In die Lektüre fällt der Widerhall der ersten Schüsse des Krieges, klingen aus dem Radio die harten Sätze der ersten Heeresberichte. Das Gesicht der Welt wird von einer neuen Phase der Geschichte überschattet, und dieser Schatten fällt unbemerkt auf alles, was gerade als Inhalt in der Zeit, in der Gegenwart stand. Man will in der Lektüre fortfahren — und liest etwas völlig Verändertes. Vom alten Eindruck ist nichts mehr geblieben: was Gegenwart war, ist, drei Tage erst von uns abgetrennt, ferne Historie geworden, die Zeitnähe deckt der Staub vom gerade gewesenen Tage, und die literarischen Qualitäten sind kraftlos, unwirksam geworden und zerbröckeln. Das Erlebnis der Vergänglichkeit ist das Einzige, was blieb.

Ein anderes Exempel: man stand vor einem Bild, war hingerissen von der Wucht und Schönheit, mit der der Maler seiner Vision Wirklichkeit verliehen hatte. Fest und geschlossen das Gefüge der Form wie der Farbe, klar und groß Bau und Gehalt — das Beglückende der geklärten Sichtbarkeit ist zu reiner Auswirkung gebracht. Nach acht Tagen ein Wiedersehen, während drunten Soldaten auf der Straße vorübermarschieren — und Wucht und Glanz sind verweht: ein grauer Schatten steht im Grau — aus beglückender Gegenwart ist Vergangenheit, ferner gewesenes Leben geworden, das zur Unwirksamkeit verdammt ist.

Was ist hier geschehen? Wo liegt der Schlüssel des Geheimnisses? Das Buch, das Bild sind sich gleich geblieben: die Wirkung ist völlig verändert. Liegt es am Aufnehmenden, am Kopf, daß das Buch hohl klingt? Hat der Betrachter sich so gewandelt, daß er die doch eben noch vorhandenen Werte des Bildes nicht

mehr aufzufassen vermag? — Ist das Objekt richtig geblieben und die Reaktion des durch die Eindrücke der Zeit veränderten Betrachters oder Lesers falsch geworden?

Die Deutung liegt nahe, aber sie rührt nur an einen Teil des Geheimnisses. Denn einmal: der Veränderung unterliegen nur die zeitnahen Dinge, die Werke von gestern und vorgestern und die Menschen, die sie schufen. Was dahinter liegt, was bereits Geschichte war, bleibt unberührt — bis in die nahen Regionen der Historie hinein. Die bekommen vielleicht noch andere Aspekte: das Ferne bleibt in seiner Wirklichkeit unantastbar, weil es eben die einzig bleibende Wirklichkeit, die der Ferne, besitzt, der kein Wandel der perspektivischen Ordnung mehr etwas anhaben kann, eben weil sie Ferne, abgerückt, absolut, d. h. abgelöst ist.

Es scheint, daß dies geheimnisvolle Erlebnis der Vergänglichkeit nicht auf der gewandelten Reaktion des gewandelten Zeitgenossen beruht, sondern auf dem Wandel der Ordnungen, an denen die Geschichte ihr Leben hat, und auf dem Wandel der Perspektiven, die sich von ihm aus ergeben. Die Weltgeschichte ist nicht der Boden des Glücks: Glück aber ist, sagt Geiserstam einmal, wenn nichts geschieht. Geschichte als Verwirklichungsweg zu bleibenden geistigen Ordnungen geht über immer neue Auflösung und neue Bindung: wenn sie herrscht, wandeln sich die bisherigen Bilder von Dingen und Menschen; sie rücken in neue Verbindungen, neue Perspektiven, werden neue Faktoren der Umwelt jedes Einzelnen wie der Gesamtheit, bekommen einen neuen veränderten Lebenswert. Was hell erschien, steht plötzlich fahl und grau im Schatten, Schönheit wird Blässe, Kraft erscheint als Schwäche — und draußen geht die harte Wirklichkeit des Geschehens ihren harten Weg der Weltverwandlung. Die Bilder des Lebens stehen in verändertem Licht — ihr Widerschein fällt auf ganz andere Stellen der Netzhaut als sonst und wird von veränderten Seelen sehr anders aufgenommen, als wenn Stille über der Welt ist, und auch die Nähe sich der Illusion hingibt, schon Ferne und entrückt dem immer erneuten Wandel der Perspektiven zu sein.

Denn das ist das Entscheidende: unter diesem Gesetz der Vergänglichkeit vor der Geschichte steht nur, was noch dem Leben untersteht, noch nicht entrückt ist in die Bereiche des nur noch dem Geist Verpflichteten. Das, was schon ohne Rest ihr zu eigen gehört, verschont die Geschichte mit weiterer Verwandlung: sie spielt nur mit dem, was noch atmet im rosigen Licht, noch Leben aus der vergänglichen Wirklichkeit und nicht nur aus dem bleibend Überwirklichen, der unsterblichen Schattenwelt des Geistes seine Realität hat. Das Geheimnis, das mit uns am Tisch sitzt, heißt vielleicht nur Weltgeschichte, und die Erschütterung, die wir durchleben, kommt aus dem fahlen Widerschein der metaphysischen Tiefen, in denen sie ihr letztes Leben hat. Was wir Erlebnis der Vergänglichkeit nennen, ist vielleicht nur Erlebnis der immer wieder sich erneuernden Verwirklichung der Historie, die alles nur vom Unmittelbaren her Wirkliche in immer neuen Krisen abfallen läßt, bis am Ende nur noch die reine Wirklichkeit des unverändert Fernen, der reinen Geschichte und des in ihr niedergelegten Geistes übriggeblieben ist.

ERNST SAMHABER

Die Zukunft Südamerikas

Der große europäische Krieg muß auch die Stellung Südamerikas stark beeinflussen. Der Weltkrieg hatte bereits nicht nur sein äußeres Gesicht, sondern die Grundlagen seiner Wirtschaft völlig umgestaltet. Aus einem wirtschaftlichen Kolonialland, das von der Ausfuhr seiner Rohstofferzeugung und der Belieferung seiner Fertigwaren aus dem Auslande lebte, wurde ein in sich zwar noch nicht geschlossenes, aber immerhin ziemlich unabhängiges Wirtschaftsgebilde. Die ersten Anfänge der Industrialisierung konnten unter dem Schutze der Kriegskonjunktur geschaffen werden. So mag heute wieder die Frage nach der Zukunft Südamerikas in den Vordergrund treten. Um sie zu beantworten, dürfen wir nicht nur die wirtschaftlichen, sondern müssen auch die seelischen Kräfte dieses Erdteils erkennen.

Es ist erstaunlich, wie jung die Rolle Südamerikas in der Weltwirtschaft als Rohstoffland ist. Während der spanischen und portugiesischen Kolonialzeit lieferte Südamerika vor allem Edelmetalle: Silber aus Potosi im heutigen Bolivien, Gold aus dem Inneren Brasiliens. Daneben traten die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, in erster Linie tropische Güter wie Kaffee, Zucker, Indigo, aber auch die Rohhäute der großen Viehgebiete in Venezuela und am La-Plata-Strom zurück. Das hat sich erst in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts geändert durch den Abbau von Guano in Peru und von Salpeter im nördlichen Chile, durch die Erschließung der Buntmetall-Lagerstätten in Chile (Kupfer) und Bolivien (Zinn), durch die Ausdehnung der landwirtschaftlichen Erzeugung in der argentinischen Pampa und den Kaffeeanbau auf der brasilianischen Hochfläche.

Dieser Umschwung war die Folge der Anwendung der neuen europäischen Technik auf Südamerika. Besonders den Eisenbahnen kommt das entscheidende Verdienst zu, überhaupt erst die Möglichkeit einer Erschließung des Inneren geschaffen zu haben. Die südamerikanische Wirtschaft blieb bis zum Weltkrieg auf die Ausfuhr nach Europa ausgerichtet. Das ist verständlich. Aus seiner Geschichte heraus blickt Südamerika heute noch nach Europa. Seine Bevölkerung wohnt fast ausschließlich an der Küste. Nach einer Schätzung wohnen zwei Fünftel der Südamerikaner in einem Streifen von 100 Kilometer von der Meeresküste entfernt, und wenn man diesen Streifen verdoppelt auf 200 Kilometer, so dürften in ihm drei Fünftel der südamerikanischen Bevölkerung leben.

Diese Menschen sind sich ihrer europäischen Abstammung bewußt, ganz gleich, ob sie selbst erst eingewandert sind oder ob ihre Vorfahren mit den stolzen spanischen Konquistadoren nach Südamerika gekommen sind. Sie wollen kulturell und wirtschaftlich ein Leben führen, das dem europäischen ebenbürtig ist, und deswegen erstreben sie den Warenaustausch mit der Alten Welt, der ihnen die Güter bringen soll, die sie aus technischen oder wirtschaftlichen Gründen nicht selbst erzeugen können. Es hat in der südamerikanischen Geschichte verschiedene Ver-

suche einer Autarkie gegeben, teils erzwungene, teils freiwillige, aber auf die Dauer hat sich immer wieder der Wille zum Austausch der Güter und Gedanken mit Europa durchgesetzt. Erst im Weltkrieg erwachte der Wille, an die Stelle des Austausches die eigene bodenständige Erzeugung zu setzen.

Auch bei dieser Gelegenheit richtete sich der Wille der Südamerikaner nicht dahin, sich vom europäischen Vorbild zu lösen. Aber Europa war damals nicht in der Lage zu liefern. Zum ersten Male in seiner Geschichte sah sich Südamerika einer Wirtschaftsblockade einfach aus dem Umstande heraus gegenüber, daß die europäische Industrie ausschließlich für den Krieg, für die Vernichtung arbeitete. Eine Zeitlang konnte die nordamerikanische Industrie einspringen, aber dann wurde auch sie ganz in den Dienst der Zerstörung gestellt, während die Kaufkraft Südamerikas dank der großen Kriegsgewinne rasch emporschnellte. Nicht aus freiem Entschluß, sondern aus diesem Zwang heraus begann Südamerika sich zu industrialisieren.

Das war nur zum Teil ein wirtschaftlicher Vorgang. In höherem Maße noch können wir ihn als soziologischen ansehen. Die soziale Schichtung, ja die Menschen selbst änderten sich. Für einen Besucher Südamerikas, der es aus der Zeit vor dem Weltkriege kannte und dann nach Jahren zurückkehrte, war die Veränderung verblüffend. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: die altspanische Abgeschlossenheit der Frau war verschwunden. Sie bewegte sich fast so frei wie im alten Europa, jedenfalls sehr viel freier als etwa zur gleichen Zeit in Spanien, das sehr viel stärker an den überlieferten Formen festhielt.

Zweifellos hat der nordamerikanische Einfluß sehr viel dazu beigetragen. In den ersten Jahren nach dem Weltkriege war Nordamerika das große Vorbild geworden. Sein Reichtum lockte, seine scheinbar unbegrenzten technischen Möglichkeiten verführten, während Europa damals sich zerfleischte und im Dunkel der Inflationen und Revolutionen zu versinken drohte. In gewaltigen Summen strömte das durch Kriegslieferungen an Europa verdiente nordamerikanische Kapital nach Südamerika, ließ nicht nur die Bergwerke emporwachsen, sondern streckte den Staaten ungeheure Summen vor, damit diese zu Ehren der von Nordamerika vordringenden Motorisierung Straßen bauen sollten.

Das Gesicht Südamerikas wandelte sich. Aus den stillen Kolonialstädten wurden die modernen Millionenstädte mit ihrem lauten Verkehr, der Lichterfülle und dem großen Luxus. Die Wolkenkratzer schossen nach nordamerikanischem Vorbilde in den Zentren der Großstädte aus dem Boden, der bis dahin kaum zweistöckige Häuser getragen hatte. Diese Entwicklung hatte ihre Vorzüge und ihre Schattenseiten. Sie ließ auf der einen Seite einen städtischen Mittelstand, auf der anderen ein städtisches Proletariat entstehen. Diese beiden Erscheinungen tragen in das Leben Südamerikas neue Probleme, die von denjenigen, die bisher die südamerikanische Geschichte gestaltet hatten, völlig abweichen. Sie werden die Träger einer neuen Zeit.

Der Mittelstand setzt sich zusammen aus dem städtischen Klein- und Mittelgewerbe, Handel wie Industrie, dazu kommen die Beamten, deren Zahl sehr rasch anschwillt, und schließlich gesellt sich zu ihnen die Armee, deren Offiziere

sehr viel stärker aus dem Mittelstand als aus der führenden Schicht der Grundbesitzeraristokratie stammen. Auch blutsmäßig unterscheidet der Mittelstand sich von den bisher herrschenden Klassen. Dabei wird es schwer sein, eine einheitliche Blutmischung zu erkennen, wie sie etwa die stolzen Kreolen, die rein weißblütigen Abkömmlinge der Konquistadoren, oder die breiten Massen des Landproletariats indianischer Abstammung auszeichneten. Im Mittelstand finden sich reine Indianer (die allerdings selten sind) mit den Mischlingen, aber bestimmt wird sein Gesicht durch die eingewanderten Europäer und deren im Lande selbst geborenen Söhne, die in der Beamtenlaufbahn oder auf dem Umwege über die städtischen Gewerbe jetzt überall in die höchsten Stellungen aufrücken.

Aber fast noch entscheidender als die wirtschaftliche, die soziale und die blutsmäßige Zusammensetzung des Mittelstandes ist der Altersunterschied gegenüber den vergangenen Herrschaftsschichten. Es sind fast durchweg junge Menschen, die im Mittelstand sich zusammenfinden und gegen die angeblich „überalterten Greise" der alten Parteien, des alten Wirtschaftslebens und der politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen Sturm laufen. Die große wirtschaftliche und soziale Umwälzung hat seelische Kräfte freigesetzt, die sich jetzt in der Jugend Luft machen müssen. Sie wollen das „neue Südamerika" schaffen, und zu diesem Zwecke nehmen sie die angebotenen nordamerikanischen Kredite gern an, wenn die Zinssätze noch so hoch, die an sie geknüpften Bedingungen noch so schwer sein mögen.

Die Weltwirtschaftskrise der dreißiger Jahre hat gerade die Hoffnungen des Mittelstandes schwer getroffen. Die Kredite aus Nordamerika blieben aus, ja sie wurden, soweit möglich, zurückgezogen. Der Zusammenbruch des Welthandels ließ gerade die Unternehmungslustigsten am stärksten leiden. Die Bergwerke wurden stillgelegt, die Staatseinnahmen gingen zurück, der Staat sah sich nicht mehr in der Lage, den angeschwollenen Beamtenapparat und die Armee weiter im alten Umfange aufrechtzuerhalten. Revolutionen waren die Folge. In wenigen Jahren wurden die Regierungen fast aller südamerikanischer Republiken gewaltsam gestürzt. Ein Chaos schien unvermeidlich. In dieser schweren Zeit bewährten sich die alten, geschichtlichen Kräfte Südamerikas. Sie hielten den Staat und die Wirtschaft aufrecht, als alles zusammenzubrechen schien. Die alten kolonialen Formen der Landwirtschaft, die nicht für den Export in einseitiger Bevorzugung eines einzelnen Erzeugnisses arbeitete, sondern vor allem den Lebensunterhalt sichern sollte, die seelischen Bindungen des Einzelnen zur Familie, zum Grundbesitz und zur Religion trugen die Welt, die am Versinken schien. Auf diesen sicheren Grundlagen konnte der Mittelstand nach Jahren der Krise eine neue Welt aufbauen, die sehr viel krisenfester ist als die zusammengebrochene, ohne deswegen die großen technischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten außer Acht zu lassen, die die moderne Technik geschaffen hat. Das sollte sich zeigen, als die Lage des Welthandels sich 1937 angesichts der großen Rüstungen wieder besserte und nun an die Rohstofflieferungen Südamerikas wieder große Anforderungen gestellt wurden.

So geht heute Südamerika sehr viel stärker in die Zukunft als noch vor wenigen Jahren. Es wird in der Lage sein, eine Konjunktur, die aus einem

Kriege sich für seine Rohstofferzeugung ergeben würde, sehr viel besser auszunutzen als im Weltkriege, weil es nicht einseitig auf Lieferung an das Ausland eingestellt ist, deren Nutzen nur wenigen Kriegsgewinnlern zugute kommen würde, sondern weil die Voraussetzung für eine allgemeine Hebung der Lebenshaltung gegeben sind durch die nationalen Industrien, denen nur der große Anstoß zur vollen Entwicklung fehlt. Dabei wird heute Südamerika in der Lage sein, den Austausch zwischen seinen verschiedenen Staaten, deren Wirtschaften sich vielfach ergänzen, sehr viel besser durchzuführen als zuvor. So besitzt Chile eine Eisenindustrie, die bei dem beschränkten Absatz und den überhöhten Preisen nicht gedeihen kann, die aber wohl in der Lage wäre, einen großen Teil des südamerikanischen Bedarfs zu decken. Ebenso hat die brasilianische Eisenindustrie sich wegen der ungünstigen Wettbewerbsverhältnisse nicht entfalten können, weil die Verkehrslage der Erz- und Kohlefundstätten zu ungünstig war.

Wenn man von der Zukunft Südamerikas spricht, wird man jedoch die wirtschaftlichen Möglichkeiten nicht ausschließlich betrachten dürfen. Wichtiger sind die kulturellen. Südamerika dürfte heute 90 Millionen Einwohner haben, von denen die Hälfte in Brasilien wohnt. Bei den großen natürlichen Reichtümern des Erdteils, den weiten unerschlossenen Gebieten, die nach einer Einwanderung tatkräftiger Menschen zu rufen scheinen, hängt die Entwicklung davon ab, ob seine Bewohner den Willen und die Fähigkeit haben, diese Möglichkeiten zu nutzen. Was besagt schon, daß Südamerika fast alle Rohstoffe in überreicher Fülle besitzt, wenn es an Fleiß und Energie fehlt? Diese sind nicht nur abhängig vom Kapital, das angeblich fehlt, sondern in höherem Maße von der kulturellen Entwicklung der breiten Massen, deren Lebenshaltung heute noch unverhältnismäßig niedrig ist. Hier setzt die Arbeit des Mittelstandes ein.

Die soziale Schichtung, die Südamerika aus der Kolonialzeit übernommen hatte, ließ der herrschenden Schicht der Großgrundbesitzer die breite Masse der besitzlosen und deswegen bedürfnislosen Landarbeiter gegenübertreten, die fast durchweg entweder rein indianischen Blutes waren wie in den nördlichen Andenländern oder die sehr stark mit indianischem und afrikanischem Blute durchsetzt waren. Die große europäische Einwanderung zum Ausgang des vergangenen und in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts hat wie ein Sauerteig gewirkt. Die heutige Bevölkerung in den südamerikanischen Städten zeigt ein völlig verändertes Gesicht, und von ihr geht die große Erweckung des südamerikanischen Menschen aus. Die modernen Verkehrsmittel haben den neuen Geist bis in die entferntesten Dörfer im Urwald getragen, den Geist der sozialen und kulturellen Umwälzung.

Das Streben auch der breiten Massen in Südamerika, den Lebensstandard zu heben, ist unverkennbar. Dabei konnten schwere Rückschläge wie die der Weltwirtschaftskrise nicht ausbleiben. Aber es hat sich in diesen Zeiten erwiesen, daß die materiellen Rückschläge überwunden werden können, wenn der Wille erst einmal gegeben ist, emporzusteigen in eine schönere Zukunft. Es ist dabei bewundernswert zu sehen, wie die alten geschichtlichen Wirtschaftsformen zur Selbsthilfe herangezogen wurden, wenn etwa die chilenischen Arbeitslosen in

die Berge gegangen sind, um nach alten Methoden Gold zu waschen, Gold, das als einziges Gut in der großen Krise seinen Wert nicht nur nicht verlor, sondern sogar bei den Währungszusammenbrüchen steigern konnte. Die stärkste Stütze für diesen Kampf um eine bessere Lebenshaltung bildete die junge Industrie, wie auch umgekehrt diese kulturelle Entwicklung ihr wiederum einen einheimischen Markt schuf, den es früher nicht gegeben hat.

Gerade weil dieses Zusammenwirken kulturell bedingt ist, dürfen über die wirtschaftlichen Fragen die geistigen nicht vergessen werden. Eine Steigerung der materiellen Kultur ist ohne eine geistige nicht möglich, und hierin sehen die einsichtsvollen Südamerikaner das eigentliche Problem. Das heißt nicht, daß Südamerika bisher keine geistigen Leistungen aufzuweisen hätte. Sowohl in der Kunst wie in der Wissenschaft haben Südamerikaner Hervorragendes geleistet, das nur wegen der fremden Sprache und der weiten Entfernung in Europa noch nicht genügend gewürdigt wird. Aber diese Leistungen sind nicht einer eigenen, bodenständigen Kultur entsprungen, sondern in Anlehnung an die europäischen Vorbilder, meist in europäischen Schulen gestaltet oder gar in Europa selbst geschaffen worden. Europa war bis heute der Magnet, der die besten Kräfte aus Südamerika an sich zog und diesen Erdteil selbst verkümmern ließ. Auf dem Umweg über Europa erhielt Südamerika vielfach die Ergebnisse der Tätigkeit seiner eigenen Söhne zurück. Die Folge war die Auslaugung des Landes, vor allem des flachen Landes und des Inneren, von den wahrhaft schöpferischen Menschen. Dagegen kann nur eines helfen: die Begründung einer eigenen, bodenständigen Kultur.

Sie soll nicht sich vom europäischen Vorbild abwenden, das noch lange richtunggebend sein wird, wenn auch Nordamerika sich eifrig bemüht, seine Werte dem Süden aufzudrängen. Aber die kommende südamerikanische Kultur soll etwas Neues, Eigenes werden, sie soll die reichen geistigen Kräfte der Nationen Südamerikas sich frei entfalten lassen nach ihren eigenen Gesetzen. In diesem Streben nach einem neuen geistigen Lebensinhalt sind sich alle südamerikanischen Nationen einig, so verschieden sie sonst sein mögen, weil sie hier auf gemeinsamen geschichtlichen Werten aufbauen können. Die gemeinsame Sprache, die auch den Unterschied von Spanisch und Portugiesisch zurücktreten läßt, die gemeinsame Religion, die auch im künftigen Weltbild eine entscheidende Rolle spielen wird, die altspanischen Tugenden und Ehrbegriffe, und vor allem die Erinnerung an die gemeinsame Vergangenheit bilden die sichere Grundlage für das kommende Weltbild.

Zur Zeit ist Südamerika noch in einer Gärung begriffen. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und die politischen Wirren, der Kampf der verschiedenen Weltanschauungen, der materiellen wie der religiösen, alles das beweist, daß Südamerika in seiner Geschichte an einer entscheidenden Wende angelangt ist. Es ist leicht möglich, daß eine Zeit großer politischer Hochspannung in Europa diesen Willen zum kulturellen Eigenleben, dieses Ringen um eine neue Weltanschauung mächtig beeinflussen und sehr viel schneller vollenden kann, als das unter gewöhnlichen friedlichen Zeiten möglich wäre. Es muß der Wunsch aller

Freunde Südamerikas sein, daß dieses hohe Ziel möglichst bald und möglichst reibungslos erreicht wird.

Wir haben den Verfasser des gründlichen und kenntnisreichen Buches „Südamerika. Gesicht, Geist, Geschichte" (Hamburg, H. Goverts Verlag), auf das wir nachdrücklich hinweisen, gebeten, aus seinem exakten Wissen um die Geschichte und Gegenwart des südamerikanischen Kontinents heraus ein Bild der Zukunft dieses wichtigen Raumes zu zeichnen. Die Schriftleitung.

KARL KOETSCHAU

Anna Amalia – Regentin und Mutter

Ein Gedenkblatt an den 24. Oktober 1739

An einem Märztag 1756 durchflutete das kleine Weimar gespannte Erwartung. Nicht die übliche Schaulust allein hatte die Bürger auf die Straße getrieben. Ganz innerlich beteiligt, wollten sie das Glück, das in das Land einzog, miterleben, ihrem vor kurzem als volljährig erklärten Herzog Konstantin zujubeln, wenn er in der Hochzeitskarosse an der Seite der am 24. Oktober 1739 geborenen Prinzessin Anna Amalia von Braunschweig in seine Haupt- und Residenzstadt einfuhr. Große Festivitäten hatte er sich verbeten. Man bedauerte es ein wenig, verstand es aber doch als wohl überlegte Rücksichtnahme auf die Verhältnisse des Landes, und so mochte mangelnden Glanz die Stärke der Empfindung ersetzen. Denn die nicht einzudämmende Baulust und die Soldatenspielerei des letzten Herzogs Ernst August, der ein gar wunderlicher und gestrenger Herr gewesen, hatte den Kassen große Lasten auferlegt, und die Zeit der fast achtjährigen Vormundschaft, während der ein gut eingespielter Beamtenapparat die Dinge im Gange hielt, hatte die Schulden noch längst nicht zu tilgen vermocht. Man kannte den jungen Herzog, der am Hof zu Gotha in strenger Isolierung aufgewachsen war, noch so gut wie gar nicht, und nach langem Herkommen mit dem Fürstenhaus geradezu partiarchalisch verbunden, war man sich wirklich ein wenig wie verwaist vorgekommen. Um so freudiger begrüßte man es nun, daß Konstantin für seine erste Pflicht die Umschau nach einer Landesmutter angesehen hatte, damit der Dynastie der Erbe und ihre weitere Blüte sichergestellt sei.

Wolken standen freilich noch vor der Sonne der Zukunft. Wer den jungen Herzog aufmerksam musterte, der konnte ernste Bedenken über seinen Gesundheitszustand nicht zurückdrängen. Ein hoch aufgeschossener, schmalbrüstiger Jüngling wandte dem Betrachter ein sehr spitzes und sehr blasses Gesicht zu, und in

den ernsten Augen spiegelte sich zwar Klarheit der Seele, aber es lebte darin auch so gar kein Schimmer jugendlicher Lebenslust. Ahnte der über seine Jahre hinaus Gereifte, daß nur noch eine kurze Strecke des bisher von Dornenhecken allein eingesäumten Weges vor ihm lag? Aber dem Vielgeprüften waren doch schließlich aus dem Gestrüpp einige Rosen entgegengewachsen: er war sich zwar nicht der Leidenschaft der erwählten Frau sicher, die er sich wohl auch kaum gewünscht hatte, um so mehr aber einer von Tag zu Tag sich klärenden, sich festigenden Liebe, hatte die beglückende Gewißheit, daß sie seine Arbeit für das Land verstand und sich leicht und willig in ihren Pflichtenkreis einlebte, konnte noch den Erbprinzen Karl August am 3. September 1757 mit dankbarer Freude begrüßen, und auch dafür, daß er nicht der einzige Sproß an diesem Ast des Wettinischen Baumes bleiben würde, war schon neue Hoffnung gegeben. Ehe sie sich erfüllen konnte, hörte jedoch das schwache Herz Konstantins am 28. Mai 1758 zu schlagen auf.

Vielleicht hatte gerade der Ernst, der auch Anna Amalias Jugend überschattete, das fürstliche Paar so schnell und so innig verbunden, das, wie bei den meisten Ehen dieser Zeit, fürstlichen und nicht fürstlichen, rein aus nüchternen Erwägungen heraus sich vor dem Altar hatte die Hände reichen müssen. „Man verheiratete mich so, wie man gewöhnlich Fürstinnen vermählt", schreibt die Herzogin in einer Art Selbstbiographie, der sie einen nicht ganz zutreffenden Titel „Meine Gedanken" gegeben. Mehr als einmal hat man diese Niederschrift abgedruckt. Aber allzuviel Wert sollte man, wenn Amalia auch in diesem und noch in dem einen oder anderen Falle das Rechte aussprach, dem in den letzten schweren Jahren der Regentschaft abgefaßten, glücklicherweise in den Anfängen steckengebliebenen Zeugnis nicht beimessen. Nein, nicht diesem Zeugnis: dieser Anklage gegen das Schicksal, die ihr in düsterster Stimmung von einer fast dämonischen Laune diktiert worden war, ganz im Widerspruch zu ihren Erfolgen und nun vollends zu ihrem Wesen und ihrer Lebensauffassung. Als Kind ist sie freilich schwer aus sich herausgegangen. Ihr wacher Geist beobachtete ebenso scharf die Umgebung wie sich selbst, doch habe sie — so schreibt der Abt Jerusalem, der die Erziehung der fürstlichen Kinder lenkte — „noch nicht Mut genug zu scheinen, wie sie ist". Und so mag sie in der Tat, namentlich ihrer gewandten älteren Schwester Karoline gegenüber, lange Zeit zurückgetreten sein. Daß aber ihr kluger Vater Karl I., dem übrigens die Geschichtschreibung erst spät gerecht wurde, die Tochter bald nach ihrem vollen Werte schätzen lernte, wenn er es nicht wirklich von Anfang an getan haben sollte, beweisen seine Briefe an sie, in denen er sie immer mit nie verkennbarer Liebe berät. Und hat ihr Bruder Friedrich August in einem Charakterbild, das er kurz nach Antritt ihrer Regentschaft von ihr entwarf, nicht ausgesprochen, wie stolz man in Braunschweig auf diesen Sproß des Herzoglichen Hauses war? Sie hat ja auch immer, was doch kaum denkbar ist, wäre sie in einer ganz liebeleeren Umgebung aufgewachsen, an ihrer Familie mit jeder Faser ihres empfindsamen Herzens gehangen, am wenigsten vielleicht an ihrer besonders gegen sie allzu strengen Mutter Philippine Charlotte. Und doch hätte gerade diese auf die Tochter stolz sein sollen, denn sie blickte sie

ja an mit den klaren, blauen Augen ihres Bruders, Friedrichs des Großen. Dieser Oheim selbst aber hatte für sie bis an sein Lebensende eine zarte Neigung im Herzen bewahrt und nie mit der Bewunderung ihrer tüchtigen Art zurückgehalten. Schreibt er ihr einmal nicht selbst, so wird, wenn die Staatsraison ihn hindert, auf ihre Bitte einzugehen, der Kanzlei besonders empfohlen, „sehr poliment" zu antworten oder mit „sehr obligeantem Compliment", und noch einmal hinzugefügt: „Recht obligeanter Schluß".

Anna Amalia war im landläufigen Sinne des Wortes keine Schönheit. Die große, am Rücken zweimal leicht eingebogene, an der Kuppe ein wenig nach oben strebende Nase, eben „eine braunschweigische Nase", konnte beim ersten Anblick stören. Aber das zarte Oval, die reine Form der Stirn, auf der überlegene Klugheit ihren Sitz hatte, der anmutige Mund, über den sich sehr bald gern ein alles verstehendes, mildes Lächeln breitete, vor allem noch einmal jene Augen, ein wahres Gnadengeschenk ihres großen Oheims, die schönsten Hände und Füße, so schöne Füße, daß weimarische höfische Stutzer Miniaturnachbildungen ihrer Schuhe als Berlocken trugen, die Anmut der Haltung ihres kleinen zarten Körpers: das alles war der zuverlässigste Freibrief, den ihr die Natur ausgestellt, und die Herzen, noch ehe sie gesprochen und gehandelt hatte, ganz in ihren Bann zog. Bin ich zu enthusiastisch, weil täglich ihr von Johann Friedrich August Tischbein gemaltes Bildnis zu mir herabsieht? Aber in langen Jahren hat sie eben an meinen Freuden lächelnd, an meinen Sorgen gütigen Herzens teilgenommen, so daß ich überzeugt dem alten Goethe nachspreche: „Sie war ein allerliebstes, vortreffliches, aber indefinibles Wesen." Und auch diese Einschränkung soll ihre Geltung haben.

Zu jeder Stunde konnte Herzog Konstantin das Erlöschen seines flackernden Lebenslichtes befürchten. Wenige Monate nach der Geburt des Erbprinzen errichtete er deshalb sein Testament, beraten von seinem tüchtigen, dem Geheimen Konseil vorstehenden Minister, dem Grafen Bünau, der im Gedächtnis der Nachwelt als Beschützer Winckelmanns, seines Nöthnitzer Bibliothekars, bis heute noch weiterlebt. Danach sollte Anna Amalia zusammen mit König Friedrich V. von Dänemark, dessen staatsmännische Umsicht allenthalben gepriesen wurde, Vormundschaft und Regentschaft gemeinsam führen. Um so mehr war man nun überrascht, als bei der Testamentseröffnung noch ein Kodizill präsentiert wurde, das — diesmal ohne amtliche Mitwirkung — vom Herzog allein abgefaßt war, seine Gemahlin zur einzigen Vormünderin ernannte und, bis sie selbst volljährig wäre oder vor der Zeit als volljährig vom Kaiser erklärt würde, ihren eigenen Vater als Vertreter ihr zur Seite stellte. Da sich so für die Fürstin die Verhältnisse wesentlich vereinfachten, wird man wohl mit der Annahme nicht fehlgreifen, daß sie selbst eine entsprechende Bitte an ihren Gemahl gerichtet hatte, und in deren Gewährung ein Zeugnis ihres Ernstes und eine Anerkenntnis ihres berechtigten Selbständigkeitstriebes sehen dürfen. Aber im „Heiligen Römischen Reich Teutscher Nation" konnten alle solche Dinge damals nicht glatt verlaufen. Es gab Hin- und Herschreibereien, die, anstatt die Lage zu klären, sie möglichst komplizierten, und fast fünfviertel Jahre vergingen, bis Anna Amalia das frei-

lich dann immer noch als ein Gnadengeschenk dargebotene Dekret in Händen hielt. So war denn die junge Fürstin in Intrigen aller Art, die hier nicht weiter ausgeführt werden sollen, von vornherein verstrickt. Ein Warnungssignal über die Schwierigkeit des Regierens war gegeben, das Mißtrauen in die Zuverlässigkeit der Menschen geweckt. Aber ihre Entschlossenheit wurde durch die große Vorsicht, mit der sie an alle Geschäfte herantrat, nicht vermindert: mit fester Hand griff sie zu, verlangte eine fast zu sehr ins Detail gehende Mitarbeit, berief die unbequemen Landstände unter geschickter Begründung lange nicht ein — nur einen einzigen Landtag hat sie in siebzehn Jahren abgehalten, dessen Verabschiedung stürmisch genug verlief — und fühlte sich durchaus als Herrscherin im Sinne des aufgeklärten Absolutismus jener Epoche. Das heißt: sie hörte zwar mit ernstem Bedacht die Ratschläge ihrer Geheimräte und der durch sie vertretenen Kollegiatbehörden an, entschied aber dann, der Last der Verantwortung sich wohl bewußt, durchaus nach eigenem Ermessen. Ist es da zu verwundern, daß Friedrich der Große ihrer Arbeit freudigen Beifall zollte, wo sie doch, wenn Kleines mit Großem verglichen werden darf, in ihrem kleinen Staate nicht anders verfuhr als er in seinem großen?

Und klein genug war allerdings dieser Staat. Das Herzogtum Sachsen-Weimar und Eisenach umfaßte zusammen 36 Quadratmeilen, die von rund 100000 Einwohnern bewohnt wurden, wovon nur 6000 auf die Stadt Weimar entfielen. Jeder Landesteil — eine der unseligen Folgen der fortgesetzten, von dynastischem Interesse diktierten ernestinischen Teilungen — wahrte sich eifersüchtig seine landständische Verfassung, hatte eine eigene, ziemlich umständlich aufgebaute Behördenorganisation, selbst die „Landesportion" Jena, und auch das kleine, früher hennebergische Amt Ilmenau hatte sich wenigstens seine besondere Steuerverwaltung gesichert. An Arbeit mangelte es also nicht. Aber alle Bemühungen konnten nur zum Vegetieren ausreichen, nicht zum Gedeihen. Die große Verkehrsstraße Frankfurt—Leipzig ging von Erfurt aus am Herzogtum vorüber, Gewerbe gab es nur in Apolda, aber der Absatz der Erzeugnisse hing ganz vom guten Willen der Nachbarstaaten ab, die jederzeit ihre Grenzen sperren konnten, und wenn die Landwirtschaft einmal in guten Jahren mehr förderte, als man im Lande selbst brauchte, konnte man den Überschuß nicht oder nur zu Schleuderpreisen verkaufen, denn die Nachbarn im gleichen Landstrich befanden sich ja dann in der nämlichen Lage, die wahrhaft miserablen Wege aber und die schlechten Transportmittel gestatteten keinen Versand in die Weite. Fritz Hartung, der diese Verhältnisse gründlich untersucht und anschaulich dargestellt hat, zieht mit Recht die Summe der Zustände in dem Satze: „Dem Kleinstaat fehlte die unumgängliche Breite der Grundlage für die Entfaltung selbständigen staatlichen Lebens."

Große entscheidende Taten konnte man also von Anna Amalia um so weniger erwarten, als sie, ihren eigenen sicher wachen Ehrgeiz bezwingend, der Regierung des Sohnes nicht mit entscheidenden Gesetzen vorgreifen wollte. Sie mußte sich darauf beschränken, durch große Sparsamkeit und bei eingeschränktem Bedarf der Hofhaltung die Finanzen wieder in Ordnung zu bringen und darin zu erhalten, der Herzoglichen Kammerkasse ganz und der Landschaftskasse teilweise von ihrer

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA TORUŃ

Verschuldung zu helfen, im übrigen aber darauf bedacht sein, einige Grundsteine für weiteren Aufbau zu legen. So bedeutete es z. B. einen entscheidenden Eingriff in den Schlendrian des in längst veralteten Einrichtungen steckengebliebenen Staatswesens, daß sie eine Generalpolizeidirektion schuf, die nicht nur wie die anderen obersten Behörden verbot, sondern die Untertanen, die sich durchaus an ein laissez faire, laissez aller gewöhnt hatten, zwang, die zu ihrem eigenen Besten erlassenen Verfügungen auch wirklich zu beachten. Sie richtete weiter eine Brandassekuration ein, für die sie Beitrittszwang befahl, weil ja die Häuser die wichtigsten Objekte für die Ordinar- und Extraordinarsteuern waren, und bereitete — echt mütterlich-fraulich, aber auch gut bevölkerungspolitisch gedacht — eine Regelung des Hebammenwesens vor, indem sie zunächst für Weimar einen Akkoucheur anstellte, dann aber an der Universität Jena, die sie jederzeit mit Einsicht förderte, ein entsprechendes Institut in Verbindung mit den klinischen Anstalten zu gründen versuchte, das dann Karl August 1778 dank ihrer Fürsorge auch wirklich eröffnen konnte. Der Stadt Weimar aber schaffte sie endlich Luft von den Fesseln der einengenden, ganz zwecklos gewordenen Befestigung und legte eine breite, schöne Straße, die Esplanade (jetzt Schillerstraße) an, auf der sie sich gern zu bestimmter Stunde den Bewohnern, mit ihrem Hofstaate nicht ohne Prunk lustwandelnd, zeigte, ein farbenprächtiges Bild des langsam versinkenden Rokoko. Wer sie dabei wie ein zierliches Schmuckstück bewunderte, wußte doch recht wohl, daß sich hinter dem gefälligen Äußeren noch ein Wesentliches verbarg: das gütige Herz einer besorgten Regentin, die Tugenden einer Hausfrau, Sparsamkeit und Fürsorge jeglicher Art, zuallermeist aber das Pflichtgefühl einer Mutter. —

Waren die Staatsaufgaben ein höchst sorgenvolles Vermächtnis des Gatten, so die beiden Söhne das Pfand einer Liebe, der als der ersten großen Wohltat des Schicksals in ihrem Leben Anna Amalia ständig die Treue wahrte. Aber gewohnt, ihre Empfindung unter strenger Selbstzucht zu halten, erlaubte sie ihrem Herzen, gewiß voller zärtlichster Gefühle, niemals eine Beherrschung des Erziehungsplanes, den Vorrang vor dem Diktat der Vernunft. Sie war ganz eine Tochter des humanitären und aufgeklärten Jahrhunderts, das in nie ermüdendem Eifer an den Menschen herumbastelte und glaubte, sie auf methodischem Wege zu einem höheren Glückszustand emporläutern zu können. Insbesondere war im Thüringischen die Erziehungslust gewissermaßen durch Vererbung eingebürgert. Weimar hatte den Schulzwang schon 1619 angeordnet, und der im Jahre 1649 gedruckte „Schulmethodus" Ernst des Frommen von Sachsen-Gotha hatte vorbildliche Bedeutung erlangt. Den Kindern wurde es in diesen Landen niemals leicht gemacht. Zwar in jenen Schulen, die wir heute Volksschulen nennen würden, bekamen sie nur das Allernötigste gelehrt und meist von gar nicht oder schlecht vorbereiteten Lehrkräften, die im Stock noch ein wesentliches Hilfsmittel ihrer Tätigkeit sahen, aber schon in den Privatschulen, und noch viel mehr in den sächsischen Fürstenschulen, in den Ritterakademien, die in Basedows Dessauer Philanthropinum und dessen Abarten eine Wandlung ins Bürgerliche sich gefallen lassen mußten, wurde ein Wissensstoff in die jungen Köpfe gepfropft, der nicht

immer in richtigem Verhältnis zu Fassungskraft und Alter gestanden haben mag. Hauslehrer und Hofmeister wollten hinter diesen Anstalten nicht zurückbleiben, ja wir kennen Beispiele, die den Wetteifer bis zum Ungesunden steigerten. Auch am weimarischen Hofe hätte das leicht eintreten können. Willy Andreas, der künftige Biograph Karl Augusts, hat uns im „Archiv für Kulturgeschichte" ausführlich über die Pläne unterrichtet, die man dort hatte, und uns aus einigen Jahren auch die Stundeneinteilung bekanntgemacht. Von morgens acht bis abends zehn Uhr wurde immer gelehrt und gelehrt, teilweise auch in den „Rekreationsstunden", und Morgen- und Abendgebet wuchsen sich fast zu theologisch-moralischen Exkursen aus. Körperliche Übungen, auf sehr geringen Zeitverbrauch berechnet, dienten im wesentlichen nur der kavaliermäßigen Ausbildung im Tanzen, Fechten, Schießen, verhältnismäßig spät auch im Reiten; die Künste, Musik, Zeichnen und Malen, wurden nicht ganz vergessen, für die Lektüre aber, auf die jene lesenshungrige Zeit größten Wert legte, ohne einen stufenweisen Fortgang zu berücksichtigen, mußte noch jede nebenbei sich ergebende Gelegenheit herangezogen werden, so daß wir z. B. bei dem umständlichen Frisieren den kleinen Karl August mit größtem Behagen in Gellerts Fabeln vertieft sehen. Wo aber blieb denn, da die kleinen Prinzen eigene Hoftafel unter Aufsicht des Gouverneurs führten, die Mutter? Auch für sie war im Stundenplan eine Zeit angesetzt: von sechs bis halb acht Uhr abends durften sie ihre Kinder besuchen, in der kurzen Spanne alle die Zärtlichkeit miteinander austauschen, die sie bewegte, mußten sich aber auch von dem forschenden Auge der Mutter beobachten lassen, und so brachten schließlich selbst in dieser Zeit der Freude beide Teile ihr Opfer.

Herzog Konstantin hatte bestimmt, daß bis zum vierten Jahre die Erziehung in den Händen der Frauen bleiben sollte. Aber der Erbprinz zeigte sich, sobald sein anfangs zarter Körper erstarkt war, als ein wahrer Unband, gar nicht geneigt, sich gängeln zu lassen, und schon klug genug, zu wissen, wie er die, die ihn hätten leiten sollen, zu seinem Willen brachte. Amalia suchte also schon etwas vor Ablauf der Zeit männliche Hilfe. Der ihr von Braunschweig her bekannte Theologe Seidler schien ihr zur Einpflanzung der rechten Gottesfurcht, die für Fürsten von Gottes Gnaden Grundlage und Stütze des Denkens sein mußte, der geeignete Mann. Sicher war er ein tüchtiger Lehrer, der mit anderen ihm beigeordneten Kräften die Prinzen gut voranbrachte. Aber selbst in engen Verhältnissen lebend, nahm er zuviel Rücksicht auf die höfischen, bestärkte durch Devotion den rasch zum Bewußtsein seiner künftigen Herrscherwürde gekommenen Karl August und hielt nicht mit der nötigen Energie die immer bereiten Schmeichler von ihm fern. Die Mutter, die Folgen davon mit Sorge bedenkend, teilte ihrem Geheimen Konseil mit, daß sie nach halbjährigen Erziehungsstudien und bei genauer Prüfung etwa geeigneter Persönlichkeiten endlich sich für den fünfundzwanzigjährigen Grafen Johann Eustachius von Görtz, genannt von Schlitz, als Gouverneur entschieden habe. Sie hatte eine gut Wahl getroffen. Zwar hat man in Weimar manches, auch noch bei Darstellungen späterer Zeit, gegen diesen Mann eingewandt, indem man allgemeine Fehler des Hoflebens als persönliche auslegte, aber an der Reinheit, der Selbstlosigkeit seines Wollens, an der Unerschrockenheit

seiner Wahrheitsliebe sollte niemand zweifeln, der seine in regelmäßigen Abständen erstatteten Berichte und seine Briefe, besonders die intimen an seine kluge Gattin, vorurteilslos gelesen hat. Und spricht es nicht für ihn, daß der aus der Ferne Weimar aufmerksam beobachtende preußische König ihn in seine eigenen diplomatischen Dienste übernahm, nachdem er dort ausgeschieden war? Karl August aber blieb sich immer bewußt, daß er Görtz die festen, eben auf sein Wesen besonders zugeschnittenen Grundlagen seiner Entwicklung zu danken hatte, hörte nie auf, ihn wie einen väterlichen Freund, als seinen Führer in die Welt zu lieben, und trat mit Entschlossenheit selbst der Mutter gegenüber für ihn ein, als in deren Beurteilung des Grafen sich eine Wandlung vollzog, die unverständlich bliebe, dürfte man nicht die beleidigte Mutterliebe als Entschuldigungsgrund ansehen.

Die Erziehung war nun soweit fortgeschritten, daß sie einen akademischen Charakter annehmen mußte. Wieland, der in Erfurt an der kleinen Universität seit 1769 als Professor der Philosophie mit bestem Erfolg lehrte, war durch seine Werke, aber auch in Person der Herzogin bekanntgeworden, und seinen unlängst erschienenen „Goldenen Spiegel" hatte sie genau studiert, gründlicher als Joseph II., für den recht eigentlich der Autor „diese Art summarischen Auszuges des Nützlichsten" geschrieben hatte, „was die Großen und Edlen einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit lernen könnten". Nun begannen Verhandlungen mit dem Dichter, von Görtz, der sich mit ihm bald zu vertrauter Freundschaft zusammengeschlossen, geschickt und eifrig gefördert. Wieland, der Vater einer rasch heranwachsenden Familie, wußte sehr wohl auch die materiellen Anforderungen des Lebens klug abzuwägen. Und nachdem sie ihm durch schöne Freigiebigkeit gesichert schienen, kam er endlich 1772 nach Weimar, überzeugt, daß er in Karl August, den er gut beobachtet hatte, den Idealtypus eines Herrschers im Sinne eines aufgeklärten Despotismus werde heranbilden können, gestützt auch in seiner günstigen Meinung durch eine ihm von Görtz mitgeteilte Äußerung Friedrichs des Großen, „er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige". In wahrhafter Freundschaft fühlte sich der Erbprinz zu dem neuen Lehrer bald hingezogen. Aus ihnen beiden und Görtz aber bildete sich eine feste Trias, die an dem geschmeidigen Diplomaten, dem kurmainzischen Koadjutor Freiherrn von Dalberg in Erfurt, noch einen geschickten Vermittler fand, als die Hauptbeteiligte an der Erziehung, die Mutter, sich durch diesen Freundschaftsbund in den Hintergrund gedrängt fühlte. Sie war tief erschüttert, als ihr der Sohn trotz aller Liebe, deren er sie immer wieder mit ehrlichen Worten versicherte, langsam entglitt, fest entschlossen, seine Führer nicht preiszugeben. Allerdings hatte sie einen schweren Fehler begangen. In der Annahme, daß sein reger Ehrgeiz noch mehr gesteigert werden könne, hatte sie dem Sohn stillschweigend den Titel verweigert, auf den er nach der Gepflogenheit der Zeit Anspruch hatte: Karl August war immer noch der Erbprinz, nicht der, wenn auch noch minderjährige, Herzog; er wurde auch nicht unmittelbar zu den Staatsgeschäften herangezogen, was durch passive Teilnahme

an den Konseilsitzungen sich doch leicht hätte bewirken lassen. Selbst der beste Ratgeber, den Anna Amalia für die Staatsgeschäfte gefunden, der Minister Freiherr von Fritsch, konnte sich, sonst sehr wenig Görtz und Wieland geneigt, in diesem Falle nicht an der Herzogin Seite stellen. Denn sie sah nur, wie sie sich selbst ausdrückte, daß man sich von der untergehenden Sonne ab- und der aufgehenden zuwende, und so erbittert war sie darüber, daß sie vorzeitig die Regentschaft niedergelegt hätte, wäre sie nicht von Fritsch mit ernstesten, fast beschwörenden Worten von diesem unseligen Schritt abgehalten worden. Der Hauptschuldige war für sie Görtz. Wieland, dem man als Poeten vieles nachsehen müsse, war ihr eine Nebenfigur. Ihre Verstimmung gegen ihn verflog bald, und bis zum Ende ihres Lebens blieb sie ihm eine gütige, oft sehr nachsichtige Freundin. Den Grafen hingegen hat sie noch kurz vor Ende ihrer Regentschaft mit so kühlen Worten aus seinem Erziehungsdienst entlassen, daß ein Hauch von Undankbarkeit aus diesem Dekret nicht auszulöschen ist.

Der jüngere Sohn Konstantin, dessen matte Haltlosigkeit und Unentschlossenheit sehr von der Frische und Festigkeit des Bruders abstachen, hatte sich zur Offizierslaufbahn entschlossen. Er brauchte einen Gouverneur zur Vorbereitung, vor allem aber auch einen Mentor fürs Leben. Als nun Karl Ludwig von Knebel, nachdem er in Potsdam des schlechten Avancements wegen seinen Abschied von der Garde erbeten, in Wahrheit wohl aber, um als gelehrter Schöngeist seinen Neigungen zu leben, nach Weimar kam, Wieland zu sehen und ihn in die Schar seiner Dichterfreunde einzureihen, gefiel er bei Hof, besonders auch dem Minister von Fritsch, und so umwarb man ihn, bis es endlich gelang, den eigenwilligen Mann zum Dienst bei dem jüngeren Prinzen im Oktober 1774 zu gewinnen. Seine nächste Aufgabe war, nachdem die Herzogin ungern den ihr von allen Seiten widerratenen Wunsch aufgegeben, die Brüder auf eine Universität zu schicken, beide, zusammen mit Görtz und anderem Gefolge, auf eine Reise zu begleiten, die nicht die übliche Kavalierstour sein sollte. Ihr wichtigstes Ergebnis, wenn auch zunächst ein beiläufiges, war die von Knebel eingeleitete Bekanntschaft mit Goethe. Ein weiteres die von der Mutter dringend gewünschte Verlobung Karl Augusts mit der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt. Die jungen Prinzen aber begrüßten vor allem den Einblick in die große Welt, die sich ihnen erst in Straßburg, dann in Paris fast wie ein Wunder erschloß. Nun erst löste sich im Wesen des Erbprinzen die letzte Gebundenheit: als tatenfroher Mann kam er heim, selten gut ausgerüstet, den Thron zu besteigen. —

Anna Amalia zog sich zurück. Die letzten bitteren Erlebnisse verklangen bald, sie fand die reine Güte ihres Herzens wieder. In einer über dem Alltag stehenden stillen Gefaßtheit, die nicht lange brauchte, um zu sonniger Heiterkeit sich durchzuringen, lebte nun die Sechsunddreißigjährige endlich ihr Leben, so wie sie es sich wünschte: ein Leben der Schönheit und des klaren Wissens um die Güter dieser Welt. Konnte sie sich selbst ein würdigeres Denkmal setzen?

FELICITAS VON REZNICEK

Die endlose Straße

800 Meilen – das ist auch in USA. eine längere Autoreise, und man muß schon ein und einen halben Tag dafür einsetzen. So machen wir uns also nachmittags um 3 Uhr bereit und starten von San Franzisko. Leicht verfroren, in unseren Mänteln, queren wir die Küste an der Bai, doch bald trauern wir der Kühle nach, denn der Weg führt ins innere Kalifornien, nach Sacramento, der Stadt Sutters, wo eine Wärme von 109 Grad Fahrenheit keine Seltenheit ist. Im Gegenteil, man verrät uns, daß wir es ganz gut getroffen haben, denn es könnte noch heißer sein.

Wir haben es uns schon lange abgewöhnt, mit offenem Verdeck zu fahren, denn der erste handfeste kalifornische Sonnenbrand hat uns von dieser Liebhaberei geheilt. Wir öffnen nur alle erreichbaren Fenster, um etwas Zugluft zu haben, und dann „driven" wir unserem ersten Abenteuer entgegen, unserem Schicksal, das sich in die Gestalt eines Autostraßenpolizisten gekleidet hat, der – sachte, sachte – hinter uns hergefahren ist und zu seiner (nicht unserer) Freude feststellte, daß wir die Höchstgeschwindigkeit überschritten haben. Seine Sirene heult neben uns auf, und ein Wink mit dem rechten Daumen bringt 70 Pferdekräfte schleunigst zum Stillstand.

„Speed-limit" ist 45 Meilen, belehrt uns der Hüter der Ordnung und schreibt einen Strafzettel aus, in dem unter anderem eingehend die Person des Schreibers beschrieben ist, was uns eine mühselige Rechnung verursacht, wieviel „inches" der Täter lang ist. Rechnen lernt man überhaupt in Amerika, denn alle Maße sind verschieden von den unseren, und man kann von Glück sagen, daß der Tag nicht 25 Stunden hat.

Mit der beruhigenden Mitteilung, daß 45 Meilen Höchstgeschwindigkeit gesetzlich sind und daß wir daher höchstens 55 Meilen fahren dürfen, verläßt uns das freundliche Gesetzesauge, und wir halten uns erschreckt an diesen trostreichen Tip. Verbitternd ist nur, daß die anderen Wagen sich gar nicht daran halten und keine Polizei mehr kommt, um die Sünder aufzuschreiben. Also nicht einmal geteiltes Leid oder ein bißchen Schadenfreude.

Doch unser Kummer legt sich bald, als wir von einer Paßhöhe weit in das Land Nevada hineinblicken. Hier kamen vor 150 Jahren die Siedler mit ihren Ochsenkarren von der Ostseite an und blickten zu den Bergen auf, die sie vom verheißenen kalifornischen Gold- und Glücksland trennten. Doch wo für sie der Blick von Höhen begrenzt war, dehnt sich für uns unendliche Weite aus.

Nun ist es nicht mehr weit nach Reno, der Stadt der Spieler und Scheidungslustigen, an deren Eingang uns ein Schild empfängt, das uns darauf hinweist, daß wir uns in der größten Kleinstadt der Welt befinden.

Und wir müssen das anerkennen, als wir uns durch eine endlose Wagenkolonne im Schritt mühsam vorwärtsschieben, staunend kaum gezähmte Pferde zwischen

Autos „parken" und die gefüllten Spielsäle sehen, in denen Cowboys im buntseidenen Hemd neben Mädchen in Pyjamas und Damen im Silberfuchscape von der gleichen rollenden Kugel Glück oder Unglück erwarten, die einem alten Tramp für seinen letzten halben Dollar ein Vermögen bringen soll.

Doch wir lassen uns vom Spielteufel, der in Hunderten von „Slotmaschinen", Pokertischen und den unbekanntesten und primitivsten Glücksspielen auf Opfer lauert, nicht verleiten, denn 500 Meilen wollen am anderen Tag bezwungen sein, und wir rollen schon um 6 Uhr früh auf der Straße dahin, die in die Wüste führt.

Gleich hinter der Stadt finden wir einen Mann, der auf seinem Koffer sitzt und mit einem Schild „Chicago" freundlich winkt. Das ist der Tramp der Neuzeit, den Gluthitze und Wüsteneinsamkeit nicht davon abhalten, sich auf sein Glück zu verlassen, das ihm gütige Mitmenschen in den Weg schickt, die ihn so ungefähr 3000 Kilometer weit umsonst befördern. (Als wir uns übrigens 72 Stunden später in Salt Lake City zur Heimfahrt bereit machen, steigt er aus einem großartigen Luxusauto und bedankt sich bei den Insassen würdig und gemessen für die Mitnahme. Bis hierher hat er es geschafft.)

Und nun brausen wir mit Volldampf in die Wüste hinein, nachdem wir an einigen Autos, die uns in vollster Fahrt überholten, die Erkenntnis gesammelt haben, daß hier keine Höchstgeschwindigkeit vorgeschrieben ist, worauf wir gramvoll den unnötig mit Schleichen verbrachten Meilen nachtrauern.

Es ist eine ebenso eintönige wie abwechslungsreiche Fahrt. So sonderbar das auch klingen mag — es stimmt. Die klare Luft gibt uns eine Blickweite, die es uns erlaubt, die unendlichen geraden Straßen meilenweit zu verfolgen, und die Färbungen wechseln beständig. Rote Felsen wirken in der Ferne lila, und das verbrannte Gras ist einmal strohgelb und einmal braun. Die Bergrücken, die das langgestreckte Tal einsäumen, verändern immer wieder ihre Form, vom flachen Grat bis zum kühnen Zacken. Hier und da schieben sie sich ein wenig auseinander, und die schneebedeckte „High-Sierra" wird frei. Ihre Viertausender leuchten im blauen Dunst.

Wir erfinden ein neues Autospiel und wetten, wie lang die geraden Strecken ununterbrochen durchlaufen. Dabei unterschätzen wir zunächst mächtig. Die längste Gerade ohne Biegung, Kurve oder Kreuzung ist 25 Meilen lang. An ihrem Ende finden wir eine Bergkette, die wir in engen, scharfen Kurven überwinden. Die Paßhöhe liegt auf 2500 Metern.

Ja, mit Umherschauen vergeht die Zeit — und es vergehen die Meilen. Daran wird das „Greenhorn" unliebsam erinnert, als es ein Schild entdeckt, auf dem zu lesen ist, daß die nächste Tankstelle noch 60 Meilen weit entfernt ist. Nur ungern prüfen wir die Benzinuhr, die uns verrät, daß wir vielleicht gerade noch hinkommen.

Wir pfeifen aber auch wirklich auf dem „letzten Tropfen", als wir die rettende Brennstoffstelle erreichen, und nun eilen wir der Grenze von Utah entgegen. Es wird auch langsam Zeit, denn wir mußten die Uhr um eine Stunde vorstellen,

weil unser Weg ja nach Osten führt. Immerhin, wir werden noch zurechtkommen, wenn nichts Unvorhergesehenes passiert.

„Doch mit des Geschickes Mächten" – ganz besonders trifft dieser Spruch auf den amerikanischen Kontinent zu. Diesmal kündigt sich das Schicksal durch ein großes braunes Tier an, das vor unserem Wagen herüberhüpft, den wir am Straßenrand geparkt haben, weil die Neulinge wieder einmal die Gegend betrachten und mal photographieren müssen.

„Komisch, so ein großer Grashüpfer", stellen wir mit einer Unbekümmertheit fest, die den Grad unserer Unerfahrenheit kennzeichnet. Denn bald ist es gar nicht mehr komisch, weil es sich nämlich um den Vorläufer einer Herde Wanderheuschrecken gehandelt hat, deren Zug in endloser Länge und mehr als eine Meile breit die Autostraße kreuzt. Wir können uns dem Eindruck dieses Naturereignisses nicht entziehen. Durch nichts beirrt, über Felsen und über die Leichen ihrer, von Autoreifen zermalmten, Kameraden hinweg setzen die Heuschrecken ihren Weg fort. Glücklicherweise sind sie noch nicht geflügelt, sonst hätten sie die Sonne verdunkelt, und wir hätten längere Zeit damit zu tun gehabt, unsere Windschutzscheiben und unseren Kühler wieder zu säubern. So begnügen sie sich damit, eine wimmelnde braune Masse, die Straße anzufüllen. Alles Nagbare auf ihrem Weg ist vernichtet. Unser Weg führt uns durch die kahlgefressene Gegend, die sie hinter sich gebracht haben, und wir fahren sehr vorsichtig, denn die Leiber der getöteten Tiere verstopfen die Profile unserer Reifen.

Langsam verliert sich die braune Farbe der Felsen, und dann haben wir auch diesen Paß überwunden. Wir sind fast geblendet, denn die weiße Salzwüste liegt zu unseren Füßen. Zuerst sind wir ganz verwirrt von den eigenartigen Spiegelungen. An vielen Stellen ist das Salzwasser noch nicht ganz verdunstet, und die roten Felsen am Rande und auch mitten in der Salzfläche spiegeln sich derart, daß sie teilweise in der Luft zu hängen scheinen.

Bei der berühmten Weltrekordstrecke steigen wir aus und untersuchen die Bodenbeschaffenheit. An den völlig ausgetrockneten Stellen hat man den Eindruck von Zement. Dazwischen glänzt aber noch Wasser, und so beschließen wir, lieber nicht die Abkürzung zu fahren, die sich Kenner ohne weiteres zunutze machen.

Welcher Gegensatz! Hier Wasser, dort Salz, und ungefähr 20 Meilen entfernt der Qualm eines Steppenbrandes, an dem wir vorübergefahren sind. Hier weißer Salzboden, drüben, in der Ferne, von ewigem Schnee überzuckerte Gipfel.

Langsam taucht ein grüner Streifen am Horizont auf. Es ist die Kette bewaldeter Berge, an deren Fuß Salt Lake City liegt, eine Garten- und Parkstadt, mit grünen Wiesen, am Rande der Wüste. Ganz nahe der Salzsee, der dunkelblau daliegt, mit roten Felseninseln, die der unwahrscheinlichen Farbwirkung zu einem noch größeren Höhepunkt verhelfen. Im Wasser des Salzsees versetzen wir uns am nächsten Morgen in die Gedankengänge eines Brettes, denn es ist uns beim besten Willen nicht möglich, unterzugehen.

Und weitere 24 Stunden später rollen wir schon wieder auf einem anderen Weg durch die Sierra. Diese Strecke ist noch einsamer und eingeschlossener und bietet uns wenig Ausblicke auf die High Sierra. Sehr viele Pässe leiten uns

in viele langgestreckte Täler, die sehr plötzlich auftauchen. Manche sind außerordentlich fruchtbar, und ihre Schluchten erinnern an Thüringen, den Harz und das Allgäu. Endlose Strecken sind ganz ohne Siedlung. So sehen wir einmal auf 109 Meilen kein Haus, keine Hütte, nicht einmal in der Ferne den Rauch eines Schornsteins. Wir überholen und begegnen in dieser Zeit nur elf Autos.

Auf unwahrscheinlich große Entfernungen hin entdeckt man die Dinge, in dieser klaren Luft, und beim Anblick einer Rauchfahne machen wir uns ein Bild von den Gefühlen der Pioniere, die hier mit ihren „Trails" nach Westen zogen. Wie muß diese Einsamkeit auf ihnen gelastet haben, und wie muß ihnen zumute gewesen sein, wenn sie eine Rauchfahne sahen, die nicht, wie für die Autoreisenden des 20. Jahrhunderts, unbedingt eine gastfreundliche Stätte ankündigt. Damals war so etwas meist ein großer Schrecken. Es konnte sich um Indianer handeln oder um Banditen.

So ändern sich die Zeiten. Knapp hundert Jahre sind es her, als Indianer und Siedler um den Lebensraum kämpften, und heute sehen wir einen Wagen, in dem zwei Frauen ohne jeden Schutz allein unterwegs sind. Es ist nicht anzunehmen, daß sie nicht glücklich ihr Ziel erreichen werden.

Lange Zeit, bevor sie uns für eine halbe Stunde Feuchtigkeit spendet, sehen wir eine dicke schwarze Regenwolke am Himmel hängen. Wir begrüßen die feuchte Labe weniger als unsere Vorgänger aus alter Zeit, denn die Landstraße wird schlüpfrig, und wir müssen langsam fahren.

Auch die Sierra nimmt ein Ende, und ebenso plötzlich und übergangslos, wie fast alles in Amerika, ändert sich die Landschaft in fruchtbare Farmengegend, mit Baumwuchs und üppigen Feldern. Nur in Virginia City kehren wir noch einmal in die Einsamkeit zurück. Es ist eine völlig verlassene Goldgräberstadt, malerisch zwischen Bergen aufgebaut, welche Tatsache wahrscheinlich diejenigen, die sie errichteten, nicht einmal bemerkt haben. Nun liegen zwei Kirchen, Läden, Bars, Häuser und Theater einsam da. Die Goldmine hat sich nicht mehr gelohnt, und wegen einer Kleinigkeit Silber strengt man sich nicht an, also läßt man sein Haus einfach stehen und geht fort.

Das ist Amerika.

Als wir dann nach Hause kommen, erfährt der erstaunte Mitteleuropäer, daß diese Stadt demnächst wieder „in Betrieb genommen wird". Wenn wir in vier Wochen hinauffahren, werden wir bereits einen Kolonialwarenladen und einen Drugstore finden.

Das ist erst recht Amerika. Eine Stadt, in wenigen Wochen entstanden, ebenso eilig verlassen und noch schneller wieder belebt.

Verbrachten wir unsere Ruhezeit auf dem Hinweg in Reno, so wählen wir für die Heimreise Lake Tahoe. Hier erleben wir den Gegensatz im allerhöchsten Maß. Auf dem Hinweg eine Spielerstadt, nun ein leuchtender, dunkelblauer Gebirgssee, in 2000 Meter Höhe, umgeben von dichten Wäldern und hohen Bergen. Noch vor zwei Stunden schien uns die Hitze in der Sierra unerträglich. Jetzt holen wir für die Nacht noch eine zweite Decke, um am kommenden Vormittag,

knapp zwei Stunden nach unserer Abreise vom See, wieder in der Hitze des Sacramento-Tales zu braten. Das hindert allerdings nicht, daß wir eine weitere Stunde später vom Pazifischen Ozean mit einem Sturm empfangen werden, der uns eiskalt durch die Glieder fährt.

Wieder zu Hause, in San Franzisko, müssen wir uns erst richtig eingewöhnen, denn wir waren zwar nur 96 Stunden fort, aber eine solche Zeit auf Reisen, in diesem Kontinent, mit den unwahrscheinlichen Ausmaßen, sowohl bezüglich der Entfernungen als auch der Temperaturunterschiede und des krassen Wechsels der Landschaft, entspricht einem Erlebnis von ebenso vielen Wochen in einer anderen Umgebung.

HARALD V. KOENIGSWALD

Der Deserteur

Erzählung

Friedrich Wilhelm, der Soldatenkönig, wie man ihn spöttisch nannte, war am Morgen auf der Pirsch gewesen. Er liebte es, die klaren, frischen Tage, in denen die Glut des Hochsommers schon gebrochen war, auf dem kleinen Jagdschloß in Königswusterhausen zu verbringen. Des Morgens stand schon wieder leichter Dunst über Wiesen und Gewässern, die Felder waren abgeerntet, und an den Vogelbeerbäumen leuchteten die roten Früchte. Im Walde aber, in dem großen Forst, der des Königs Jagdrevier war, hatte sich feierliche Stille ausgebreitet. Es war die Zeit, da alles in ihm in der Vollkraft seines Wachstums stand, und längst waren die lockenden Vogelstimmen verstummt, nur hier und dort rief noch ein Häher über den Wipfeln des Waldes.

Der König war früh aufgestanden. Er wartete im Morgendämmer an einer einsamen Lichtung, bis Wild heraustrat. Dann aber empfand er plötzlich Scheu, den feierlichen Morgenfrieden mit einem Schuß zu zerreißen. Er sah mit Andacht auf den Geweihten, der ruhig vor ihm äste, er ließ ihn ungestört weiterziehen in eine Dickung hinein, und als sich der König wenig später selbst erhob, um an der verabredeten Stelle den Reitknecht mit den wartenden Pferden zu treffen, schien ihm der Frieden der Natur, der ihn durchdrungen, köstlicher als der beste Schuß, den er hätte tun können.

Während des Reitens durch den morgenfrischen Wald fiel alle Unruhe, die ihn so oft bedrängte, von ihm ab. Ruhige Bilder und Gleichnisse standen vor seiner Seele. Mit demütigem Herzen bedachte er die Pflichten des Tages, die seiner warteten. Nun saß er im Schloßhof von Königswusterhausen unter der schattigen, breitästigen Linde im Kreis seiner Generäle und hatte unter ihnen einen Geistlichen sitzen, dem des Königs ganze Aufmerksamkeit galt. Es war Freylinghausen, der Schwiegersohn und Nachfolger des jüngst verstorbenen Professors August

Hermann Francke. Friedrich Wilhelm hatte ihn rufen lassen, um mit eigenen Ohren zu hören, wie die großen Anstalten und Schulen, die der Verstorbene zur Ehre Gottes für Waisenkinder in Halle gegründet hatte, nun weitergeführt würden. Der Bericht Freylinghausens befriedigte ihn, so sehr er auch nach allem forschte, nach den kleinen wie nach den großen Dingen im Aufbau der Schule. Er versprach seine Hilfe, wo Hilfe nötig erschien, und er trug es nicht nach, daß Francke ihm einst seine Mithilfe verweigert, als er sie brauchte, um das Militärwaisenhaus in Potsdam zu begründen und einzurichten. Er fühlte sich trotzdem dem Toten auf eine besondere Weise verbunden, und es war sein herzlicher Wunsch, daß das begonnene Werk unter den Nachfolgern weiterwirke, um weithin dem Lande Segen zu bringen. Es ging dem König ja nicht um Ruhm und Glanz seines eigenen Namens — er hätte leichtere, wenn auch vielleicht unfruchtbare Möglichkeiten gehabt, ihn vor seinem Volke und der Welt glänzend zu machen. Er nannte sich selbst oft einen Amtmann Gottes auf Erden, und wie solch ein Amtmann wollte er sein anvertrautes Gut verwalten. Es galt, sich zu regen und zu rühren, nichts durfte zu gering sein, daß des Königs Gedanken es nicht bedachten, es galt zu säen und zu pflanzen: die Ernte aber würde aus der Hand des Herrn kommen, und des Menschen Tun war nichts als Schuld, wenn der Herr es nicht segnete. So stand vor allem Handeln und Denken Friedrich Wilhelms die Frage nach der Gnade und göttlichem Gericht, und mit frommer Andächtigkeit lenkte er das Gespräch mit dem Geistlichen von den materiellen Dingen fort — ohne sie vergessen zu wollen — zu den höheren Aufgaben und Pflichten des Menschen und den göttlichen Geboten.

Ob das Jagen eine Sünde wäre, begehrte der König zu wissen.

Freylinghausen zögerte mit der Antwort. Aber Friedrich Wilhelm drang in ihn. Da wies der Prediger auf die Stelle in den Psalmen hin, wo der Messias mit dem gejagten Wilde verglichen würde, und führte die andere Stelle der Bibel an, in der von dem ängstlichen Harren der Kreatur auf die Offenbarung der Kinder Gottes die Rede ist, und wie die Kreatur der Eitelkeit unterworfen sei, nicht aus eigenem Willen, sondern um deswillen, der sie unterworfen hat, und wie auch die Kreatur wird frei werden von dem Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes...

„Alle Kreatur sehnt sich mit uns und ängstigt sich noch immerdar..." sprach der König leise den Bibelvers zu Ende.

Eine Weile war tiefes Schweigen in dem ganzen Kreis unter der Linde. Dann sagte der König plötzlich: Wenn ihm einer aus der Schrift beweisen könnte, daß Jagen Sünde wäre, so wolle er versprechen, keine Flinte oder Büchse mehr zu gebrauchen, um damit Wild zu schießen.

Freylinghausen antwortete, da der König ihm befehle, ganz offenherzig zu sein, so wolle er sagen, daß man sich wohl mit Unbarmherzigkeit gegen das Wild versündigen könne, nämlich, wenn man es ohne Not quäle...

Einer der Offiziere fragte, ob der Herr Freylinghausen schon einmal auf Jagd gegangen sei, aber der Prediger verneinte. „Wir haben eine ganz andere Jagd abzuwarten", sagte er bescheiden.

Da fing der König an, wie wenig er die Jagd entbehren wolle, wie sie ihm nötig sei, um seine ganze Natur zu erfrischen und seine Gedanken, die manchmal sehr wild durcheinanderstürmten, zu ordnen. Ihm gäbe die Jagd einen besonderen Frieden in der Seele. Gerade am heutigen Morgen habe er es stark so empfunden. Der Schlaf habe ihn gemieden, und schon wenig nach Mitternacht sei er aufgestanden, habe gearbeitet und geschrieben, aber keine Ruhe gefunden. Da sei er auf die Jagd geritten und sei dabei von Herzen froh geworden, daß es ihm schwerfalle, zu glauben, daß dies eine Sünde gegen Gottes Gebot sein könnte.

Dann aber, als erkenne der König, daß ihm auf diese Weise für seine Frage nicht die rechte Erkenntnis gegeben werden könne, wandte er die Rede wieder anderen Dingen zu, fragte, ob die Franckeschen Stiftungen genügend Land besäßen, um das Korn für den eigenen Brotbedarf anzubauen, ob Weinberge dabei wären, fragte, wie die Kinder erzogen würden und welche Anleitung die Studenten erhielten. „Darauf muß Er sehen", sagte er voller Wärme zu Freylinghausen, „daß sie gute Prediger machen. Die gelehrten Prediger nutzen nichts. Die Studenten müssen zwar wohl wissen, was zur Gelehrsamkeit erfordert wird, aber mir und den andern hilft es nichts: wir müssen nur das wissen, was zur Seligkeit nötig ist..."

„Wir sind nur unvollkommene Menschen", setzte er hinzu, „wir müssen uns auf das Verdienst dessen verlassen, der für uns gestorben ist. Wer kann ein Gebet tun, ohne daß ihm andere Gedanken einfallen?" sagte er leise und gequält, und nach einiger Zeit noch einmal: „Wir müssen uns auf Christum verlassen, denn wir können nicht alles tun, was wir tun sollen..."

Wieder trat der König so in den Gedankenkreis, der ihn unabläßig bewegte, und in dem für ihn Sinn, Aufgabe und Rechtfertigung seines Königseins beschlossen lag. Indem er nun auf den mit so vieler zäher Gehäßigkeit auf beiden Seiten geführten Streit zwischen Lutheranern und Reformierten zu sprechen kam, der ihm, dem reformierten Fürsten eines vorwiegend lutherischen Landes, schon manche bittere Stunde bereitet, zeigte er eine starke Zuversicht, daß es einst gelingen müßte, über alles Trennende hinweg das Gemeinsame zu bestärken, und wie um dem geistlichen Besucher zu zeigen, auf welche Weise er solche Einigung erstrebe, ließ er in einer plötzlichen Eingebung den Kronprinzen rufen, damit der Lutheraner sich in der Prüfung des reformierten Königssohnes selbst überzeuge, wie des Königs Erziehungsprinzipien in seinem eigenen Hause diese Annäherung schon vollbracht. Der Kronprinz erschien. Zögernd trat er in den Kreis um seinen Vater. Als er erfahren, zu welchem Zweck ihn Friedrich Wilhelm hatte rufen lassen, entfärbte sich sein schmales Gesicht ein klein wenig, und sekundenlang war in den Augen des Prinzen ein Flehen, der Vater möge doch solch ein Spiel mit ihm nicht treiben. Aber Friedrich Wilhelm beachtete es nicht, vielmehr ermunterte er Freylinghausen, sofort das Examen zu beginnen. Da ward in dem Gesicht des Sechzehnjährigen eine herrische Überlegenheit sichtbar, als bäume sich in ihm etwas dagegen auf, das, was ihm als das Heiligste gelehrt, vor den neugierigen Fragen eines Fremden bloßzulegen. War er nur ein von der Willkür und Laune des Königs abhängiges Geschöpf, nicht mehr als einer der Adler, die der König

sich hielt, und denen auf des Königs Befehl die Schwingen gebrochen waren, damit ihr Wille nach Freiheit sich nimmer erfülle, oder einer der gefangenen Bären, an denen Friedrich Wilhelm oft rohe Kurzweil hatte, oder einer der Hofnarren...?

Aber der Kronprinz verriet nichts von solchen Gedanken, und keinem von denen, die unter der Linde saßen, mochte es bewußt sein, welch ein Abgrund zwischen dem Sohn und dem Vater aufgebrochen war.

Gehorsam antwortete der junge Prinz auf die erste Frage Freylinghausens. Dann schwieg er, und während dieses Schweigens wurde ein seltsamer Zug am Eingang zum Schloßhof sichtbar.

Umringt von johlenden Kindern und jungen Burschen zog ein armseliger Karren vorbei. Zwei Dragoner ritten daneben. In dem Karren aber lag mit zerrissenen und zerlumpten Kleidern, mit verwildertem, von blutigen Striemen durchzogenem Gesicht ein Mann. Seine Füße waren mit eisernen Ketten umschlossen. Es war ein Deserteur aus des Königs Potsdamschen Regiment, den die Dragoner bei seiner Flucht aufgegriffen und nun dem Gericht und der schmählichsten Strafe, dem Tod am Galgen, entgegenführten.

Friedrich Wilhelm erkannte sofort, welche Tragödie durch den elenden Karren plötzlich allen offenbar geworden, er empfand sie als die Tragödie, die sein eigenes Herz anging, und ein schmerzlicher Gedanke ging wie ein dunkler Schatten über sein klares Gesicht. War es denn nicht sein aufrichtiger Wille, seinen Soldaten ein wahrer Vater zu sein, liebte er sie nicht, als seien es seine Kinder? — Und was taten sie? Warum flohen sie vor ihm und glaubten seiner Güte nicht?

Freylinghausen nahm jetzt den abgerissenen Faden des Gesprächs wieder auf, und umständlich redete er auf den Kronprinzen ein, um ihm die Gnade und das Verdienst Jesu Christi in lutherischer Auffassung deutlich zu machen, und nahm die Worte aus der Bibel zu Hilfe: „Denn unser keiner lebt sich selber und keiner stirbt sich selber... Denn dazu ist Christus auch gestorben und auferstanden und wieder lebendig geworden, daß er über Tote und Lebendige Herr sei. Du aber, was richtest du deinen Bruder? Oder du anderer, was verachtest du deinen Bruder?..."

So saßen die Männer noch lange um den König unter der Linde im Schloßhof und bewegten die Worte der Bibel ernst hin und her, um Gottes Weisheit und Gottes Gesetz zu ergründen, und fanden doch nicht die letzte Antwort, die des Königs Fragen beruhigt hätte, und nicht den Schlüssel, der das verschlossene Herz des sechzehnjährigen Kronprinzen hätte aufschließen können.

Auch die Königin hatte den elenden Karren gesehen und wußte, welch einen Urteilsspruch ein Deserteur von des Königs Kriegsgericht zu erwarten hatte. Da beschloß sie vor sich selbst, den Gefangenen zu retten und sein Leben von der Strafe loszubitten. Aber dies geschah nicht aus Mitleid. Das Leben dieses Armseligen galt ihr nicht viel. Sie hätte es nie vor sich eingestehen wollen, daß sie in ihm in diesem Augenblick etwas wie einen Bundesgenossen oder ein Werkzeug gegen ihren eigenen Gemahl sah, und daß, wenn es ihr gelang, dieses verwirkte Leben freizubekommen, es ihr Sieg über den König sein würde, ein Triumph, der ihrem

Machtgefühl schmeichelte, und dessen sie bedurfte, auch wenn sie vielleicht keine Zeugen dieses Triumphes haben würde. Die Königin fand aber an der Mittagstafel keine Gelegenheit, ihr Vorhaben auszuführen. Nachdem einer der Prinzen das Tischgebet gesprochen hatte und der Kronprinz am Ende der Tafel auf Befehl des Königs vorschneiden mußte, lebte das Gespräch wieder auf, das die Männer unter der Linde geführt hatten.

Der Königin Platz am Tisch war mit Porzellan und Silber gedeckt, während alle übrigen, auch der König, von einfachen zinnernen Tellern und Schüsseln aßen. Die Königin hatte einst dieses Vorrecht für sich gefordert und ihr Gemahl hatte es ihr verwundert gewährt. Er verstand ihren Ehrgeiz nicht, daß sie in solchen Äußerlichkeiten die Bestätigung ihrer Würde sah — aber war es noch eine Bestätigung? War es noch ein Vorrecht? Daß der König es als ein solches nicht begriff und nicht daran dachte, es auch für sich selbst zu fordern, nahm dem Ertrotzten allen Schein. Welche Vorrechte aber der König noch immer in seinem Herzen seiner lieben Frau einzuräumen gewillt wäre, das erkannte die Königin nicht. Es gefiel ihr, sich einsam und in ihren Wünschen unverstanden zu fühlen, aber sie mußte trotzdem oft bemerken, daß sie selbst diese Grenzen aufgerichtet hatte, an denen sie sich stieß. Wie nun eine porzellanene Insel um sie herum war, so war auch eine Grenze im Geist gesetzt, die sie durchbrechen mußte, wenn sie teilhaben wollte an dem Gespräch an der Tafel, sie mußte hinübersteigen zu den Dingen, die den König, nicht sie, beschäftigten, denn der König erfüllte alles, was ihn umgab, mit seinem einfachen Wesen.

Wieder warf der König die gleichen Fragen wie unten im Schloßhof auf, ob Jagen, ob Tanzen Sünde sei, ob es recht sei, in Komödien zu gehen, ob die kleinen Bürgersleute den Festtag entheiligten, wenn sie des Sonntags in Gastwirtschaften herumsaßen und rauchten und tranken und vielerlei Kurzweil trieben. Hinter all diesen Fragen aber stand immer wieder ein großer Ernst und der einfache feste Glaube, auf seinen Schultern auch die Schuld seiner Untertanen zu tragen, sie einst vor Gottes Thron verantworten zu müssen und das Bewußtsein, daß jeder Augenblick diese Rechenschaft von ihm fordern könnte. Er sagte, wie oft, wenn er auf Maskeraden gewesen, ihn der Gedanke gequält habe und er in großer Angst gewesen sei, wenn er in diesem Augenblick sterben sollte und in solcher Maskerade vor Gott treten müßte, und wie Gott zu ihm sagen werde: weg da!...

Er sprach von der Predigt, die er dem König von Polen halten wollte, wenn er ein Prediger wäre, um ihn von seinem lastervollen Wandel abzubringen, und sagte nach einer Weile: „Ich kann noch eine Weile leben, und ich will in meinem Christentum besser werden, das gebe Gott. Wenn ich aber schlimmer werden sollte, so halte ich alle Prediger, die es sehen und mir nicht sagen, für Erzschelme..." Er wandte sich plötzlich über die ganze Tafel hinweg an den Kronprinzen und sagte mit väterlicher Wärme: „Merkt es Euch für Euer ganzes Leben: die Euch schmeicheln, das sind Eure Feinde, die Euch verführen und verderben wollen, die aber die Wahrheit mit Euch reden, die lieben Euch aufrichtig..." Dann wieder saß er lange still und hörte aufmerksam den Reden der anderen zu und schien

mitunter so tief bewegt, daß seine Augen feucht schimmerten. Er merkte es nicht, daß der jüngere Prinz, sein Liebling August Wilhelm, der Siebenjährige, von der Mutter ermuntert, ihn umschmeichelte. Die Königin aber sah wohl, daß ihn ihr Wort jetzt nicht finden würde. So saß Friedrich Wilhelm lange, nachdem das Tischgebet gesprochen war, tief in Gedanken versunken, ehe er sich erhob, um mit festen Schritten in sein Arbeitszimmer zu gehen, wo Akten und wichtige Briefschaften auf seinem Schreibtisch lagen.

Die Tischgesellschaft ging rasch nach allen Seiten auseinander. Einige von ihnen setzten sich draußen in die warme Septembersonne und redeten darüber, wie dies doch der merkwürdigste Königshof sei, den es vielleicht zu allen Zeiten gegeben, und ein Hoffräulein seufzte leise, als sie der Pracht und der Feste dachte, von denen man sich aus Dresden erzählte: all das stand fremd und fern wie ein Märchen in ihrem nüchternen Leben.

Am Sonntag predigte Freylinghausen in der vom König neuerbauten Kirche in Königswusterhausen. Die Königin fuhr in ihrer Karosse und saß auf einem gläsernen Stuhl in der Kirche. Der König machte sich zu Fuß mit seinem ganzen Gefolge auf den Weg und saß dicht bei der Kanzel inmitten seiner Offiziere in der Kirchenbank und sang andächtig und laut die Choräle.

Die Predigt erfüllte ihn mit einer echt sonntäglichen Fröhlichkeit. Als das Schlußlied gesungen und die Kirchgänger sich auf den Heimweg machten, schickte Friedrich Wilhelm einen Bedienten zu Freylinghausen, um ihm sagen zu lassen, er solle diesen Mittag zur Tafel kommen und mit ihm vorliebnehmen. Auch am Mittagstisch zeigte der König die festliche Fröhlichkeit, die ihm der Gottesdienst gegeben. Er war aufgeräumt und hatte gute Worte für jedermann, nur seinen ältesten Sohn behandelte er zurückhaltender, als müsse er diesen der zukünftigen Berufung zum Amte eines Königs in Preußen willen von der Ungezwungenheit des häuslichen Kreises absondern, und alle väterliche Liebe, die er für den Kronprinzen empfand, vermochte nicht eine heimliche Scheu zu überbrücken. Dafür spielte und scherzte er um so mehr mit dem siebenjährigen August Wilhelm, der sein Liebling war. Wie ein übermütiger Junge war er mit ihm, und er lachte herzlich über die drolligen Einfälle des Kindes.

Aber auch dieses Mal lenkte der König mit Ernst das Gespräch bei Tisch auf geistliche Dinge, doch erschienen seine Gedanken heute nicht so zerquält, sie waren von einer frohen Gewißheit und der Festigkeit seines Glaubens getragen. Er sagte Freylinghausen viel Schmeichelhaftes über die Predigt und freute sich, daß er darin das Wort aus den Psalmen gefunden: „Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte." Ja, das wäre ein wahres und schönes Wort, sagte er, dann aber seufzte er und klagte sich an, daß er nicht fleißig genug in der Bibel läse, und wie mancher gute Vorsatz, den er sich vorgenommen, wieder zuschanden würde. Käme ihm ein toller Hund entgegen, so würde er böse und schlüge ihn an die Ohren. Ob Gott wohl den Jähzorn verzeihen werde?

Aber die Fröhlichkeit, die den König bei der Predigt ergriffen hatte, blieb dennoch bestehen, und als das Tischgebet gesprochen, hatte er es gern, daß der

Prinz August Wilhelm um ihn spielte und zärtlich zu ihm war. Er nahm das Kind auf den Schoß und küßte es.

„Du willst gewiß etwas von mir haben!" sagte er lachend.

Des Kindes Augen strahlten ihn fröhlich an. „Ja, Papa!"

„Was denn?" fragte der Vater.

„Laß doch den langen Kerl, der weggelaufen ist, nicht aufhängen!"

Über des Königs Gesicht ging ein Schatten. Er suchte den Blick seiner Frau, aber ihre Augen begegneten sich nicht. Da küßte er seinen kleinen Sohn, den er vor sich auf den Knien hielt. Der streichelte des Vaters Gesicht, sagte, die Mutter habe verlangt, daß er es sage. Er hätte es schon vorgestern sagen sollen, und weil er es nicht getan, habe die Mutter ihm mit der Rute gedroht.

Der König sah während der Worte des Kindes zu Boden. Es sei eine schwere Sache, sagte er langsam.

Der Prediger mischte sich ein. Blutschuld wäre vielleicht nicht verzeihbar, aber in einem Fall wie diesem dürfte der König wohl Gnade vor Recht ergehen lassen, und die beiden Generäle, die ihm zur Seite saßen, stimmten kopfnickend zu.

Der König beachtete den Einwurf nicht. Er starrte in Gedanken versunken vor sich hin, dann faßte er den kleinen Prinzen mit beiden Händen, hob ihn sanft und vorsichtig, aber doch so, als wäre es ein fremdes Ding, von seinem Schoß. Indem er aber selbst aufstand, stützte er sich auf die schmale Schulter des Siebenjährigen und streichelte scheu über den kleinen Kopf. „Ich weiß nicht, ob es ein Kind Gottes oder ein Kind des Teufels werden wird ...", sagte er nachdenklich zu dem Prediger hinüber und ging, ohne die Antwort abzuwarten, aus dem Zimmer.

Der König hielt sich den ganzen Nachmittag über eingeschlossen. Er wollte arbeiten, aber wenn er in einem Aktenstück las, und wenn er sich in eine der sorgfältig geschriebenen Tabellen vertiefte, sah er immer wieder das Gesicht des kleinen Prinzen vor sich, das von allen seinen Kindern ihm das liebste war, und hörte wieder die Stimme, die um das verwirkte Leben des Deserteurs bat. Durfte er diese Stimme hören? Durfte er es zulassen, daß dieser kleine Sohn eindrang in den Pflichtenkreis und in die Verantwortung seines Königsamtes? Er fühlte eine große Verlassenheit, und in dieser Verlassenheit war die Bürde seines Amtes das einzig Bestehende, Fordernde, das niemals Ruhende. Er würde die Last tragen müssen, bis sein ältester Sohn sie ihm als einem Sterbenden von den Schultern nehmen würde, und dieses Zukünftige machte ihn streng gegen den Kronprinzen. Aber der Siebenjährige, auf ihm würde diese Bürde doch niemals ruhen, und vielleicht war es gerade diese Freiheit, die der Vater so sehr an ihm liebte. Was griff er jetzt danach, was drängte er sich hinzu? Doch er war es ja gar nicht, es war die Königin, die Mutter, die ihn getrieben und ihm mit der Rute gedroht. Es lag den Gedanken des einsamen Mannes fern, daß seine Frau über ihn herrschen, daß sie ihn regieren wolle, er war den Kräften so fremd, die sie trieben — er sah in ihr in dieser Stunde nur die Mutter des Kindes, und plötzlich mußte er daran denken, daß vielleicht auch noch die Mutter

des Deserteurs irgendwo lebte und sich um das Leben ihres Kindes bangte. Er dachte nach, ob es sehr schmerzhaft wäre, wenn sie ihm den Strick um den Hals legten, und wie es sein würde, so vom Leben in den Tod gestoßen zu werden.

Dann wieder stand ihm das Bild vor Augen, wie er den Karren und die Dragoner am Eingang des Schloßhofes gesehen, und wie Freylinghausen die Worte aus der Bibel zum Kronprinzen gesprochen: „Du aber, was richtest du deinen Bruder, oder du anderer, was verachtest du deinen Bruder?..."

Der König zerquälte seine Gedanken, ob er nicht selbst tausendmal schuldig sei und ob er richten dürfe über Leben und Tod. Aber hatte ihn Gott nicht eingesetzt, daß er das Recht hüte und strafe, wo gegen das Recht verstoßen war? Hatte der Deserteur nicht seinen Eid gebrochen, den er auf den Namen Gottes geschworen, als er des Königs Dienste nahm? Durfte er darüber hinwegsehen, durfte er verzeihen, wo strafen seines Amtes war — um der Bitte seines Kindes willen?

So rang Friedrich Wilhelm mit sich selbst um das verlorene Leben des Deserteurs, wie er drei Jahre später um Tod oder Leben des eigenen Sohnes mit sich ringen sollte, als der Kronprinz zum Deserteur geworden... Und bis in die späte Nacht wurde er mit seinen Gedanken nicht fertig.

Am nächsten Morgen befahl er sehr früh und wie zerschlagen von der durchkämpften Nacht die Pferde, um zur Jagd zu reiten.

Vor der Mittagstafel rief er den kleinen Prinzen zu sich heran und sah lange und schweigend in das Gesicht des Kindes. Er habe es sich lange überlegt, sagte er dann, er wolle den Deserteur über alles Recht hinweg begnadigen, aber was solle der elende Kerl nun für eine Strafe haben, da er nicht hängen müsse?

„Die Rute!" rief der kleine Prinz ohne Zögern, und seine Augen blitzten vor Freude über den erfüllten Wunsch.

„Die Rute habe ein anderer auch verdient", sagte der König lächelnd und drohte mit dem Finger. Aber August Wilhelm fiel ihm um den Hals und überschüttete ihn mit einem Sturm herzhafter Küsse, und der Vater ließ es lachend geschehen.

Kriegsbrief eines Sohnes an seinen Vater

Bei B., den 14. September 14.

Fast schien es, als wollte der Krieg uns sechs Brüder schonen, bis er jetzt mit rauher Hand das erste Opfer gewonnen hat. O lieber Vater, dein Schicksal ist hart! Die ganze Zeit ist hart, und nur Persönlichkeiten werden unversehrt hindurchgehen durch diese Zeit, aber mit geläutertem Herzen. Mehr denn je fühlen wir, daß wir nicht allein unser Los zu bestimmen haben, daß eine höhere Macht – nennen wir es nach dem alten Herkommen ruhig „Gott" – über uns ist, gegen die wir schwächlich sind. Und dennoch selbstbewußt sollen wir sein, wir sollen uns nicht unterkriegen lassen von unserm Geschick, sondern das Bewußtsein haben, daß wir unser Glück, unsere Seligkeit letzten Endes selbst formen können. Geschickt, zugeteilt wird uns doch immer nur unser äußeres Lebenslos, äußere Umstände; wie diese äußeren Umstände auf unser inneres Leben, auf unsere Seelen wirken, das können wir, glaube ich, selbst bestimmen. In diesem unablässigen Streben und Arbeiten werden wir stets neue Lebenslust und Arbeitslust gewinnen. So kann uns schließlich kein Leid unterkriegen, sondern wir werden Herr des Leides und gewinnen durch den Kampf selbst an Stärke und Kraft. Nur der Schwache und Ungläubige – natürlich ist das nicht im streng kirchlichen Sinn zu verstehen – wird von dem Leid besiegt, da er verzweifelt, in dem Glauben, das Böse regiere die Welt. Nein, abermals nein, das Gute, ein guter Zweck, Gott regiert die Welt.

Gustav Bolten,
geb. 24. 3. 1891, gefallen 2. 9. 1918.

Wir entnehmen diesen Brief aus dem Weltkrieg 1914–1918 einem wahren Erlebnisbuch: W. G. Oschilewski, „Väter und Söhne" (Darmstadt, L. C. Wittich). In diesem Buche sprechen Väter mit ihren Söhnen und Söhne mit ihren Vätern von den Zeiten Karls des Großen bis 1918 in tiefem Vertrauen und Liebe, in Zorn und Auflehnung miteinander und beleuchten in ergreifendem Zeugnis diese härteste aller menschlichen Beziehungen, die so oft schwieriger in Ordnung zu halten ist als die Beziehung zwischen den Geschlechtern. Der Brief Gustav Boltens fand seinen ersten Platz in den „Briefen aus dem Weltkrieg". Die Schriftleitung.

Literarische Rundschau

Politische Informationen

Die Buchreihe „Weltgeschehen" (Leipzig, W. Goldmann) hat sich mit ihren nahezu 30 Bänden, die jetzt vorliegen, zu einer Sammlung entwickelt, die Empfehlung verdient. Denn in ihr wird von Autoren, die ihre Aufgabe ernst nehmen, in lebendiger, materialmäßig durchweg fundierter und doch persönlicher Form Stellung genommen zu den Fragen, die heute aktuell sind und es morgen werden können — wenn natürlich auch die Grenzen jedes Urteils fühlbar bleiben, wie es eine Zeit im Fluß bedingt. Mehr denn je tut uns Deutschen ein gründliches Wissen von den andern Völkern und von den Zusammenhängen not, nach denen sich das große politische Geschehen ausrichtet. Hier setzen diese Bände, die schon durch ihr äußeres Kleid und ihre meist von Karten und Skizzen unterstützte Form sich empfehlen, in der richtigen Form ein. Der Raum verbietet, auf die einzelnen Bücher der Reihe ausführlich einzugehen, aber der Leser kann wissen, daß jedes dieser Bändchen nach Kräften die umrissene Aufgabe zu erfüllen strebt. Zwei Bücher, die Großbritannien unmittelbar angehen, seien vorangestellt: Wulf Siewert „Die britische Seemacht" (4 Karten. RM 2,—) und Heinrich Wenz „Das indische Reich" (1 Karte. RM 3,50). Eine ganze Reihe von Büchern gilt dem europäischen Osten und seinen Problemen: Fritz Henning und Johann Thies „Völkerringen im Ostseeraum" (1 Karte. RM 2,85); Michael Tsouloukidse „Die Ukraine" (1 Karte. RM 2,50); Walter Schneefuß „Ungarn" (RM 3,30). Mit Europas Westen befassen sich die Bücher: Otto Schempp „Der neutrale Westen" (RM 2,85), in dem die Lage der Schweiz, Luxemburgs, Hollands und Belgiens behandelt wird; Hans F. Zeck „Die flämische Frage" (7 Karten. RM 2,85), in dem mit innerem Beteiligtsein der Kampf der Flamen um ihr Lebensrecht dargestellt wird; Anton Mayer „Portugal und sein Weg zum autoritären Staat" (RM 2,50). Syriens Freiheitskampf schildert Christoph Schultz-Esteves (RM 2,85), während Irmgard Loeber „Das niederländische Kolonialreich" (RM 2,85) eingehend behandelt. Wirtschaftlichen und verkehrspolitischen Fragen sind die Bände gewidmet: Horst Wagenführ „Großdeutschlands Wirtschaft" (RM 3,50) und Richard Hennig „Wege des Verkehrs" (RM 3,50), das eine Geschichte der Verkehrsmittel vom Beginn der Menschheit bis zur heutigen Vollendung, vom Saumpfad bis zur Reichsautobahn gibt. — In den umfangreicheren Büchern des gleichen Verlages wird „Das neue Jugoslawien" von Erich Reimers geschildert (18 Bilder, 4 Karten. RM 6,80) und in einem politischen Reisebuch von Paul Schmitz-Kairo „Politiker und Propheten am Roten Meer" (44 Bilder, 3 Karten. RM 6,80). — Richard Busch-Zantner gibt eine aufschlußreiche Studie als ein wirklich berufener Sachkenner über „Albanien", in dem er wohl zur Überraschung vieler Menschen darlegt, wie groß dort die wirtschaftlichen Möglichkeiten dank der Bodenschätze dieses Landes sind. Er unterrichtet auch über die innerpolitischen und völkischen Verhältnisse und meint, Albanien nach seiner Eingliederung in das italienische Imperium eine große Entwicklung voraussagen zu können (16 Bilder, 2 Karten. RM 6,80). — Wirkliche Offenbarung über ein den meisten Europäern ganz unbekanntes Land gibt das Buch von Herbert Tichy „Alaska. Ein Paradies des Nordens" (32 Bilder, 3 Karten. RM 7,50). Das Buch des gleichen Verfassers „Der heiligste Berg der Welt", das eine ursprüngliche Auffassungsgabe und ein gutes Beobachtungstalent des jungen Verfassers bewies, wurde hier schon gewürdigt. Die gleichen Fähigkeiten zeigt auch das neue Buch. Man erfährt aus ihm, welche riesigen Bodenschätze Alaska birgt, welche starke strategische Bedeutung ihm für alle Auseinandersetzungen im Stillen Ozean zugefallen ist und daß seine Bewohner sich trotz des wachsenden Reichtums von degenerierenden inneren wie

äußeren zivilisatorischen Einflüssen freigehalten haben und daß es in Alaska durchschnittlich nur mit ihrer Lebensform und ihrer Heimat zufriedene Menschen gibt. Dabei hält sich Tichy von Schönfärberei fern und zeigt durchaus die winterlichen wie sommerlichen Schwierigkeiten des dortigen Lebens grade für Europäer. — Auch aus anderen Verlagen liegen wichtige Beiträge vor, von denen wir an erster Stelle Hermann Ullmanns Buch nennen „Die Völker im Südosten" (Jena, E. Diederichs. RM 5,50). Ullmann, ein gründlicher Kenner der Geschichte und Gegenwart der Völker in diesem schicksalsträchtigen Raum, versteht in meisterhafter Weise, in einer Darlegung der politischen Entwicklung der Donauländer die tiefen Gründe der Problemlage aufzuzeigen und mit klarer Einsicht Wege zu einer endgültigen Lösung anzudeuten. — Das serbo-kroatische Problem und Jugoslawiens Außenpolitik untersucht eine Arbeit von Milutin Tschekitsch „Jugoslawien am Scheidewege" (Leipzig, Felix Meiner). Das Buch behält seinen Wert, auch nachdem eine Einigung zwischen den Serben und Kroaten auf breiter Grundlage durchgeführt ist. Denn der Verfasser hat sich nicht damit begnügt, den Konflikt zu beschreiben, sondern ist den tieferen Gründen nachgegangen, die ein Zusammenleben zwischen den beiden Völkern bisher so stark erschwerten und die zum Teil in dem unterschiedlichen Charakter beider Völker liegen. Es ist eine Arbeit von besonnener Sachlichkeit, einem starken Wirklichkeitssinn, von Verantwortungsbewußtsein und großer Kenntnis. — Rudolf Lank zeigt die Hintergründe der Dollardiplomatie „USA. in Not und Überfluß", während Georg Ackermann „Spanien — wirtschaftlich gesehen" zu lebendiger Anschauung bringt (Berlin, E. R. Alisch. Beide je RM 2,50). — „Die spanische Arena" untersuchen William Foß und Cecil Gerahty. Der Herzog von Alba und Berwick schrieb eine Einleitung, ein interessantes Geleitwort der bekannte englische Generalmajor J. F. E. Fuller (Stuttgart, Rowohlt. Deutsch von Theodor Lücke. 18 Abb., viele Karten. RM 8,50). — Italiens Weg in die Zukunft legt Erich Stock, ein langjähriger Auslandskorrespondent, in seinem Buche „Das Mittelmeerreich" dar, zu dem der italienische General A. Bollati ein Vorwort schrieb. — In der Reihe „Völker und Staaten" untersucht C. H. Hillekamps die Situation von Ecuador, Paraguay, Bolivien und Peru unter dem Titel „Das romantische Südamerika" und Gerhard von Mende „Die Völker der Sowjetunion" (Reichenau, R. Schneider. je RM 2,—). — Ein Kapitel tschechischen Nationalitätenrechts behandelt die Untersuchung von Hans Ballreich „Karpathenrußland" (Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung), die eine nur zu begründete Anklage gegen die Politik des ehemaligen Staates bildet. — Der Kampf um die völkische Freiheit der Irländer bildet den Inhalt des Buches von Rudolf Bringmann „Geschichte Irlands" (Berlin, Junker & Dünnhaupt. 14 Bilder), das den Leidensweg des irischen Volkes von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag verfolgt.

Schweizerische Besinnung

In Zeiten, wie wir sie durchleben, ist es für jedes Volk mehr oder weniger eine gebieterische Notwendigkeit, eine Bilanz der nationalen Existenz zu ziehen unter starker Berücksichtigung der Aktiven, die aus der eigenen Geschichte und den großen Männern des eigenen Volkes sich ergaben. Diese Aufgabe erfüllt für die Eidgenossenschaft in vorbildlicher Weise das Buch „Große Schweizer" (Zürich, Atlantis-Verlag), das mit einer Einleitung von Max Huber Martin Hürlimann gemeinsam mit Gerold Ermatinger und Ernst Winkler herausgibt. Es war sicherlich nicht einfach, die Auswahl der Männer zu treffen, die hier in 110 Bildnissen als Träger eidgenössischer Geschichte und Kultur versammelt wurden. Wir glauben, daß die Aufgabe bei den gegebenen Schwierigkeiten richtig gelöst ist. Die Anordnung ist chronologisch, nicht thematisch. Ein glänzendes Lebensbild von Niklaus von Flüe eröffnet den Reigen, das der Bundespräsident Etter schrieb. Dann folgen unter starker Berücksichtigung der Leistungen auf religiösem Gebiete Schweizer, die sich auf den verschiedensten Gebieten ausgezeichnet haben: Gelehrte, Philosophen, Dichter, Maler, Techniker und ein ausgewählter Kreis von Politikern. Dieses Buch wird wie andere kluge Beiträge des Atlantis-Verlages dazu dienen,

den Schweizern eine unversiegbare Kraftquelle zur Erhaltung ihrer nationalen Eigenart frischsprudelnd zu erschließen.

Reisen

Bei dem großen Interesse, das heute alle fernöstlichen Fragen beanspruchen dürfen, wird man jedes Buch begrüßen, das zu einem tieferen Verständnis und einer richtigen Würdigung ostasiatischer Kultur beiträgt. Das trifft um so mehr zu, wenn ein so weltoffener, klaräugiger und gebildeter Mann von seinen Reiseeindrücken aus China, Japan und Korea berichtet, wie Otto Fischer es tut: „Wanderfahrten eines Kunstfreundes durch China und Japan" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Mit vielen Bildern). Mit Fug hat Fischer die Form des Tagebuches gewählt, da hierdurch die Eindrücke und Erkenntnisse dieses wohlvorbereiteten Reisenden in besonderer Lebendigkeit zum Ausdruck kommen. Ihm wurde der langgehegte Plan im Jahre 1925 durch das Zusammenarbeiten der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und mehrerer Ministerien ermöglicht, und auch die württembergische Landesregierung gab dem Direktor des Museums der bildenden Künste in Stuttgart den erforderlichen Urlaub. Seine besondere Liebe gilt der ostasiatischen Kunst, über die er aus einer klaren Konzeption heraus neue Erkenntnisse vermittelt. Aber darüber hinaus gelang es ihm wie wenigen Europäern, in das innere Wesen auch der Völker des Fernen Ostens einzudringen, und so ist es ein Genuß, an dieser kundigen Hand seine Reise nachzuerleben. — Wenn Friedrich Sieburg das Wort nimmt, so weiß man, daß die hochgespannten Erwartungen von diesem gescheiten und kultivierten Menschen, der auch noch ein glänzender Stilist ist, erfüllt werden. Sein Reisebuch: „Afrikanischer Frühling" (Frankfurt a. M., Societäts-Verlag. 48 Bilder. RM 7,50) macht uns zu seinen Begleitern auf seiner Reise durch Tunis, Algier, Marokko, die Sahara, Sudan und Senegal — eine Reise, die durch an sich schon höchst interessante Gebiete führt und des abenteuerlichen Erlebens genug bietet. Aber Sieburg reist auch als Politiker, und so erstehen aus und hinter den Reisebildern die ganzen Probleme dieses Teils der Welt, der wahrhaftig an Problemen und unerhörten Spannungen reich genug ist. Nach erlesenem Genuß legt man das Buch mit dem Gefühl aus der Hand, von einem Berufenen in Fragen hoher Aktualität eingeführt zu sein, die heute schon sich unerhört gesteigert hat. — Ein letztes Wort über Afrika bedeutet Leo Frobenius' Schrift „Monumenta Africana" (Weimar, H. Böhlaus Nachfolger. 82 Karten. 17 Textbilder). Mit Recht trägt dieses Buch den Untertitel „Der Geist eines Erdteils". Hier ist das tiefe Erlebnis Afrika als Frucht eines unermüdlichen Forscherlebens zur Erkenntnis verdichtet. — Von einem ganz anderen Standpunkt aus geht Paul Rohrbach in seinem Buche „Afrika. Heute und Morgen" das Problem an (Berlin, R. Hobbing. 16 Bilder. RM 8,20). Er untersucht die Frage Afrika vom Standpunkt des Kolonialpioniers aus in gründlicher und umfassender Form. Er stellt die Probleme der Wirtschaft und der Eingeborenen-Politik klar heraus und liefert einen wesentlichen Beitrag zur Behandlung des afrikanischen Problems von morgen. — Eine Fülle von Bildmaterial gibt der Bericht von Karl Mohri „Afrikanische Reise" (Berlin, H. Siebert). Es handelt sich um die Filmexpedition der Kifo, die von der Kapkolonie durch Deutsch-Südwest- nach Deutsch-Ostafrika führte. Die ausgezeichneten Photos, alle von Mohri selbst aufgenommen, bilden zusammen mit dem frisch geschriebenen Tagebuch einen höchst lebendigen Beitrag zur Frage des schwarzen Erdteils. — Die Ruwenzori-Expedition, die der Zweig Stuttgart des Deutschen Alpenvereins unternahm, führte fünf deutsche Bergsteiger zur alpinen Erschließung des Kilimandscharo, des Mawenzi und des Ruwenzori. Eugen Eisenmann, der Expeditionsleiter, gab seinem reizvollen Bericht den Titel „Schwarze Menschen — Weiße Berge" (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung). — Die Geschichte einer Reise durch Südserbien schildert anschaulich und frisch E. Fechner unter dem Titel „Auf zeitlosen Straßen zu zweit" (Berlin, Universitas Deutsche Verlags-A.-G. 48 Aufnahmen. 1 Karte). Das Buch ist in seiner unverzagten Art, mit der diese Autofahrt von einem jungen Ehepaar unternommen wurde, ein aufschlußreicher Beitrag zur Kenntnis von Land und Leuten.

Erzähltes

Den jungen Schiller auf der Karlsschule und als Medikus bis zu seiner Flucht mit Andreas Streicher ins Leben und in die Freiheit stellt Norbert Jacques in den Mittelpunkt seines farbensatten und lebendigen Romans „Leidenschaft" (Berlin, Deutscher Verlag). Bei aller Bewegtheit der Handlung in dem Stuttgart und Württemberg des Herzogs Karl Eugen, dem übersteigerten Pathos seines im unklaren Entwicklungskampfe stehenden Helden, in dem Verstiegenheit und ein gut schwäbischer Wirklichkeitssinn miteinander ringen, versteht es Norbert Jacques, mit seiner eindringlichen psychologischen Kraft eine sympathische Nüchternheit in der Konturenzeichnung Schillers walten zu lassen. Er wird dem hohen Fluge des gefangenen Adlers ebenso gerecht wie der Unzulänglichkeit des noch in vielen Banden eigener Schwäche und Unklarheit Befangenen. Mit großer Feinheit arbeitet er das eigenartige Verhältnis zwischen Schiller und dem Herzog heraus, das von einer seltsamen Haßliebe auf beiden Seiten bestimmt wurde. Hier hat ein fast philologischer Forscher der Lebensdaten durch Dichterkraft eine starke Leistung vollbracht. — In der Fortsetzung seiner Romane aus dem ausklingenden Kriege und der Nachkriegszeit versucht Edwin Erich Dwinger in seinem Roman „Auf halbem Wege" (Jena, Eugen Diederichs) das Bild Kapps zu beschwören. Der Roman spielt im Jahre 1920, als die nationalen Kreise den ersten unzulänglichen Versuch machten — der von vornherein zum Scheitern verurteilt war, weil die Zeit nicht reif war — die Revolutionsherrschaft zu stürzen und Deutschlands Ehre wiederaufzurichten. In allem, was Dwinger über die Freikorpsmänner und ihren Geist zu sagen weiß, zeigt sich die gleiche beschwörende Kraft wie in dem Roman „Die letzten Reiter" und wie er sie auch in seinen Gefangenenromanen in der russischen Hölle bewährte. Aber es bleibt etwas Zwiespältiges. Diejenigen, die in wacher Klarheit diese Tage des Kapp-Putsches miterlebten und die handelnden Männer aus eigener Anschauung kannten, können selbst in dem Kleid des Romans manches nicht widerspruchslos hinnehmen, was dichterische Freiheit aus kurz vergangener Zeit als Endgültiges zu gestalten meint. Die alte Frage wird aufgeworfen nach der Souveränität des Dichters gegenüber der unvergessenen Wirklichkeit. Die Antwort kann nur dahin lauten, ob Dwingers Beschwörung sich stärker erweisen wird als das treue Gedächtnis der Mitlebenden. — Den Roman eines großen Arzt- und Forscherlebens schrieb Hellmuth Unger: „Robert Koch" (Berlin, Verlag Neues Volk. RM 4,85). Unger weiß, gestützt auf eine fast aktenmäßige Kenntnis, diesen seltenen Menschen und einzigartigen Wohltäter der Menschheit auch im Alltag strenger Forschung wie in seinem Wirken ins Große in einer Form lebendig zu machen, daß man dieses Bild als etwas Endgültiges hinnimmt. — In den Weltkrieg 1914—18 führt der Roman von Gerhard Schultze-Pfaelzer „Dorf im Weltgewitter" (Berlin, Propyläen-Verlag. RM 6,—). Am Schicksal eines zerstörten ostpreußischen Dorfes offenbart sich hier mit eindringlicher Kraft die zähe Art der Ostpreußen, die in allem Schrecken und schwerer Not ohne Phrasen im früheste möglichen Augenblick an den Wiederaufbau gehen. Das und die echte ostpreußische Heimatluft sind das Starke an diesem Roman, der in einer lockeren Handlung Berliner Menschen in ihrer Berührung und Abstoßung mit den Ostpreußen setzt. — Inhaltlich wie im äußeren Kleide in jeder Weise erfreulich ist die treffliche Sammlung aus dem Erzählerwettbewerb der „neuen linie" „Die Preiserzählung", die eine Reihe „Bücher der neuen linie" mit gültigem Anspruch eröffnet (Leipzig, Otto Beyer). Hier sind aus der großen Zahl der den Preisrichtern des jährlichen Wettbewerbs der schmucken Zeitschrift zugegangenen Erzählungen die 15 besten Novellen vereinigt, denen kurze Daten über die Autoren und ein Nachwort über den tieferen Sinn des Wettbewerbs beigefügt sind. Vertreten sind unter anderen Werner Bergengruen, Maxim Ziese, Heinrich Zillich, Erich Naujoks, Friedrich Michael, Carl Haensel, August Scholtis, Erwin Wittstock, Georg von der Vring und Stefan Andres. Über das Zufällige einer solchen Aneinanderreihung preisgekrönter Dichtungen hinaus enthüllt sich aus der Summe der Arbeit dieser Autoren dem Nachdenklichen ein Bild der gestaltenden substanzhaltigen Kräfte einer Übergangszeit, die Tradition und Zukunft birgt. —

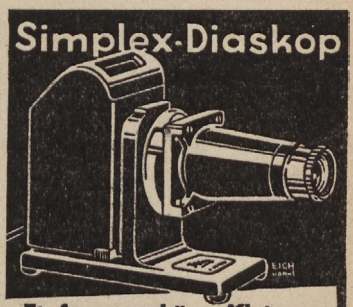
Hans Franck, der 60jährige, hat als Gabe für seine Freunde zum eigenen Geburtstag eine ganz in sich geschlossene Novelle erscheinen lassen: „Wort der Worte" (Berlin, Keil. RM 2,50). In straffem Fluß erzählt er die Bedrohung und die Rettung einer menschlich anständigen deutsch-französischen Freundschaft durch Krieg und Nachkrieg. Eine Frau ist es, die in ihrer weiblichen Reife das erlösende „Wort der Worte" findet, das die menschliche Grundlage erhält. — Der Verfasser des aufregenden Kriegsbuches „Ich heiße Victor Mors", Franz von Schmidt, hat ein neues, nicht weniger buntes und abenteuerliches Buch geschrieben: „Amba der Herr" (Berlin, Propyläen-Verlag). Deutsche und österreichische Offiziere versuchen aus der russischen Kriegsgefangenschaft beim Zusammenbruch des Zarenreiches zu fliehen, treffen mit baltischen Flüchtlingen zusammen und geraten mit ihnen in den Bann und den Zauber des sibirischen Urwalds, in dem hinter der gewaltigen Natur geheimnisvolle, magische Kräfte am Werke sind. Eine Zauberwurzel, nach der Pilger aus aller Welt suchen, Geheimlehren, Geheimgesellschaften und ein weit über Menschenmaß gesteigerter Bösewicht sind die Mitträger dieses Romans, zu dessen Lektüre man einen gewissen Entschluß mitbringen muß, sich in eine Zauberwelt versetzen lassen zu wollen. Dann ist des Anziehenden und Nachdenklichen genug in dem Buche. — In die Stille des Alltags einer österreichischen Kleinstadt vor 1930 hingegen führt der Roman von Gustav v. Festenberg „Ein Tag wie alle" (Wien, Paul Zsolnay), der mit österreichischem besinnlichem Humor nicht ohne Schärfe das Tageserleben eines Mannes zwischen 30 und 40, Junggeselle und Beamter in mittlerer Stellung, schildert und dabei versucht, in dieses kleine und an sich uninteressante Objekt ein Bild des ganzen Lebens in seiner Größe und seiner Banalität zu bannen. — Die Chronik „Die Giesebrechts und ihre Stadt", die Erwin M. Palm schrieb (Berlin, Brunnen-Verlag), ist ein Hymnus auf Berlin und seine Menschen bei aller Nüchternheit der Darstellung. Diese Chronik gibt den Weg eines Berliner Geschlechts im Generationenablauf. Der erste Giesebrecht, von dem sie berichtet, lebt in Berlin zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Die nächste Generation erlebt statt der Stadt Berlin die Mark Brandenburg unter

In den kommenden Winterfeldzug gehen wir gerüsteter als 1914. Das deutsche Heer besitzt die besten Waffen und seine Heimat ist getragen vom Opfergeist für das Kriegs-WHW.

BEILAGENHINWEIS

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Dem vorliegenden Heft unserer Monatsschrift ist ein Prospekt des **Verlages Bibliographisches Institut Leipzig**, betr. „Literaturgeschichte des Deutschtums im Ausland", beigegeben, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen.



Ein formenschönes Kleinprojektionsgerät für Einzeldias
18/24 und 24/36 mm (gefaßt in Diarähmchen 5/5cm). Für Farbenaufnahmen und Schwarz-Weiß-Diapositive geeignet

Prospekt gratis! Ihagee Kamerawerk Steenbergmeck **Dresden** Striesen 532

Wir suchen für unser Archiv von der „Deutschen Rundschau" die Jahrgänge 1914–1936, ferner Heft 12 vom September 1937. Mitteilungen erbeten an **Hauptarchiv der NSDAP., Abteilung IV B, München 33, Barerstraße 15**

dem Großen Kurfürsten, dann wandelt sich der Schauplatz zu Preußen und endlich zu Deutschland.

Vom deutschen Walfang

Bei der Bedeutung, die bis zum Ausbruch des Krieges in immer wachsendem Maße die deutsche Beteiligung am internationalen Walfang für die Ernährung unseres Volkes besaß, darf das Buch „Käpt'n Kraul erzählt" (Berlin, F. A. Herbig) stärkste Beachtung erwarten. Kraul ist wirklich gelernter Walfänger und begann vor 25 Jahren auf einem Segelschiff das schwere Handwerk als Harpuneur und Fangleiter. Er hat in der Arktis und der Antarktis in schwierigsten Lagen sein Handwerk gründlich gelernt. Er arbeitete für andere Staaten, auch für Rußland, als in Deutschland die Bedeutung des Walfangs noch nicht erkannt war. Als man sich auch bei uns zu aktiver Teilnahme entschloß, konnte man keinen besseren als Eislotsen für die erste Deutsche Antarktische Expedition auf der „Schwabenland" finden als ihn. Von seinem Erleben und seinen Erfahrungen, die niemand vernachlässigen sollte, dem an der richtigen Art und der rationellen Form des Fangens gelegen ist, erzählt Kraul in bester, schlichter seemännischer Art.

Von den Freikorps

In den „Darstellungen aus den Nachkriegskämpfen Deutscher Truppen und Freicorps", die im Auftrage des Oberkommandos der Wehrmacht von der Kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt des Heeres herausgegeben werden, ist der 4. Band erschienen: „Die Niederwerfung der Räteherrschaft in Bayern 1919" (Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 17 Karten, 23 Abbg. Geh. RM 4,60). Eine Einführung schrieb Ritter von Epp, der an diesen Kämpfen an besonderer Stelle beteiligt war. In dieser Einführung schreibt er: „Um die Jahreswende 1918/19 war den sozialistischen Revolutionslenkern zur Unterstützung ihres Hochsitzes, den die bolschewistischen Gesinnungsgenossen schon bedenklich ins Wanken gebracht hatten, nur mehr ein einziges, reales Machtmittel von innerem Wert geblieben: die restlichen Kommandobehörden und Truppenverbände des abgerüsteten Frontheeres. Dessen pflichtgetreuen, an hervorragenden Leistungen von Offizieren und Mannschaften überreichen Einsatz haben die jüdisch-marxistischen Machthaber weder verdient noch gedankt. Feige, ränkevoll und selbstsüchtig, hemmten sie wiederholt einen gründlichen Zugriff; darüber hinaus wirkte ihre ‚Erfüllungsbeflissenheit' auch noch ideell und materiell zerstörend." An der Niederwerfung der Räteherrschaft waren Verbände aus allen deutschen Landschaften beteiligt, die Oberleitung hatte der Reichswehrminister, und in seinem Auftrag führte der General Freiherr von Lüttwitz die Truppen. Die Darlegung stützt sich überall auf die Akten und ist militärisch exakt. Besonders wesentlich ist der Schlußabschnitt „Erfahrungen und Betrachtungen", der ein Muster bildet für die richtige Anlegung solcher Operationen. Mit Fug wird bemerkt, daß die Gesundung des deutschen Volkes ihren Ursprung und Ausgang bei der Niederwerfung des roten Terrors in dem Soldatentum des alten Heeres fand, das durch vier schwere Jahre keinen Feind über die deutschen Reichsgrenzen gelassen hatte.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Paul Breitenkamp, Berlin — Dr. Ernst Samhaber, Berlin — Professor Dr. Karl Koetschau, Düsseldorf — Felicitas von Reznicek, Berlin — Harald v. Koenigswald, Potsdam-Bornim.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 221856 • Verlag: Deutsche Rundschau. Dr. Rudolf Pechel, Leipzig O 5, Breitkopfstraße 9 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25 %.

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72171, App. 34. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig.

WILLY ANDREAS

Die hundert Tage

Dem siegreichen Feldzug der Verbündeten und der Einnahme der französischen Hauptstadt war der Sturz Napoleons und seine Verbannung nach Elba gefolgt. Die Monarchie der Bourbonen wurde wiederhergestellt; um ihre Einsetzung hatte mit besonderem Eifer sich Talleyrand bemüht, der in den Jahren der Ungnade zum Mittelpunkt versteckter Wühlarbeit gegen seinen kaiserlichen Herrn geworden war: mit dem Zusammenbruch des Empire war seine Stunde, die Möglichkeit neuen Aufstiegs gekommen! Für das von übermütiger Höhe gestürzte Frankreich war es ein unerhörtes Glück, daß es in dem ehemaligen Bischof von Autun, dem abtrünnigen Priester und Anhänger der Revolution, diesem Verräter jeder Regierung, der er gedient hatte, einen Staatsmann besaß, der seine diplomatische Meisterschaft für die Behauptung und Wiedereinführung seines Landes im Kreis der europäischen Staatengesellschaft einsetzte. Der erste Pariser Friede (vom 30. Mai 1814) besiegelte zwar den Schiffbruch des napoleonischen Imperialismus und seiner Weltherrschaftsträume; aber gemessen an der Schwere seiner Versündigungen gegen das Völkerrecht und am Ausmaß der Niederlage, fiel er doch für Frankreich verhältnismäßig glimpflich aus, obwohl es nur einen Teil seiner früheren Eroberungen behalten durfte, unter denen sich immerhin das Elsaß befand. Noch blieb ihm eine stattliche Stellung in Europa und der Welt gewahrt, und aus der Reihe der Großmächte wurde es nicht gestrichen.

Während die Sieger sich in Wien versammelten, um Europa neu aufzubauen, und in Frankreich der Bourbonenkönig einen Kurs royalistischer und kirchlicher Restauration steuerte, dessen heftige Ausschläge alsbald Mißtrauen und Verdruß unter der Bevölkerung weckten, saß der Gestürzte auf Elba als Regent eines Zwergfürstentums, unfähig zum Verzicht und besorgt, daß die Gegner sein Los weiter verschlimmern könnten. Das Ausbleiben der zwei Millionen, die ihm sein Nachfolger auf dem französischen Thron jährlich zahlen sollte, konnte als ein erstes Anzeichen dafür gedeutet werden, daß er mit weiteren Vertragsverletzungen zu rechnen habe.

Seine Riesenkräfte, die mit Reichen und Völkern gespielt hatten, lagen brach; seinen unerschöpflichen Tätigkeitsdrang suchte er dadurch zu stillen, daß er wie ein erleuchteter Despot bis ins kleinste hinein die Verwaltung regelte. Gleich nach der Landung hatte er zu Pferde seinen Herrschaftsbereich durchmessen; er baute Wege, er kümmerte sich um die bessere Ausnützung der Eisengruben und der Salinen seiner Insel, er zog, um dieser und ähnlicher Aufgaben Herr zu werden, die Steuerschraube an. Auch darin blieb er ganz er selbst, daß er militärische Maßnahmen traf, falls er sich verteidigen müsse, indem er die paar vorgefundenen Befestigungen verstärkte und die vierhundert Gardegrenadiere, die ihm bewilligt waren, auf tausend Mann brachte.

Vielleicht hatte er dabei auch schon ganz andere Hintergedanken. Zwei, drei Fahrzeuge, die er mit Kanonen bestückte, bildeten die Flotte des Herrschers, der das Mittelmeer zu einem französischen See hatte machen wollen. Immerhin konnte er bald feststellen, daß die Bewachung Elbas durch die englische Flotte ungenügend war. Sicher ist: er hatte noch nicht mit sich und der Welt abge-

schlossen. Es war seine feste Überzeugung, daß sein Gestirn noch einmal emporsteigen werde. Lauernd beobachtete er die Entwicklung der Dinge auf dem Festland. Was aus Frankreich an Nachrichten zu ihm drang, belebte ihn.

*

Ludwig der Achtzehnte brachte seinem aufgewühlten Vaterland nicht den inneren Frieden, nach dem es sich sehnte. Der kluge und gebildete, aber reichlich bequeme Herr, dem das Brot der Verbannung zu einem staatlichen Embonpoint verholfen hatte, neigte persönlich nicht zu scharfen Maßnahmen. Vieles, was er anordnete, war verständig, maßvoll und keineswegs unbillig. Er war zudem an eine Verfassung gebunden, da die Verbündeten Frankreich in der Form einer konstitutionellen Monarchie regiert sehen wollten! Die Charte, die die Rechte der Volksvertretung im einzelnen festlegte, war von oben her erteilt und in bewußten Gegensatz zum Dogma der Volkssouveränität auf eine starke Krongewalt angelegt. Mit der Schaffung einer Pairskammer und eines Abgeordnetenhauses, mit der Erklärung der Ministerverantwortlichkeit war eine der beliebtesten Forderungen des gemäßigten Liberalismus, der nach England schaute, erfüllt. Und durch das Wahlverfahren nach einem bestimmten Zensus hatte man den besitzenden Schichten Rechnung getragen. Es war damit den beharrenden und den treibenden politischen Kräften ein Platz im öffentlichen Leben eingeräumt; die Verfassung selbst war nicht unlebendig, sie war entwicklungsfähig und kam dem Adel wie dem Geiste des Bürgertums entgegen. Konservative und liberale Strömungen waren darin berücksichtigt. Die Mehrheit der Pairs entstammte der neuen Aristokratie des Empire.

Aber unter den Edelleuten, die nun zurückgeflutet waren, wirkten viele als Heißsporne dem inneren Ausgleich entgegen. Diese Vertreter des Ancien Régime hatten das meiste verloren und glaubten in ihrer Verbitterung, sich rächen zu müssen. Vor allem wollten sie ihre alten Güter wieder haben. Der Bruder des Königs, Graf Karl von Artois, blies mit ins Horn derer, die der Revolution Krieg ansagten und alles im feudalen Sinn rückbilden wollten. Dergleichen Bestrebungen machten böses Blut und brachten Unsicherheit ins geschäftliche Leben. Mit Recht sagte man, diese Leute hätten in der Verbannung nichts gelernt und alles vergessen. Unbelehrt durch die Ereignisse kamen sie zurück und meinten, das Rad der Entwicklung rückwärts drehen zu können. Niemand aber, der aus den letzten Jahrzehnten Nutzen gezogen, wollte seiner verlustig gehen. Dazu die Priester, die ihre früheren Vorrechte genießen, den Zehnten wiederhaben und aus der Erklärung des Katholizismus zur Staatsreligion die letzten Folgerungen gezogen wissen wollten, namentlich auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung. Für all diese Kreise war auch die Charte nur ein vorübergehendes Zugeständnis.

Teilnahmslos hatte die Masse der Nation die Rückkehr der Bourbonen hingenommen; die Politik war ihr ziemlich gleichgültig, vorausgesetzt, daß es nicht zu einem Rückfall in die überlebte Privilegienwirtschaft käme. Eben der Schrei des Adels nach den alten Zeiten rief jedoch Unmut bei den Bauern und im Bürgertum hervor, zumal in abgelegeneren Gegenden Anläufe gemacht wurwurden, in Form des Weißen Schreckens die bisherigen Machthaber und ihre Anhänger zu verfolgen. Mit Sorge fragte man sich in der Bevölkerung, ob sie in die Wirren der Revolution und die frühere Zerklüftung der Parteigegensätze

zurückgeworfen würde. So verschlechterte sich die Stimmung gegen die Bourbonenherrschaft sehr rasch.

In der Armee war man besonders gegen sie aufgebracht. Welch kurzsichtiger Fehler, daß der König das Heer als Versorgungsanstalt für die alte Aristokratie behandelte! Während Tausende von Offizieren, die für Frankreich geblutet hatten, zu halbem Solde beurlaubt oder entlassen wurden, füllten sich die Stellen mit unfähigen Leuten ohne militärisches Verdienst. Wieviel klüger hatte Napoleon gehandelt, als er unter Vergangenes einen Strich gemacht und einst als Konsul und Kaiser den gutwilligen, aufgeschlossenen Elementen des ausgewanderten Adels glänzende Laufbahnen am Hof, in Heer und Verwaltung eröffnet hatte! Es grollten nicht nur die ruhmbedeckten kaiserlichen Marschälle; auch der einfache Soldat fühlte, daß der neue Herr und sein Emigrantenanhang nichts von den Triumphen wissen wollte, die er unter den Adlern des Empire hatte erringen helfen. Mit dieser falschen Personalpolitik und ihrer verkehrten Einstellung zum Heer beraubte sich die Regierung selber einer Stütze, ohne die sie sich nicht halten konnte. Sie verkannte den Stolz und das Bedürfnis nach Gloire, das auch in der ermüdeten Nation weiterlebte. Ohnehin folgte ihr von Anfang an vom Friedensschluß her der Vorwurf, sie habe Frankreichs Wohl und Unabhängigkeit dem Ausland preisgegeben, um selber wieder in den Sattel zu kommen. Die weiße Fahne wurde für viele zum Banner der nationalen Erniedrigung.

So weckte das heimgekehrte Königtum nicht bloß Gegnerschaften, zum Teil sah es sich auch vor unlösbare Aufgaben gestellt. Kaum hatte es seine Herrschaft wiederaufgerichtet, war sie schon unterhöhlt: in einem guten Teil der Bevölkerung, in den oberen wie den unteren Schichten, keimten für den gestürzten Kaiser wieder Neigungen auf!

In Italien schienen die Verhältnisse gleichfalls für sein Wiederaufkommen günstiger zu werden. Murat, der im Jahre vorher durch Abfall von seinem kaiserlichen Schwager sich die Herrschaft über Neapel gerettet und versucht hatte, durch populäre Maßnahmen sich das Volk zu gewinnen, war durch die Restauration in eine schwierige Lage geraten. Die Bourbonen forderten seine Absetzung, die Wiener Verhandlungen liefen für ihn nicht aussichtsreich. Der gekrönte Abenteurer suchte herauszufinden, indem er mit allen unruhigen Elementen der Halbinsel anknüpfte; hier fluteten Besorgnisse vor der österreichischen Vorherrschaft und die von Napoleon halb ermunterten, halb in Schwebe gehaltenen Hoffnungen auf nationale Einheit unbestimmt durcheinander. Insgeheim fand Murat trotz der von ihm eingegangenen Bindungen an Österreich den Weg zu dem Verlassenen zurück, der Italien räumlich so nahe war.

Napoleon hörte aber auf Elba nicht nur vom Anschwellen der Unzufriedenheit in Frankreich und der Gärung der Geister in Italien, er vernahm auch einiges vom Ränkespiel und dem neuerwachten Zwist der Mächte, und erst recht fühlte er sich zum Handeln angetrieben, als beunruhigende Meldungen an sein Ohr schlugen, der Kongreß erwäge seine, des Kaisers Verpflanzung auf eine entfernte Insel, etwa auf die Azoren. In der Tat setzte Talleyrand derartige Gedanken in Umlauf, die auch Pozzo di Borgo, der Landsmann, alte Nebenbuhler und Hasser Bonapartes schon von Korsika her, nunmehr einer der Vertrauten des Zaren, gerne aufgriff. Auch Castlereagh war dafür, den Fürsten von Elba gänzlich unschädlich zu machen und mit ihm Murat zu erledigen.

Der Gestürzte war entschlossen, das Netz zu zerreißen, das ihm seine Gegner über den Kopf werfen wollten. Er war sich klar darüber, daß er sein Schicksal erneut nur an Frankreich ketten könne und widerstand den italienischen Lockungen. In tiefem Geheimnis traf er seine Vorbereitungen und stach am Abend des sechsundzwanzigsten Februar mit seiner kleinen Streitmacht in See. In diesem Augenblick waren freilich die heftigsten Gegensätze unter den Mächten schon beigelegt, der Aufbruch also wohl von vornherein zu spät vorgenommen. Doch entwickelte sich alles zunächst recht günstig.

Am ersten März erreichte Napoleon bei Antibes die Küste, von der er zu den glorreichen Siegen seiner Jugend aufgebrochen war. Das erste ihm entgegengesandte Bataillon ging zu ihm über, so auch fast ausnahmslos alle anderen Truppen des Königs, die ihn bekämpfen sollten. Im Triumphzug trat er über Grenoble, wo ihm der Colonel La Bédayère den Platz auslieferte, dann über Lyon, dessen Arbeiter ihn freudig empfingen, seinen Marsch durch Frankreich an. Widerstandslos öffneten sich überall die Tore der Städte. Marschall Ney, der von den übermütigen Royalisten mehrfach gekränkt worden war, führte ihm bei Auxerre seine Streitmacht zu. Diese Haltung des Heeres entschied zunächst die Lage.

In der Bevölkerung selbst war die Stimmung geteilt: manche sahen dem erneuten Umschwung gleichgültig, manche beklommen zu; andere verhielten sich ganz ablehnend. Am zwanzigsten März zog der Kaiser in den Tuilerien ein, die der König in der Nacht zuvor eilends verlassen hatte, um nach Gent zu fliehen: er gab das Spiel verloren. Napoleon erlebte freilich einige Überraschungen. Während er bei den Behörden auf Zurückhaltung stieß, mußte er feststellen, daß Geister der verschiedensten Richtungen im Volke selbst sich regten und nicht mehr so leicht zur Ruhe zu bringen seien wie früher, wo alles vor seinem allmächtigen Willen zu schweigen hatte. Dieser Ludwig, meinte er knurrend, habe ihm sein Frankreich verdorben!

Die Pariser Zeitungen und der Staatsrat forderten eine konstitutionelle Regierung. Napoleon mußte sich entschließen, die liberalen Maßnahmen, die er unterwegs angekündigt hatte, ernster zu nehmen, als er vielleicht vorgehabt hatte. Er begab sich, um die aufgewühlte öffentliche Meinung zu sich herüberzuziehen, auf den Weg der Zugeständnisse. Der Löwe zog die Krallen ein! Seine Erklärungen klangen, als ob er ein anderer geworden sei, als liege ihm statt an der Beherrschung eines Weltreichs nur noch daran, die Franzosen zu glücklichen Menschen zu machen und mit jedermann im Frieden auszukommen. — Töne, die er auch später auf Sankt Helena oft angeschlagen hat.

Von Benjamin Constantin, den er früher als Ideologen verhöhnt hatte und jetzt zum Staatsrat ernannte, ließ er sich eine Verfassung entwerfen. Der eitle, ehrgeizige Freund der Madame de Staël lieh ihm auch, obwohl er eben noch heftig im Journal des Débats gegen Napoleon geschrieben hatte, seine Feder; in seinem selbstgefälligen Doktrinarismus bildete er sich sogar ein, er könne nunmehr nach dem Versagen der Bourbonen sein Ideal einer bürgerlich-freisinnigen Monarchie mit einer stärkeren Volksvertretung nach dem Vorbild der englischen Verfassung durchführen. Aber es war nun einmal so, daß Constant den Namen, den er führte, zum Gespött machte; denn er war alles andere als beständig. Durch diese sogenannte Zusatzakte zu den Konstitutionen des Empire, die ein Kompromiß war wie die Charte, stellte Napoleon das allgemeine Wahlrecht

und die Wahlkollegien wieder her, mußte sich aber zur erblichen Pairie verstehen, die er früher abgeschlagen hatte. Indem der Cäsarismus sich unter dem Druck der öffentlichen Meinung liberalisierte und zu den von Constant gelieferten Verfassungskrücken griff, gestand er ein, daß er nicht mehr das volle Zutrauen zu seiner Kraft hatte und am Ende seiner Weisheit angelangt war. Das neue Verfassungswerk befriedigte niemanden recht, ganz abgesehen davon, daß die Wiederaufnahme des Kampfes gegen die Verbündeten Napoleon ja auch gar keine Zeit ließ, das Programm freiheitlicher, volksbeglückender Regierungsweise ernsthaft zu verwirklichen. Die Wahlbeteiligung fiel mangelhaft aus; das Bürgertum traute dem Wiedergekehrten nicht. In der Vendée und der Bretagne kam es zu bedenklichen Unruhen; ihre Niederwerfung zwang Napoleon dazu, Truppen abzusondern, die ihm dann gegen den äußeren Feind fehlten. Die Abschaffung der von den Bourbonen beibehaltenen Zensur machten sich die Royalisten zunutze: sie beuteten die wirtschaftliche Krise, die Furcht vor der Aushebung und den unvermeidlichen Krieg aus. An der Lückenhaftigkeit seiner Rüstungen bekam es der Kaiser zu spüren, wie viele Franzosen sich gegen die Wiederaufrichtung seiner Herrschaft sperrten.

Auf dem Marsch nach Paris hatte Napoleon zu erkennen gegeben, daß er auf Österreich rechnen dürfe; hat er wirklich daran geglaubt, was man doch eher bezweifeln möchte, dann hätte ihm die schnöde Abwendung Marie Louises, die schon damals in den Armen des Grafen Neipperg Ersatz gefunden hatte, zur richtigen Einsicht verhelfen müssen. Die Kunde von seiner Rückkehr hatte die volle Einigkeit unter den aufgeschreckten Großmächten hergestellt; sie antworteten mit der Ächtung Bonapartes und erneuerten den Bund von Chaumont, entschlossen, dem Kaiser ein für allemal den Garaus zu machen.

Die Wendung, welche die Dinge in Italien genommen hatten, war nicht ermutigend für Napoleon. Dort war Murat, sein einziger Bundesgenosse, indem er zur Bildung eines selbständigen italienischen Königreichs aufrief, gegen seinen Rat vorzeitig losgebrochen; unter Verletzung der päpstlichen Neutralität besetzte er Bologna, wich aber dann vor den Österreichern trotz eines Waffenerfolges am Panaro zurück. Bei Tolentino (2./3. Mai) wurde er nach anfangs glücklichem Gefecht von General Bianchi aufs Haupt geschlagen und floh unter gefahrvollsten Umständen nach Frankreich, während sein Heer vom Sieger zersprengt wurde. Murats Unterführer, der neapolitanische Baron Carascosa, der den Oberbefehl übernommen hatte, lieferte kurz darauf in einem Abkommen, das er mit Neipperg, dem Liebhaber der entthronten Kaiserin, abschloß (22. Mai), das Land den Österreichern aus, die alsbald in die Hauptstadt Neapel einzogen. Der Bourbonenkönig Ferdinand, der sein Volk wahrhaftig nicht durch Herrschertüchtigkeit verwöhnt hatte, wurde bei seiner Rückkehr mit Jubel empfangen.

So hatten sich die Dinge auf der Apenninenhalbinsel schon zuungunsten Napoleons entschieden, bevor noch im Norden der Entscheidungskampf mit dem Imperator begann.

In Frankreich selbst waren schon die unmittelbaren Vorbereitungen zum Endkampf von mißlichen Erscheinungen begleitet. Wohl befanden sich viele kampferprobte Soldaten, die treu zu Napoleon hielten, unter der Fahne; aber neuen Zuwachs auf die Beine zu bringen, gelang ihm nicht. Nachdem die Bourbonen die Konskription abgeschafft hatten, fühlte sich Napoleon nicht stark genug, sie mit Erfolg wiedereinzuführen; er sah sich auf allerlei nicht sehr ertragreiche Aus-

hilfen angewiesen, und die Aufforderung, freiwillig sich zu melden, verhallte ziemlich ergebnislos; die in den Grenzbezirken gebildeten Freikorps aber waren nur im Kleinkrieg zu verwenden. Die volle Wirkung seiner Maßnahmen konnte Napoleon zum Teil gar nicht abwarten, sondern mußte sie den kommenden Ersatzbedürfnissen zugute schreiben. Denn er drängte zu sofortiger Ergreifung der Offensive, um seine Feinde nicht zur Versammlung überstarker Kräfte gelangen zu lassen. Alles kam jetzt darauf an, so rasch wie möglich durch den Eindruck neuer großer Siege die ermattete französische Stimmung emporzureißen und den Gegner einzuschüchtern.

Napoleon brachte nicht mehr als einhundertachtzigtausend Mann auf, die er an der belgischen Grenze zusammenzog, um hier in diesen alten Kampfgefilden, die schon soviel Soldatenblut abendländischer Völker getrunken hatten, die Entscheidung herbeizuführen. In vernichtenden Schlägen wollte er die Preußen und Engländer werfen, ehe die russischen und österreichischen Streitkräfte herannahten. Die Verbündeten hatten demgegenüber eine an Zahl weit überlegene Truppenmacht zur Verfügung, beschlossen aber auf Betreiben des Wiener Kriegsrates, dem Schwarzenberg, Knesebeck, Langmann, Toll und Diebitsch angehörten, den Vormarsch auf der ganzen Front vom Kanal bis zu den Alpen erst auf Ende Juni zu beginnen. Es geschah gegen Wellingtons und Gneisenaus Ansicht, die sich für alsbaldigen Angriff erklärt hatten. Es entsprach darum der nicht unbedenklichen Lage in Staat und Heer wie den bewährten Grundsätzen der napoleonischen Feldherrnkunst, daß der Kaiser die Entscheidung in den Niederlanden durch rasches Handeln zu erzwingen suchte, noch bevor die feindlichen Rüstungen fertig waren.

Im Gefühl dieser besonderen Bedrohung der Niederlande wurden die am schnellsten verfügbaren Streitkräfte der Verbündeten eingesetzt, die Armeen Wellingtons und Blüchers, dem wieder Gneisenau als Stabschef und diesmal Grolmann als Generalquartiermeister beistanden, während Müffling als preußischer Verbindungsoffizier zum Stabe des englischen Oberbefehlshabers trat. Beide Heerführer waren sich von vornherein einig, daß sie bei einem feindlichen Angriff sich mit aller Kraft wechselseitig unterstützen mußten.

In Blüchers Heer stellten die sächsischen Bataillone, die auf Grund der bevorstehenden Landesteilung aus ihren bisherigen Verbänden umgegliedert werden sollten, ein unsicheres Element dar; sie wollten sich nicht auseinanderreißen lassen wie ihre Heimat, worüber es unter ihnen Anfang Mai in Lüttich zu einer so schweren Meuterei kam, daß Blücher die Stadt verlassen mußte. Die Aufrührer wurden durch eilends herbeigezogene preußische Truppen entwaffnet, die Rädelsführer hingerichtet. Am Feldzug nahmen die sächsischen Soldaten nicht teil: selten bleibt großen deutschen Erhebungen ein Mißklang erspart!

Napoleons Vormarsch ging so rasch vonstatten, daß die Heere Blüchers und Wellingtons sich nicht rechtzeitig vereinigen konnten. Durch einen überraschenden Vorstoß errang der Kaiser bei Ligny (16. Juni) noch einmal den Sieg über die Preußen, die sich zurückziehen mußten, wobei Blücher selbst, nach einem gefährlichen Sturz mit dem Pferde, beinahe in französische Gefangenschaft geriet. Am gleichen Tage wurde Wellington bei Quatrebras über Ney Herr, vermochte aber dem Bundesgenossen nicht die beabsichtigte Hilfe zu bringen.

In dieser Lage sollten die kühnen Entschlüsse Gneisenaus, Blüchers genialem Generalstabschef, wahrhaft weltgeschichtliche Tragweite gewinnen. Dieser, ge-

willt, die Vereinigung mit dem englischen Oberbefehlshaber doch noch zu erzwingen und eine gemeinsame Schlacht mit ihm zu wagen, leitete nämlich den notwendig gewordenen Rückzug der geschlagenen Armee nicht auf der alten Operationslinie zum Rhein, sondern durch seinen berühmten Befehl nach Wavre, also nach Nordwesten hin. Hiermit legte er den Grund zu der folgenden Entscheidung, da nur so ein Zusammenwirken mit den Engländern möglich ward.

Der Kaiser schickte, in der Meinung, daß die Preußen sich zum Rheine zurückzögen, den Marschall Grouchy auf der Straße nach Namur zu ihrer Verfolgung nach, um sie aufzureiben, und beraubte dank solchem Irrtum sich selbst dieser starken Streitkräfte, als er nun in den nächsten Tagen zum letzten großen Endkampf seines märchenhaften Erdenlaufs antrat.

Fünfzehn Kilometer südöstlich von Brüssel, in dem weiten Gelände von Waterloo, das von einigen Höhenzügen durchlaufen ist, warf er sich auf Wellingtons Heer, das aus Engländern, Niederländern und Deutschen, nämlich Hannoveranern, Nassauern und Braunschweigern gebildet war; Wellington, der bei Blücher dessen Hilfe erbeten und von ihm die Zusage erhalten hatte, daß er am achtzehnten Juni eintreffen werde, hielt mit seinen tapferen Truppen den wütenden, dicht aufeinander folgenden Angriffen Napoleons acht Stunden lang stand. Aushalten bis auf den letzten Mann! war bei ihm keine Phrase, sondern bitterer Ernst.

In den beiden Feldherren, die sich miteinander maßen, traten zugleich die Gegensätze ihres Blutes, der Unterschied von Nord und Süd zutage: der Herzog, Engländer vom Scheitel bis zur Sohle, von gemessenster Haltung, bedächtig in seinen Entschlüssen, aber zäh und ausdauernd in ihrer Durchführung, kaltblütig, unerschütterlich auch in der höchsten Gefahr. Keine schlimme Meldung brachte ihn aus der Fassung, ohne ein Zeichen von Bewegung erteilte er seine Befehle! Und auf diesen Meister der Verteidigungskunst und der älteren Taktik, auf diesen gelassenen Nordländer, stürmte im letzten Auflodern seiner südländischen Glut der Schöpfer der neuzeitlichen Vernichtungsstrategie und des Massenstoßes ein, der seinem Ehrgeiz Hekatomben von Menschen geopfert hatte. Er ließ nichts unversucht, die Front des Gegners an den verschiedensten Stellen zu durchstoßen, indem er die weit auseinandergezogenen feindlichen Linien auf den Höhen immer wieder mit Geschützfeuer überschüttete und der Reihe nach seine Streitkräfte, bald die Kavallerie, bald die geballten Kolonnen der Infanterie zum Sturm heranführte. Aber der Brite traf in vollendeter Ruhe seine Gegenmaßnahmen und warf zur rechten Zeit seine Reserven an die gefährdeten Stellungen. Er vertraute auf das Kommen Blüchers, dessen Eintreffen den Kampf entscheiden mußte. In die Worte „Blücher oder die Nacht" faßte er seinen Schlachtplan zusammen! —

In diesem erbitterten Ringen schmolzen Wellingtons Verbände fast auf die Hälfte zusammen; auch die Franzosen erlitten furchtbare Verluste. Immerhin konnte gegen Abend das englische Heer als erschüttert gelten, als endlich die Preußen in der rechten Flanke der Franzosen erschienen — aus mancherlei Gründen später, als es in Blüchers Absicht gelegen, aber doch mit durchgreifender Wirkung.

Napoleon, der soeben einen Teil der Garden zum Vernichtungsstoß ansetzte, wähnte anfangs, es sei Grouchy, den er am Morgen hatte zurückrufen lassen. Indessen war der Befehl zu spät ergangen. Grouchy, der von dem preußischen

Korps Thielmann bei Wavre ins Gefecht verwickelt wurde, konnte erst auf die Kunde von der Niederlage des Kaisers sich ablösen und den Rückmarsch antreten. Kreidebleich, aber ohne sich etwas merken zu lassen, ließ Napoleon die Angriffe fortsetzen, als der andere Gegner nun doch in seiner Flanke erschien!

Die preußischen Truppen brachten, trotzdem sie von den Eilmärschen auf regenerweichten Wegen stark mitgenommen waren, eine größere Frische in den Kampf mit als die Franzosen, die lange schon im Feuer gestanden waren; von Blücher unterwegs immer wieder persönlich angefeuert, brannten sie darnach, die Scharte von Ligny wieder auszuwetzen. Von Gneisenau zu wuchtigem Stoß in die rechte Flanke angesetzt, bogen sie diese bis zur Mitte zurück, so daß das ganze französische Heer ins Weichen kam und der Rückzug in wilde Flucht ausartete. Ney, der vergebens den Tod suchte, wurde mit hineingerissen. Nur die kaiserliche Garde bewahrte einigermaßen Haltung.

Gneisenau nahm alsbald die Verfolgung auf. Sie fiel nach seinem Befehl, den letzten Hauch von Roß und Mann daranzusetzen, zerschmetternd aus. Um ein Haar wäre der Kaiser selbst in Gefangenschaft geraten; sein Wagen mit all seinen Papieren und Wertsachen, seinem Hut, Degen und seinen Orden fiel in die Hände des Feindes. Das Füsilierbataillon eines schlesischen Infanterieregiments war es, das sie erbeutete. Das Korps Grouchys schlug sich über Namur und Dinant durch und gewann bei Soissons Anschluß an Soult, der die Trümmer des napoleonischen Heeres dorthin zurückgeführt hatte.

Napoleon selbst traf am einundzwanzigsten in Paris ein und versuchte, die letzten Kräfte Frankreichs zum Widerstand zusammenzuraffen. Allein, die Vollgewalt der Diktatur, die er hierfür benötigte und von der Volksvertretung forderte, wurde ihm verweigert, und ob sie, wäre sie ihm gewährt worden, der widerstrebenden Nation noch ein Wollen und Leistungen abgezwungen hätte, bleibt fraglich. Die Feindseligkeit der Kammer und der Abfall ringsum zeigten ihm, daß es aus war.

Der Allgewaltige, seines früheren Glanzes entkleidet und vom Glück verlassen, war jetzt nur mehr ein gescheiterter Abenteurer. Die eigentliche, letzte Grundlage seiner Macht, das Heer, war ja nun zerborsten. Nichts, was ihn noch hätte tragen und halten können! Den Kammern standen die Nationalgarden zur Verfügung, und die Truppen der Verbündeten waren im Anzug. Am zweiundzwanzigsten Juni verzichtete er auf Anraten seiner Minister zugunsten seines Sohnes, des Königs von Rom, auf den Thron. Noch einmal bot er von Malmaison aus seine Führung an. Als einfacher General wolle er kommen, nur um die Hauptstadt zu retten und die Feinde zu schlagen, solange sie noch getrennt seien. Fouché, der mit Carnot und Caulaincourt an die Spitze der vorläufig gebildeten Regierung getreten war, ließ ihm erwidern, er möge sofort abreisen, da man sonst nicht für seine Sicherheit einstehen könne! Darauf trat der Kaiser die Fahrt zur Küste an.

Inzwischen ging der Vormarsch auf Paris unaufhaltsam weiter; elf Tage nach Belle Alliance erreichten die Preußen den nördlichen Gürtel der Stadt. Ihre Besatzung war zu schwach, die Bevölkerung zu unzuverlässig, als daß sie ernstlich hätte verteidigt werden können. Davoust war es, der sie übergab.

Ludwig der Achtzehnte, der sich jetzt wieder einfand, nicht Napoleon der Zweite, bestieg den Thron, obwohl die Kammer sich gegen die Bourbonen aussprach und die Verbündeten nur ungern zur Wiedereinsetzung des Gescheiterten sich ver-

standen. Der ziemlich eigenmächtige Einsatz Wellingtons, dem in diesen Tagen ein starker Einfluß zufiel, kam ihm zugute. Er hatte den Abgeordneten bedeutet, ein Wechsel in der Dynastie sei ein revolutionärer Akt und werde die Zerstückelung Frankreichs nach sich ziehen.

Das Zeitalter Napoleons war zu Ende. Die Restauration stieg über Frankreich und Europa empor!

Der Kaiser trug sich mit der Absicht, sich nach Amerika einzuschiffen. Als er in Rochefort eintraf, wagte er sich jedoch nicht hinaus, da vor dem Hafen englische Kriegsschiffe kreuzten. Er wollte nicht wie ein Dieb gefangen werden. Schließlich faßte er den Gedanken, die Großmut seines erbittertsten Feindes, mit dem er sein ganzes Leben gerungen hatte, anzurufen und sich ihm auszuliefern. Der Besiegte hoffte, im Lande des Siegers als freier Mann leben zu können. In diesem merkwürdigen Entschluß, der ganz das Gepräge seines Geistes trug, lebten die antiken Erinnerungen und die Plutarcheindrücke seiner Jugend auf. Wie Themistokles, so schrieb er dem Prinzregenten, komme er, nachdem er seine politische Laufbahn beschlossen habe, an Englands Herd und stelle sich unter den Schutz seiner Gesetze. Am fünfzehnten Juli ging er an Bord des britischen Linienschiffes Bellerophon. In Portsmouth wurde ihm, ohne daß er das Land betreten hätte, im Einvernehmen mit den Vertretern der Mächte in Paris, die Antwort des englischen Ministeriums: man habe ihn, den General Bonaparte, damit er nicht wieder in Versuchung komme, den europäischen Frieden abermals zu stören, die Insel Sankt Helena zum künftigen Aufenthalt bestimmt. Sein Einspruch verhallte.

Dort, auf dem weltentlegenen Eiland, endete sechs Jahre später sein Leben (5. Mai 1821).

WINFRIED GURLITT

Profile der Schweiz

Wie wir von den Gesichtszügen eines Menschen auf seinen Charakter, sein geistig-seelisches Wesen schließen, so kann uns auch die Struktur eines Landes, einer Landschaft zum Spiegel für die Eigenarten und Besonderheiten seiner Bewohner werden. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu erkennen, daß inmitten Europas Natur und Geschichte zusammengewirkt haben, um in und mit der Schweiz eine einmalige Aufgabe zu versuchen.

Wo eisige Schneefirnen in tiefe, schattige Waldtäler hinabblicken, stille Bergseen ein ewig wechselndes Spiel der Wolken spiegeln, Wiesenmatten sich von steilen Bergesrücken bis hinunter in sanfte Hügelgefilde ziehen, da wirken alle Gegensätze zusammen, formen und bilden im engsten Raume am Menschen, um seiner Seele eigenwüchsige Formen einzuprägen.

So schaute Hölderlin die Quellgründe des Vaters der Ströme, des Rheins:

Wo die Wälder schauernd zu ihm
Und der Felsen Häupter übereinander
Hinabschaun, taglang, dort
Im kältesten Abgrund hört'
Ich um Erlösung jammern
Den Jüngling...
Denn furchtbar war, da lichtlos er
In den Fesseln sich wälzte,
Das Rasen des Halbgotts.

Dichter blicken tiefer in das Wesen der Völker und Zeiten hinein, als der nur kritisch sondernde Blick. Und wie die Gebirgszüge der Alpen nach ihren stolzesten Höhen bemessen werden, so soll uns auch etwas vom Schweizervolk an seinen urwüchsigen Söhnen deutlich werden. Nicht nur das Heute kann Ausdruck eines Volkstums sein, der Blick auf wesentliche Gestalten der Vergangenheit zieht erst den Schleier von manchen Gegenwartsrätseln weg.

Jeremias Gotthelf und Johann Heinrich Pestalozzi sind Söhne der Schweiz, die viel Bedeutsames über die Aufgabe und die Möglichkeiten der Schweiz in ihrer Sonderstellung inmitten Europas für den heutigen Tag zu sagen haben. Lebendig wirksame Vergangenheit ist doch eines der kostbarsten Güter eines Volkstums. Urbildhafte Gestalten wirken formend und prägend mit an dem, was Natur und Geschichte zum Schicksalsweg der Völker vermögen. Aus diesen Kräften läßt sich — wie wir sehen werden — allein die Gefahr der Schweiz bannen, ihr kraftvolles Volkstum an westlichen Zivilisationsgeist zu verlieren, einer Überfremdung zu erliegen, die aus allen Himmelsrichtungen hereinwirkt. Die Landesausstellung dieses Jahres ist nicht nur eine Bestandsaufnahme der heutigen Schweiz, sie will zugleich auch solche Kräfte der lebendigen Rückerinnerung wachrufen, wenn sie die großen Söhne des Landes in Wort und Bild sprechen läßt. Dann wird auch das wieder deutlich vernehmbar, was die Schweizer dem großen deutschen Nachbarvolk zu sagen haben, was ein Goethe erlebte, als er auf dem Gotthard stehend bekannte: „Hier auf dem Ältesten ewigen Altar, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bringe ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. Ich überschaue die ersten festesten Anfänge unseres Daseins, ich überschaue die Welt, ihre schrofferen und gelinderen Täler und ihre fernen fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über sich selbst und über alles erhaben und sehnt sich nach dem näheren Himmel."

Solche Höhengesinnung brachte er von seiner Schweizerreise als unverlierbaren Besitz in seine nördliche Heimat zurück, aus ihr heraus wurde das empfängliche, schöpferische Gemüt seines Freundes Schiller inspiriert, den Tell, den Mythos des Schweizervolkes, dramatisch zu gestalten. Wir werden auf solche Zusammenhänge nicht als auf bedeutungslose Zufälligkeiten blicken, wir sehen darin etwas von der lebendigen Wechselwirkung zweier Volkstümer, der wir bis auf den heutigen Tag wichtige Impulse des Geisteslebens verdanken.

Mit dieser Gesinnung, gegenwärtige Wirkenskräfte im schweizerischen Volke

aufsuchen zu wollen, blicken wir auf die Urkraft und Bodenständigkeit eines Gotthelf, auf die Menschenliebe und Erziehertugend eines Pestalozzi.

Neutralität der Schweiz bliebe ein blasser, schemenhafter Begriff, wenn von ihr nicht zugleich die geistigen Kräfte des Schweizertums ausgingen, wie sie in diesen beiden ihrer Söhne lebten, berufen, die Gefahren der Verweltlichung und Intellektualisierung, der Ordnung und des Wohlstandes um ihrer selbst willen zu überwinden. Oft muß der Reisende in der Schweiz erst durch solche Trugbilder und Schemen mit suchendem Blick hindurchdringen, um dann im Bild der Städte und Märkte, im engeren Lebenskreis der Familie, in der Einzelpersönlichkeit, die sich der schweizerischen Aufgabe im Dienste Europas bewußt ist, zu diesen Urbildern der Schweiz hindurchzublicken. Dann erscheint das Wort von dem „Hoteliervolk" als eine beleidigende Oberflächlichkeit, ja selbst als der Ausfluß eines westlich angekränkelten Denkens, das die lebendigen Quellgründe eines Volkstums gar nicht mehr erreichen kann. Diese wird man freilich nicht auf den Boulevards der Städte oder auf den musterhaft gepflegten Autostraßen suchen dürfen, auch nicht in den Luxushotels internationalen Rufes, sondern dort, wo der einzelne Schweizer, ob Bauer, Bürger oder Künstler, mit seiner Lebensaufgabe ringt. Gerade der Schweizer ist um so mehr Angehöriger seines Volkes, je mehr er Einzelpersönlichkeit zu sein vermag, so wie die Schweiz nur in ihrer einmaligen Sonderrolle ihre europäische Aufgabe ganz zu erfüllen vermag.

Schon Jakob Grimm, der Sucher in den Untergründen der Sprache und des Volkstums, rühmt in dem großen deutschen Wörterbuch Gotthelf als den schweizerischsten Dichter. Dabei ist der Emmentaler Pfarrherr noch reine Natur, echter Bauerngeist. Einer der angesehensten und meistgelesenen Schweizer Dichter unserer Tage, Albert Steffen, sagt von ihm in dem Essay „Schweizerische Naturgeistigkeit und deutsche Dichtung": „Es waltet bei Jeremias Gotthelf eine Urwüchsigkeit, die das ganze Dorf durchdringt und jeden heilen könnte, der krank von dem Zerfall der Kultur geworden ist. Zänkereien gibt es auch, aber das tut nichts. Sie erhöhen, in Humor umgewandelt, das breite Behagen. Die Meisterleute betrachten Knecht und Magd noch als Zugehörige des Hauses, die ihnen von Gott anvertraut worden sind."

Gotthelf hatte schon als junger Vikar erkannt, daß nur ein zähes Festhalten am Alten, eine unermüdliche tätige Mitarbeit im kleinen Kreise der Dorfgemeinde vor dem Absturz in die Kräfte der Zerstörung zu schützen vermag. Auch wo er wettert und schilt, geschieht es in dieser patriarchalischen Liebe zur Scholle und zum Bauerntum, das einen groben Keil verträgt. „Er stellte sich von Anfang an mitten in das Leben, machte jede Hochzeit, jede Geburt und jedes Begräbnis mit, scherzte mit den Knechten auf dem Feld und mit den Mägden auf dem Gemüseplatz, plauderte mit den Meistersleuten unter der Tür. Der Mensch, der ihm anvertraut ist, kommt ihm wichtiger vor als die Worte, die er von der Kanzel zu sagen hat. Zeit zum Reisen hat er nicht. Er kommt selten über den Kanton hinaus. Geschweige über die Landesgrenzen. Dagegen ist er bei Überschwemmungen und Feuersbrünsten, die in der Umgebung geschehen, stets dabei, pumpt selbst an der Spritze, aus demselben Grunde, wie er Alarm

schlägt, wenn im Gemeinderat oder Großrat etwas Schiefes geschieht. Er ist der Überzeugung, daß alles nur gut kommt, wenn er mithilft."

Aus diesem Tätigsein inmitten des Volkes erwächst Gotthelf die dichterische Kraft. Wer heute in einer schweizerischen Kleinstadt etwas näher zusieht, wird oft vermeinen, solche Gestalten noch zu erblicken, aus denen einen das wahre Antlitz der Schweiz anblickt. Gemeinsinn und Tätigkeit für das Ganze aus eidgenössischer Gesinnung. Denn was vor Jahrhunderten politischer Wille eines freiheitsliebenden Bergvolkes war, es ist doch als bewußte Erkenntnis oder als angeborener Instinkt im echten Schweizer noch unverfälscht zu finden: ein Geschenk seiner Geschichte und seiner Bergnatur.

Die Schweiz würde aber ihr eigentliches Wesen nicht erfüllen, wollte sie nur auf sich selber beruhen und im Festhalten an den Wurzeln ihrer Kraft ihr Heil erblicken.

Und wie dieser Volksgenius neben einen Gotthelf die ergreifende Gestalt Pestalozzis gestellt hat, so hat die Schweiz auch die Aufgabe, umfangendes Menschentum, die Kunst der Menschenbildung in sich zur Entfaltung zu bringen. So wie die Bergeshöhen den Menschen wieder gesunden machen und zu sich selber führen, so geht von der Liebefähigkeit, dem Opferwillen eines Pestalozzi eine menschenheilende Wirkung aus. In ihm scheint mir ein anderer Wesenszug der Schweiz seine einmalige und sinnbildhafte Ausprägung gefunden zu haben. Und die heutige Schweiz verstehen, hieße auch, nach den Spuren Pestalozzis, nach seinem lebendigen Fortwirken und Fortzeugen zu suchen. In seinem bedeutenden Buch „Das Werk der deutschen Erzieher" sagt Rudolf Pannwitz von ihm: „Pestalozzi hat einen ungeheuer kindlichen Glauben an den Menschen. Nicht die intensive geistesschwärmerische Erkenntnis von Rousseau, sondern urtiefer liebender Glaube. Pestalozzi hat vor Liebe nie zur Gelehrsamkeit kommen können." Dieses schöne Zeugnis für einen großen Erzieher gilt aber zugleich auch dem großen Schweizer. Wird man doch das tiefste Wesen eines Volkes immer am reinsten in seinen großen Einzelpersönlichkeiten ausgeprägt finden, und es werden alle Alltagstrivialitäten, die etwas anderes zu beweisen scheinen, diese Wahrheit doch nicht entkräften können. Es ist daher wohl mehr als ein Zufall, daß gerade in jüngster Zeit das Bild Pestalozzis in der Schweiz neues Leben und Gegenwartsnähe erhalten hat. So schreibt in seiner Monographie „Lebensbildnis Pestalozzis" der schon erwähnte Dichter Steffen: „Das eigene Kind konnte Pestalozzi nicht heilen, wohl aber die Waisen, die ihm vom Schicksal zukamen, jene aufgelesenen Kinder, welche durch die sozialen Wirren, durch Krieg und Krankheit, in einen primitiven Zustand der Wildheit zurückgefallen waren. Diese verlorene und verwahrloste Menschheit so zu lieben, wie Vater und Mutter ihr eigenes Kind, war der von ihm noch keineswegs ganz durchschaute, übermächtige Drang." Wir müssen uns Pestalozzi als Menschen leibhaftig vorstellen, um uns ein Bild von dieser Kraft der Menschlichkeit machen zu können. Da kommt uns die Schilderung seines Freundes Blochmann zu Hilfe, der sein Antlitz beschreibt: Bald lag darauf die zarteste Weichheit und Milde, bald herzzerreißender Schmerz und Traurigkeit, bald furchtbarer Ernst und bald ein Himmel voll Liebe und Wonne.

Seine tiefliegenden Augen quollen oft wie Sterne hervor, ringsum Strahlen werfend, oft wieder traten sie zurück, als blickten sie in eine innere Unmeßlichkeit...

Pestalozzis Idee der Elementarbildung war die „Kunst, jedes Gute der Anlagen der Menschennatur aus ihr selber als aus ihrem natürlichen Boden hervorgehen zu lassen". Er hat damit einen unverlierbaren Gedanken für die Erziehungskunst ausgesprochen und in unendlichen Mühen selber an seinen Zöglingen verwirklicht. Wir können darin aber mehr sehen, als nur die große Tat der Menschlichkeit, es liegt darin auch etwas vom Profil der Schweiz, auch darin, daß Pestalozzi mit vielen Widerständen und Mißverständnissen zu kämpfen hatte. Ebenso wie die Gestalt eines Gotthelf bleibt sein Leben und Werk ein wirkendes Ingredienz des schweizerischen Geisteslebens, oder sollte es wenigstens bleiben. Wer heute mit wachem Blick die Schweiz besucht, kann den Eindruck haben, daß es wirklich so ist, daß diese Besinnung auf die tieferen Kräfte der Eidgenossenschaft sich an solchen einmaligen Gestalten vollzieht und an dem heutigen Schweizer mehr oder weniger bewußt mitbildet.

In diesen Kräften eines starken Volkstums und einer hilfsbereiten Menschlichkeit liegt auch die Gewähr, daß der schöpferische Austausch mit der Schweiz, der die Goethe- und Schillerzeit auszeichnete, künftig erhalten bleiben wird. Hierfür mag auch die große Landesausstellung ein Bild sein, dessen Wirklichkeit wir uns freilich im lebendigen Erleben von Land und Leuten der Schweiz selber erschaffen müssen.

FRIEDRICH SCHULZE-MAIZIER

Seelsorge und Tiefenpsychologie

Selbst gefüllte Gotteshäuser sind noch kein unbedingt stichhaltiger Beweis für die innere Lebensmächtigkeit einer Konfession. Wichtiger als die Zahl der Kirchenbesucher ist die Frage, ob die Gemeindeglieder ihren Pfarrer wirklich als Seelsorger empfinden. Ob sie es wagen, ihn gerade dann zu vertraulicher geistlicher Aussprache aufzusuchen, wenn schwere persönliche Konflikte sie bedrängen, angesichts derer selbst die vertrautesten Nächsten versagen. Von Seelsorge im strengsten Sinne des Wortes kann nur da die Rede sein, wo wirklich die Möglichkeit zur Beichte besteht, das heißt, wo ein bedrängter Mensch einem dazu bestellten und befähigten anderen von inneren Nöten zu reden wagt, die er sonst keinem anderen anvertrauen könnte. Dieser Sinn der Beichte ist im späteren Protestantismus leider vielfach zu kurz gekommen; aber gewiß nicht durch Luthers Schuld. Gerade Luther hat oft davor gewarnt, die Beichte leicht zu nehmen, weil sie nach protestantischer Auffassung kein Sakrament mehr sei, sondern eine freiwillige Angelegenheit jedes Einzelnen, zu der niemand genötigt werden dürfe. Luther hat betont, er möchte sich die heimliche Beichte nicht um aller Welt Schätze nehmen lassen — „ich wäre längst vom Teufel erwürgt worden, wenn mich die

geheime Beichte nicht gehalten hätte." Und wie Luther zu beichten verstand, wenn die „Anfechtungen" ihn zu übermannen drohten, darüber gibt es ergreifend unmittelbare Berichte seiner Wittenberger Amtsbrüder.

Wie steht es nun in Wahrheit mit der kirchlichen Seelsorge von heute, wenn sie an jenem härtesten Probierstein geprüft wird? Hier muß jeder unbefangene Betrachter feststellen, daß der Arzt, der Psychotherapeut in steigendem Maße an die Stelle des Pfarrers getreten ist, daß Tausende seelisch bedrängter Menschen, die früher zu ihrem Seelsorger gegangen wären, es vorzogen, sich „in die Analyse" zu begeben, wenn sie innerlich nicht mehr weiter wußten. Ein bekannter protestantischer Theologe schrieb schon vor längeren Jahren mit dankenswerter Offenheit: „In der Tiefenpsychologie findet sich gegenwärtig oft mehr wirkliches Bewußtsein um den Sinn der Gnade und darum mehr heilkräftige Seelsorge als in der kirchlichen Seelenpflege." Denn diese letztere versuche immer wieder viel zu unvermittelt, dem Menschen unserer Tage die religiöse Urerfahrung der Reformatoren als Gesetz aufzuerlegen, ohne den ungeheuren Abbruch der Tradition zu berücksichtigen, der inzwischen eingetreten sei; hier finde sich eine der Hauptursachen, welche die kirchliche Seelsorge so wirkungslos gemacht hätten, ja sie beim seelischen Zusammenbruch so vieler moderner Menschen habe mitwirken lassen. — Dieses freimütige Eingeständnis sogar von theologischer Seite selber gibt zu denken. Wie aber kam es, daß der Psychotherapeut tatsächlich in sehr vielen Fällen an die Stelle des Pfarrers treten konnte?

Weil die unleugbaren Fortschritte, welche die tiefenpsychologische Forschung der letzten Jahrzehnte aufweist, in überraschend fruchtbares Neuland führten und weil ihre Ergebnisse dem aufs Konkrete gerichteten Menschen unserer Tage oft mehr unmittelbare Hilfe zu bieten schienen als eine Seelsorge, welche den Wirklichkeitsmenschen von heute in seinem eigentlichen Lebenszentrum oft gar nicht mehr zu treffen verstand. (Das Gespräch des Pastors Manders mit Helene Alving im zweiten Akt von Ibsens „Gespenstern" bezeichnet mit noch immer wirksamer Drastik die Situation, aus der heraus der Bankrott der herkömmlichen pastoralen Seelsorge alten Stiles verstanden werden muß.) Was die neue Tiefenpsychologie, wie immer man im einzelnen zu ihren Ergebnissen stehen mag, geleistet hat, ist nichts Geringeres als der systematische Aufbau einer Psychologie des Unbewußten, einer weitreichenden Lehre von der Wirkung affektiver Verdrängungen und ihrer methodischen Bewältigung. Es handelte sich hier um mehr als um eine kurzlebige psychologische Mode. Durch Schopenhauer, Kierkegaard, Ibsen, vor allem aber durch Nietzsche war der moderne Mensch längst aufs tiefste mißtrauisch geworden gegen den religiös, ethisch oder politisch getarnten ideologischen Überbau windiger Bewußtseinskartenhäuser über dem ständig drohenden Abgrund seines Unbewußten. Er hatte es satt — wie Kierkegaard es mit erquicklicher Derbheit ausdrückt — ideologische Gedankenpaläste aufzubauen, die er in Wirklichkeit gar nicht bewohnte, während er tatsächlich höchstens in ihrem Kellergeschoß hauste, oft sogar nur in der Hundehütte daneben. Diese Haltung entsprang keineswegs nur ödem Zynismus, sondern auch einer Ehrlichkeit vor sich selber, hinter der eigentlich ein religiöser Grundimpuls steckte: der Wille, sich über die Brüchigkeit der eigenen Seelenverfassung nichts mehr vorzumachen, lieber auf redliche Weise ein armer Sünder zu sein als auf verlogene ein Halbgott.

Die kirchliche Seelenpflege hat vielfach den verhängnisvollen Fehler begangen, die Ergebnisse der neuen Tiefenpsychologie kurzerhand als naturalisti-

sches Heidentum abzulehnen, anstatt sie unbefangen auf ihre seelsorgerlichen Möglichkeiten hin zu prüfen. Eine solche Prüfung wäre durchaus möglich gewesen, ohne daß darob die selbstverständlich notwendigen Grenzen zwischen seelsorgerlicher und ärztlicher Arbeit irgendwie hätten verwischt werden müssen. Freilich gab es rühmliche Ausnahmen. Schon um 1925 bildete sich in Berlin eine Arbeitsgemeinschaft von Medizinern und Theologen, welche den erfreulichen Entschluß faßte, die beiderseits so oft bestehenden Vorurteile von Grund auf zu überwinden. Man begann darum, in gemeinsamer Arbeit gerade jenes Grenzgebiet von Leib und Seele vorzunehmen, auf dem Arzt und Seelsorger zum Besten der leidenden Menschheit einander wechselseitig in die Hände arbeiten sollten, statt sich mit einem eigentlich gar nicht mehr angebrachten Mißtrauen gegenüberzustehen. Wer Gelegenheit hatte, den Tagungen dieser Arbeitsgemeinschaft beizuwohnen, fühlte den erfrischenden Hauch einer neuen Epoche. Was könnte belebender sein, als wenn zwischen zwei ebenbürtigen Partnern, die lange Zeit hindurch aneinander vorbeiredeten und wirkten, ein neues wechselseitiges Verstehen und eine echte Begegnung stattfindet! Schon bei jenen Tagungen merkte man auf Schritt und Tritt, wie gründlich sich gerade in der Tiefenpsychologie der medizinische Materialismus von einst überlebt hatte, aber auch umgekehrt, wie unter den Theologen ein neues Geschlecht herangewachsen war, das sich der Profanität mitten in der Nüchternheit des Alltags vorbehaltlos zu stellen gedachte, statt ihr mit erbaulichen Allgemeinplätzen auszuweichen.

Die guten Ansätze, welche damals geleistet wurden, sollten weiter ausgebaut werden, und zwar um beider Partner willen. Denn in Wahrheit hat auch der Seelenarzt vom Theologen nicht weniger zu lernen als der Pfarrer vom Psychotherapeuten. Gewiß muß heute von jedem verantwortungsbewußten Seelsorger gefordert werden, daß er wenigstens die Grundzüge der neuen tiefenpsychologischen Erkenntnisse beherrscht — wie sollte er sonst in der Lage sein, etwa in seiner Sprechstunde auftauchende Fälle von Zwangsneurosen oder Angstzuständen ätiologisch richtig einzuschätzen? Wie sollte er sich sonst vor dem Mißgriff hüten können, dort als Pfarrer handeln zu wollen, wo zunächst einmal der Arzt eingreifen muß? Aber ebenso sicher ist es, daß auch der gewiegteste Kenner moderner tiefenpsychologischer Methoden schließlich gröblich danebengreifen wird, wenn er seine Kranken lediglich nach triebmechanistischen Gesichtspunkten behandelt und den geheimen religiösen Konflikt übersieht, der so vielen Fällen ernsterer seelischer Erkrankung zugrunde liegt. Ja wer sich klarmacht, daß die moderne Tiefenpsychologie immerhin erst einige Jahrzehnte alt ist, während das seelsorgerliche Wissen der Theologie auf eine Tradition gewordene Erfahrung von Jahrtausenden zurückblicken kann, möchte mitunter glauben, trotz mancher methodischer Rückständigkeit im einzelnen habe die Theologie der Heilkunde schließlich doch das Wichtigere, Umfassendere zu geben als die Heilkunde der Theologie.

Denn was die Theologie der Tiefenpsychologie einstweilen voraus hat, wenn auch meist in den Denkformen einer vergangenen Epoche, ist der noch immer bewunderungswürdige Aufbau einer alle seelischen Schichten umfassenden, wirklich totalen Wissenschaft vom Menschen, einer religiösen „Anthropologie", neben der die „anthropologischen" Systemversuche der zeitgenössischen Seelenkunde sich zwar ebenso ehrlich und praktisch, aber auch ebenso vorläufig und substanzmager ausnehmen wie eine klar und reinlich gebaute moderne Predigt-

kirche neben einem mittelalterlichen Dom. Liest man heute einen der sprachgewaltigen Ermannungsbriefe, die Luther in so merkwürdig großer Anzahl an seelisch „Angefochtene", an Melancholiker und Selbstmordkandidaten geschrieben hat, ja selbst noch Jakob Böhmes psychologisch überaus aufschlußreiche „Trostschrift von vier Komplexionen", so nötigt einem nicht nur die einem heutigen Leser fast unfaßbare Kraft seelsorgerlichen Zupackens Respekt ab, sondern fast mehr noch das trotz mancher primitiven Formulierung erstaunlich tiefgründige seelenkundliche Wissen, aus dem heraus jedes seelsorgerliche Wort dieser begnadeten Herzenskündiger gesprochen ist. Gerade Böhmes Anthropologie bedeutet trotz aller barocken Einkleidung, trotz aller oft argen methodischen Mängel einen der großartigsten anthropologischen Versuche überhaupt; es ist darum durchaus kein Zufall, daß sie auf dem Wege über Franz von Baader und Schelling entscheidend auf die neuere deutsche Geistesgeschichte hinüberwirken konnte. Im Altprotestantismus lebt eben noch jenes tiefe Wissen um den Menschen und seine seelisch-metaphysischen Bezüge, das die alte Kirche in der Arbeit vieler Jahrhunderte zusammengetragen hatte; hier ist der Bruch zwischen Katholizismus und Altprotestantismus verhältnismäßig gering geblieben. Besonders Böhme bringt den Entscheidungscharakter der menschlichen Existenz, ihre Abgrundverfallenheit wie ihre Gottbezogenheit, mit überwältigender Eindringlichkeit zur Geltung. Der Schuster von Görlitz hat ohne Zweifel gewußt, was mancher moderne Psychiater — im Vollbesitze gescheitester diagnostischer und therapeutischer Methoden — noch immer zu übersehen scheint: daß dem Menschen eine ewige Aufgabe gestellt ist, und daß jeder Versuch, sich um diese Aufgabe herumzudrücken, den derart Ausweichenden seelisch verbiegt, ihn seelisch verkümmern läßt oder krank macht. Hier gilt auch für den Menschen unserer Tage die alte religiöse Väterweisheit: wer am lebendigen Gott nicht genesen kann, der wird unweigerlich an den falschen Götzen sterben.

Dieses theologische Wissen um Wesensstruktur und Situation des Menschen ist heute für noch immer viel zu viele Psychologen „terra incognita". Es würde eine kaum vorstellbare Belebung der gesamten Seelenpflege und Seelsorge im weitesten Sinne bedeuten, wenn hier die fast verschütteten Zugänge wieder freigelegt würden. Eine neue Wissenschaft vom Menschen, in der ältestes religiöses Wissen sich mit jüngsten tiefenpsychologischen Erkenntnissen zu begegnen hätte, wird und muß in Angriff genommen werden, wenn das leider noch immer bestehende Chaos der verschiedenen „Psychologien" endgültig überwunden und damit eine sicher gegründete Seelenpflege wieder ermöglicht werden soll. In einigen Sätzen seiner anthropologisch so verblüffend aufhellenden „Pensées" hat Pascal meisterhaft die ganze Spannung und Paradorie gekennzeichnet, aus der allein heraus die Aufgaben einer anthropologisch sicher begründeten Seelsorge richtig verstanden werden können: „Es ist gefährlich, dem Menschen zu oft zu zeigen, wie sehr er den Tieren gleich ist, ohne ihm seine Größe zu zeigen" (Motto für alle Vertreter einer bloßen Triebmechanistik). „Es ist noch gefährlicher, ihn seine Größe zu oft ohne seine Niedrigkeit sehen zu lassen" (Motto für Idealisten). „Es ist noch weit mehr gefährlich, ihn das eine wie das andere nicht wissen zu lassen; aber es ist sehr vorteilhaft, ihm das eine wie das andere vorzustellen." Wirklich von Grund auf beistehen kann einem seelisch bedrängten Mitmenschen nur der Helfer, der um das ewige Geheimnis weiß, das mit jeder, auch der einfachsten Menschenseele gegeben ist,

ohne darob die oft höchst banalen Tatbestände des betreffenden Falles auch nur im mindesten ideologisch zu verbrämen. Ein gläubiger Realismus ist auch hier die fruchtbarste Haltung. Der wahre Seelsorger muß entlarven können, ohne zu zerstören. Das kann er aber nur, wenn all seine Bemühung sich angesichts des Ewigen vollzieht, wenn hinter seiner Einzelarbeit unverrückbar das Bild des Menschen steht, der trotz all seiner Verzerrungen und Mängel zum Bilde Gottes geschaffen wurde und geschaffen bleibt.

Ist es wirklich — wie gewisse Skeptiker immer wieder meinen — nur eine gutmütige romantische Utopie, an die hier angedeutete Möglichkeit einer Begegnung des Seelsorgers mit dem Tiefenpsychologen glauben zu wollen? Ist nicht beider Aufgabe die Entlarvung? Die Zerstörung jenes holden Selbstbetruges, jener stinkenden Selbstbelobigungen, mit denen wir alle, Individuen wie Kollektive, uns und andere so gern über unsere Unzulänglichkeit hinwegzutäuschen lieben? Soweit auch im einzelnen Seelsorge und Tiefenpsychologie auseinandergehen mögen, in einer Grundeinsicht stimmen beide zweifellos überein: daß es die schwierigste selbsterzieherische Aufgabe für jeden Menschen ist, die eigenen asozialen Triebregungen in ihrem vollen Ausmaße zu erkennen und ohne jede Beschönigung einzugestehen. Es kann nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden, daß Paulus, wenn er im 7. Kapitel des Römerbriefes von dem „Gesetz in meinen Gliedern" spricht, „das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüte", denselben Konflikt von „Es" und „Über-Ich" eingesteht, der ein Hauptthema der Tiefenpsychologie darstellt und an dem auch der junge Luther seelisch zu scheitern drohte, bis der Durchbruch seiner reformatorischen Erkenntnis ihn genesen ließ. Paulus wie Luther und mit ihnen unzählige ernste Christen verschiedenster Konfessionen machten eine durchaus übereinstimmende Erfahrung. Sie wurden inne, daß sie unter einem Fluch standen, daß sie Beladene waren, sie sahen ein, daß die Last nur dann von ihnen genommen wurde, wenn sie ihre tiefinnere Brüchigkeit und Unzulänglichkeit angesichts des Ewigen ohne jeden Versuch des Ausweichens und der beschönigenden Sicherung eingestanden. Aufrichtigkeit, „reineste Aufrichtigkeit in Ansehung der verborgensten Gesinnung des Herzens" (Kant), ist die erste Vorbedingung zur Katharsis, zur wirklich heilenden seelischen Entladung und Entlastung — in dieser Forderung stehen Seelsorge und Tiefenpsychologie einander so nahe wie sonst in keinem anderen Punkte.

Und doch besteht ein wichtiger Unterschied, der nicht übersehen werden darf. Die Tiefenpsychologie bleibt mit ihrer Forderung nach rückhaltloser Katharsis meist nur in der Sphäre des Biologischen und Naturhaften. Infolgedessen droht die Gefahr, daß der Leidende doch nicht wirklich von sich selber loskommt. Alles, was man der tiefenpsychologischen Analyse an gelegentlichen zerstörenden Wirkungen nachsagte (gewiß nicht immer mit Unrecht), hat hier seine Wurzel. Eben an dieser Stelle aber offenbart sich die Überlegenheit einer im wahrhaft priesterlichen Sinne, d. h. mit dem beiderseitigen Gefühl unbedingter Verantwortung vor dem Ewigen ausgeübten Seelsorge. Solche Seelsorge weiß nämlich, daß das Problem der Neurose nicht zu trennen ist vom Problem der menschlichen Freiheit, von der persönlichen Verantwortung jedes Einzelnen angesichts der über ihm stehenden unbedingten Forderung.

Sie weiß indes darüber hinaus noch etwas anderes, kaum minder Wichtiges: daß die seelische Not des Einzelnen schließlich eng zusammenhängt mit der

seines ganzen Zeitalters. Unser Zeitalter aber – davon vermögen gerade die ihm so gründlich hinter die Kulissen schauenden Seelsorger und Psychotherapeuten ein Lied zu singen – stellt die Tragfähigkeit der Einzelseele auf eine oft gefährlich hohe Belastungsprobe. Denn dieses Zeitalter enthüllt sich immer mehr und in einem kaum noch vergleichbaren Ausmaß als das Weltalter einer nicht nur abendländischen, sondern durchaus schon planetarischen Entscheidung. Der erbarmungslos jeden Einzelnen von uns beanspruchenden Entscheidung darüber, ob im Zusammenleben der Menschen, der Individuen wie der Völker, die Kräfte der Vernunft, der gesunden Selbstbehauptung (die immer auch ethische Selbstbeschränkung ist) und schließlich auch der Liebe siegen sollen, oder ob den Dämonen der Selbstverblendung und des damit unweigerlich verbundenen Todes- und Zerstörungstriebes das Feld gehören wird. Jedes Volk und damit auch jeder Einzelne ist heute vor diese Entscheidung gestellt: opferbereite Mitarbeit am Aufbau einer neuen, besseren Volks- und Völkerordnung – oder Abgleiten in eine Weltkatastrophe unvorstellbaren Ausmaßes. Alle seelischen Nöte der Einzelnen – darüber muß echte Seelsorge sich klar sein – haben in dieser erschütternden und aufrüttelnden Weltsituation irgendwie mit ihre Wurzel. Das große Entweder – Oder, das Kierkegaard schon vor hundert Jahren von fern her aufgrollen hörte, ist nun herangekommen; niemand mehr kann jetzt den Donnerton dieses Weltgerichts überhören. Für jeden gilt heute die Frage des unerbittlichen Dänen, der gewiß einer der abgründigsten Seelenkenner war, die das germanische Europa hervorbrachte:

„Weißt du nicht, daß einmal eine Mitternachtsstunde kommt, da jeder sich demaskieren muß? Meinst du, man könnte sich gerade noch vor Mitternacht wegschleichen, um der Demaskierung zu entgehen?"

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

Wissen ums Leben

Gibt es irgendeinen Gedanken, der heute einen rechten Deutschen lauter noch als Gebot der allgemeinen menschlichen Pflicht zu sittlichem Mute mahnen kann, so ist es dieser Gedanke: Was du auch tun magst, um reiner, freier zu werden, du tust es für dein Volk. Heinrich v. Treitschke.

*

Ich sage mich los: von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls; von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die ein stumpfer Sinn nicht erkennen will. Ich glaube und bekenne: daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist; daß man die Ehre nur einmal verlieren kann. Karl von Clausewitz.

*

Man muß seine Ahnen ehren, aber über sie hinaus fortschreiten. Nicht unserer

Väter Werke, sondern unserer Väter Gesinnung gilt es nachzuahmen und aus ihr heraus Selbständiges zu schaffen. Julius Langbehn.

*

Ein Zustand, der alle Tage neuen Verdruß zuzieht, ist nicht der rechte.

*

Goethe 1821.

Nicht um die Erfinder von neuem Lärme: um die Erfinder von neuen Werten dreht sich die Welt; unhörbar dreht sie sich. Nietzsche.

*

Die großen Taten der Menschen sind nicht die, welche lärmen. Das Große geschieht so schlicht, wie das Rieseln des Wassers, das Fließen der Luft, das Wachsen des Getreides. Adalbert Stifter.

*

Zeichen der Vornehmheit: nie daran denken, unsere Pflichten zu Pflichten für jedermann herabzusetzen; die eigene Verantwortlichkeit nicht abgeben wollen, nicht teilen wollen; seine Vorrechte und deren Ausbildung unter seine Pflichten rechnen.

*

Nietzsche.

Merkmal großer Menschen ist, daß sie an andere weit geringere Anforderungen stellen als an sich selbst. Marie v. Ebner-Eschenbach.

*

Nur über den Tod hinweg, mit einem Willen, den nichts, auch der Tod nicht beugt und abschreckt, taugt der Mensch etwas. Die Exaltation ist das einzige Ehrwürdige, wahrhaft Menschliche. Fichte.

*

Die Lüge ist der eigentlich faule Fleck in der menschlichen Natur. Kant.

*

Je mehr Schwäche, je mehr Lüge; die Kraft geht gerade. Jean Paul.

*

Nur der Feige ist falsch. Der Mutige lügt nicht und ist nicht falsch: aus Stolz und Charakterstärke. Fichte.

*

Dem, der fünf gerade sein läßt, wird die ganze Welt schief. Genau und gerade genug kann man gar nicht sein. Darauf beruht das geistige und sittliche Rückgrat eines Menschen. Das Rückgrat aber macht den Mann.

Julius Langbehn.

Glaubst du, man könne kosten vom Gemeinen?
Du mußt es hassen, oder dich ihm einen. Grillparzer.

*

Gegenüber dem Laster der Vermischung von Gut und Böse ist das wichtigste Mittel, die Reinheit in der Gesinnung, in der Lebensführung und im Umgang zu pflegen. Das bedeutet aber Scheidung derer, die sich reinigen wollen, von denen, die sich nicht reinigen wollen. Man soll die Geister scheiden, statt sie zu verschmieren! Julius Langbehn.

*

Ich kann die Achtung aller Menschen entbehren, nur meine eigene nicht. Meine Ehre steht in niemandes Hand als in meiner eigenen, und man kann mich damit nicht überhäufen; die eigene, die ich in meinem Herzen trage, genügt mir vollständig und niemand ist Richter darüber und kann entscheiden, ob ich sie habe. Bismarck.

*

Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir etwas verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und wert sind, seinesgleichen zu sein. Goethe zu Eckermann.

*

Aus „Das Lebensbuch" (Ebenhausen b. München, Wilhelm Langewische-Brandt. RM 2,50), in dem Broder Christiansen in acht Abschnitten über die Wege der Persönlichkeit alte und neue Lebenserfahrung geschickt und feinsinnig zusammengestellt hat. Die Schriftleitung.

PAUL FECHTER

Helle Abende

Der Krieg bringt neue Probleme und zeigt die alten in neuem Licht. Vor allem die bleibenden, zu denen im Reich die gute alte Geselligkeit gehört. Seit sie in natürlichen Formen zu existieren aufgehört hat, ist sie, immer wenn ein Krieg mit seinen Störungen ausbrach, Thema der Diskussion geworden. So war es 1914, so ist es heute, und heute zeigt die veränderte Situation die Problematik des Beisammen unter Aspekten, die man bisher nicht sah.

Wir leben im großen Zeitalter der Vielheit und zugleich im beginnenden Reich neuer Emanzipation des Einzelnen. Die Massen sind in Bewegung geraten, ziehen hierhin, dorthin über die Welt: zugleich löst das Auto sie auf und stellt

der Masse etwas Neues, die Vielheit der von ihr gesonderten Einzelnen gegenüber. — Wir leben im Zeitalter einer ungeheuren Gemeinsamkeit des Aufnehmens und Zuhörens: die Welt scheint oft eine einzige Massenversammlung zu Füßen eines Redners; aber das Radio macht den einzelnen Hörer vom Zwang des Massendaseins ebenso frei wie das Auto den einzelnen Reisenden. Er nimmt für sich allein teil am Massenerlebnis, sitzt daheim und hört mit — ist ein emanzipiertes Massenteilchen geworden, wie der Mann im Auto, das einsam neben der D-Zug-Strecke von Leipzig nach Eisenach fährt.

Es kann nicht ausbleiben, daß diese Situation auf die Geselligkeit zurückwirkt. Das Instrument der einsamen Geselligkeit ist das Telephon, das lange vor Auto und Radio da war und die paradoxe Möglichkeit einer einsamen Geselligkeit eröffnet. Der eine sitzt daheim, trinkt Tee und führt ein Gespräch, manchmal sogar ein langes, mit einem Partner, der irgendwo fern, wenig gesellschaftlich angetan, am Ofen hockt und ebenso allein ist. Die Vielheit zerfällt auch hier, der Einzelne bleibt für sich und setzt sich doch in Beziehung. Die Technik hat, so scheint's, ein besonderes Vergnügen am Ersinnen von Apparaten, die diese neue Aussonderung des Individuums auf allen Gebieten möglichst begünstigen.

Für die Geselligkeit hätte es dessen kaum bedurft: sie hat in diesem Lande der Persönlichkeiten noch niemals Formen angenommen, denen der Einzelne nur noch mit Auflösung beikommen konnte. Im Gegenteil: der alte germanische Individualismus, der um jede kleine Siedelung am liebsten zur Sicherung gegen Nachbarn einen Wüstengürtel legte, lebt immer noch fort: die veränderte Welt, die aus dem Krieg gewachsen ist, hat ihm nur kräftig neue Nahrung gebracht. Es ist dunkel: so kann man abends nicht mehr auf Besuch gehen. Man kann Eßwaren nur in vorgeschriebenen Mengen erwerben: so kann man keine Gäste zum Essen einladen. Es gibt keine Autos zu beliebiger Verwendung mehr: so kann man nachts die Freunde nicht wie sonst als Mitfahrer auf die freien Plätze der Wagenbesitzer setzen und so dezimieren: man ist an letzte Züge und Straßenbahnen gebunden, und das ist ja so unbequem. Da lädt man lieber niemanden ein und läßt sich ebensowenig einladen. Aus der Masse der bisherigen Geselligkeit löst sich wieder das emanzipierte Individuum, das seinen letzten Rotspon einsam selbst vertilgt. C'est la Krieg, hieß es 1915 im besetzten Frankreich.

Die erste Frage bei einer Unterhaltung über diese Kriegsprobleme der Geselligkeit müßte lauten: warum überhaupt Geselligkeit? Warum und zu welchem Zweck lud man in friedlichen Zeiten Menschen ein oder folgte ihrer Einladung? Aus welchen inneren Gründen kamen die Menschen zusammen zu jenem freundlich seltsamen Schauspiel, das man Geselligkeit, Gesellschaft nannte?

Die letzte Frage ist am schwierigsten und am leichtesten zu beantworten: solcher inneren Gründe gab es äußerst wenige. Geselligkeit gehörte zu den Pflichten des äußeren Lebens, vom Geburtstagsempfang der Familie bis zum großen Abendessen mit mindestens vier Gängen. Menschen aus innerem Bedürfnis zu sich laden, einen Kreis um sich sammeln, weil man die Atmosphäre der sich überschneidenden Spannungen als Lebensingredienz brauchte — das taten wenige, wollten wenige. Geselligkeit ergab sich aus Pflicht, nicht aus Neigung — aus Berufsbeziehungen

und Berufshoffnungen, aus lauter Gründen, die abseits des eigentlichen Begriffs der Geselligkeit lagen. Der Beruf, diese gefährliche Form des Lebensersatzes im Arbeitsbereich, hat sich auch hier mehr und mehr vor das Leben geschoben, dem er bereits an sich ein gut Teil der Kräfte entzogen hat. Was ist heute noch Familienleben gegenüber dem Berufsleben, Familiendasein des Zusammen gegenüber dem Zusammen des Berufs? Die Gemeinsamkeit ist aus dem Hause ins Büro, in die Fabrik geglitten; kein Wunder, daß für die Gemeinsamkeitsmomente des Hauses, eben die Geselligkeit, die Berufsrücksichten immer wesentlicher mitsprechen. Warum überhaupt Geselligkeit? Man ist ja den ganzen Tag mit Menschen, warum abends auch noch?

Das ist nicht nur wie ehedem der männliche Standpunkt: es ist in hunderttausend Fällen auch der weibliche. Die Familie und die Familien, auf denen der alte Geselligkeitsbegriff aufbaute, sind als Gemeinsamkeitszentralen längst in die zweite Reihe gedrängt worden, auch für die Frauen. Die Geselligkeit wird nicht nur vom Telephon wieder in ihre Individualbestandteile aufgelöst, sondern auch vom Beruf. Wer am Tag mit vielen ist, will abends allein sein, oder mit einem Menschen. Opfer sind die Frauen, die in dem Familienbereich blieben — sie vereinsamen um so mehr, als ein gut Teil unserer noch übriggebliebenen Geselligkeit immer noch männliche, Viertisch-, Berufsgeselligkeit ist.

Sieht man es aber einmal von hier aus, so ergibt sich, daß die heutige Situation gerade auf diesem Gebiet nicht zerstörend, sondern aufbauend zu wirken in der Lage ist. Der Krieg hat das ganze Leben in Besitz genommen, alle, Männer wie Frauen vor Pflichten und Notwendigkeiten gestellt, die viel Aufwand an Zeit und Kraft für Aufgaben erfordern, die jeden Tag von neuem in gleicher Gestalt sich aufrecken. Der Krieg hat im Bereich des Tags, des Berufs Gespräche und Unterhaltungen auf die gleichen Themen geschaltet: die Front und der Bezugsschein, die Schwierigkeiten und das Mehr an Zeit, das man gebraucht — sie stehen überall im Vordergrund, werden mit immer neuen Variationen immer von neuem erörtert, diskutiert und zum Anlaß mehr oder weniger strömenden Selbstmitleids benutzt. Den Tag hat die Zeit und was in ihr ist, belegt und ausgefüllt: der Abend aber ist frei. Der Tag stellt die Menschen hart in die Vielheit: so bekommt der Abend von selbst die Aufgabe, sie auf sich, zugleich aber auf andere zu stellen, die jetzt ebenso vom Vielen abgelöst sind. Es ist dunkel auf Straßen und Plätzen, aber das Licht leuchtet in der Finsternis — im Hause. „Hier werden nur heitere Gespräche geduldet" — eine Tafel mit dieser Inschrift hing in der Not der Inflation über unseren damaligen Schreibtischen: man könnte diese Tafel heute über unsern Abenden aufrichten — und zwar könnten es am besten die Frauen. Sie sind die Opfer des Berufs wie des ewigen Individualismus geworden — sie können am besten die Auswirkungen beider ausgleichen. Sie werden damit ganz von selbst die Hüterinnen der neuen Geselligkeit, die ohne Braten, dafür aber mit Helligkeit und guter Laune die von der Vielheit des Tages leicht Mitgenommenen wieder zur Einheit des Einzelnen und des Ganzen zusammenfassen, die vom Beruf verbrauchten Energien zu neuen Taten spannen und laden könnten. Es braucht gar nicht immer nur Geist in höchster

Form serviert zu werden: die Pflicht zum Geist haben im Grunde nur rein männliche Gesellschaften, die von ihm her die einzige Rechtfertigung für ein Verbringen der Zeit ohne Frauen erhalten. In normalen Zeiten strebt der Mann nach Freiheit: jetzt können zum Ausgleich einmal die Frauen sie in ihre Obhut nehmen, auch für den Mann, ihn vom allzu Zeitgebundenen befreien und den Gesprächen ihre, der Frauen Beschwingtheit geben, die viel schöner ist als selbst die schönste Abstraktion. Die verdunkelten Fenster, die Vorsicht im Umgang mit Licht symbolisieren die Anerkennung der dira necessitas des Tages: darüber kann, abseits vom Dunkel, mitgebrachten Butterbroten und drohenden letzten Zügen, die unzerstörbare Welt des Lebens wachsen, das immer ein gemeinsames, niemals Sache des Individuums ist — und das Reich einer neuen Freiheit, aus der sich vielleicht einmal später so etwas wie eine wirkliche Geselligkeit ergibt.

HANS BORGELT

Karl Ditters von Dittersdorf

Zum 200. Geburtstag am 2. November

Ganz selten nur liest man den Namen Dittersdorf auf den Konzertprogrammen der Gegenwart. Hier und da wird noch eines seiner Streichquartette gespielt — meist das in Es-dur — und die komische Oper „Doktor und Apotheker" ist wenigstens dem Namen nach bekannt; doch die anderen zahlreichen Werke des komponierenden Forstmeisters aus Schlesien konnten sich keinen Ewigkeitswert erobern: die 100 Sinfonien, 26 Divertimenti, Serenaden und Kassationen, die 35 Violin- und Klavierkonzerte, 18 Streichquintette und -quartette, viele Trios, Sonaten und die 44 Opern, die zu Lebzeiten des Meisters auf den europäischen Bühnen mehrstellige Aufführungsziffern erreichten. Dittersdorfs Schaffen sollte nicht der Ruhm der Unsterblichkeit beschieden sein. Ihm widerfuhr das bitterste Los, das einen Künstler treffen kann: am Ende seines Lebens, nach dreißigjährigem, äußerlich glanzvollem Aufstieg zu sehen, daß plötzlich alle Freunde ihn verlassen, daß sein Lebenswerk in kurzer Zeit vergessen wird und Not und Elend in drohender Wirklichkeit vor dem Verzweifelten stehen.

Noch das Jahr 1789 hatte den Fünfzigjährigen auf den Gipfel seiner künstlerischen Erfolge gebracht. Er wurde vom König von Preußen, von Friedrich Wilhelm II., nach Berlin eingeladen und dort mit Ehrungen überhäuft, sein „Apotheker" erlebte im Charlottenburger Schloßtheater eine glanzvolle Aufführung, desgleichen das Oratorium „Hiob" im Opernhaus, und wohlversehen mit Geld und Ruhm kehrte er in die Heimat zurück. Doch dann begann der Abstieg. Krankheiten machten kostspielige Badereisen erforderlich, Intrigen entfernten ihn der Zuneigung seines Gönners, des Fürstbischofs Graf Schaffgotsch, und als dieser 1796 starb, da wurde Dittersdorf, der 26 Dienstjahre als Forst-

meister und Amtshauptmann hinter sich hatte, mit einer geringfügigen Pension zur Ruhe gesetzt. Ignaz Freiherr von Stillfried, der von der Not des Komponisten gehört hatte, nahm ihn mit seiner Familie zu sich, um auf seinem Gut Rothlhotta die Unglücklichen wenigstens vor dem äußersten Elend zu schützen. Das Glück aber kehrte nicht wieder. Von den ganzen Kompositionen, die Dittersdorf in den drei letzten Jahren seines Lebens schrieb, fand keine einen Liebhaber mehr, geschweige denn einen Käufer.

So starb ein Mann, der im 18. Jahrhundert zu den Großen der deutschen Musik gezählt wurde, auch wenn er zeitlebens im Schatten eines Gluck, Haydn, Mozart gestanden hatte. Ein Künstler, auf dessen Urteil sowohl Kaiser Joseph II. von Österreich wie König Friedrich Wilhelm von Preußen etwas gaben, der in Rom zum „Ordensritter vom Goldenen Sporn" und später in den Adelsstand erhoben wurde; ein Komponist, der überwiegend deutsche Opern vertont hatte — in jener Zeit noch ein bedenkliches Unterfangen.

Ein Gutes für die Nachwelt hatte das tragische Ende Dittersdorfs: um seiner Familie wenigstens eine kleine Unterstützung zu verschaffen, diktierte er, fast erblindet, seinem ältesten Sohn eine Beschreibung seines Lebens in die Feder. Zwei Tage nach ihrer Beendigung, am 24. Oktober 1799, starb er. Der damalige Musikkritiker Karl Spazier gab das Buch, das 1801 bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschien, heraus — ob es die Not der Dittersdorfschen Hinterbliebenen zu lindern in der Lage war, ist uns nicht bekannt.

Diese Selbstbiographie erschließt wertvolle Quellen zum Studium der Lebensgeschichte des Künstlers. Und man ist erstaunt über den ungewöhnlich frischen Humor, den Dittersdorf trotz des Ernstes seiner Lage entwickelte, über die breit ausgesponnenen lustigen Anekdoten und originellen Schilderungen, die den Hauptteil des Buches einnehmen. Aus ihnen spricht der unverwüstliche Humorist Dittersdorf, der als einer der ersten deutschen Komponisten die komische Oper auf breiterer Basis entwickelte und damit den Weg zu Wenzel Müller und Albert Lortzing vorbereiten half.

Nur in knappen Zügen entnimmt man der Lebensbeschreibung die äußeren Daten seines Werdegangs, der ihn vom „Kammerknaben" am Hof des Prinzen Hildburghausen in Wien und Musiker in der Hofkapelle auf den Posten eines Dirigenten beim Bischof von Großwardein (damals Ungarn) führte und schließlich dauernd an den Hof des Fürstbischofs von Breslau fesselte. Nicht Orchesterdirektor oder Kammervirtuose war Karl Ditters hier — dazu reichten die bewilligten Mittel nicht — sondern Forstmeister in Johannisberg (Fürstentum Neiße), weil er bei einer Jagd mehr oder weniger gründliche Fachkenntnisse bewiesen hatte, und später, nachdem er als Ditters von Dittersdorf in den Adelsstand erhoben war, Amtshauptmann in Freiwaldau. Aber zeitlebens hatte der Musiker und Komponist über den Forstmeister und Amtshauptmann die Oberhand, wofür die intensive Musikpflege in Johannisberg, für die sogar der Kaiser bewundernde Anerkennung fand, das beste Zeugnis ablegte.

Es besteht ein merkwürdiger Widerspruch zwischen dem künstlerischen Schaffen Dittersdorfs und seiner Lebensbeschreibung. Diese könnte fast von einem Laien

stammen, der nichts von Musik versteht und ein Konzert nur besucht, um die Gesichter der Musiker und die Kleider des Publikums zu betrachten. Alte Anekdoten über Sänger und Sängerinnen erzählt er redselig, anstatt von den künstlerischen Eindrücken seiner Italienreise zu berichten; der bedeutsamen Aufführung von Glucks „Alceste" vergißt er Erwähnung zu tun, um dafür der Liebesaffäre mit einer Tänzerin breiten Raum zu geben, und den gewaltigen Widerhall, den seine eigenen Werke in Wien und in Berlin fanden, läßt er zugunsten ausführlicher Plaudereien mit der Gräfin Lichtenau unter den Tisch fallen.

Carl Krebs' Ansicht („Dittersdorfiana", Berlin 1900), daß Dittersdorf, als er sein Buch diktierte, krank und geplagt war und deshalb in seinen Erinnerungen bei den glücklichen Jugendtagen am längsten verweilte, scheint mir jedoch zu einseitig gesehen. Der alternde Komponist nahm wahrscheinlich an, daß sein Werk allgemein bekannt sei, und beschränkte sich wohl deshalb darauf, persönlichere Dinge und unbekannte Einzelheiten aus seinem privaten Leben wiederzugeben. Und außerdem wollte er ja ein unterhaltsames Buch schaffen, von dem er sich offenbar den größten Publikumserfolg und damit den besten Nutzen für seine Familie versprach.

Als ausgesprochene Künstlerbiographie kann das Werk also nicht gelten und will es auch nicht, denn die angegebenen Daten sind zum Teil nur oberflächlich, zum anderen Teil falsch. So hat er neben anderen Irrtümern den Anfang des Siebenjährigen Krieges auf 1758 und die Besitzergreifung Schlesiens in das Jahr 1740 verlegt. Was uns jedoch „Dittersdorfs Lebensbeschreibung" so liebenswert macht, das ist der gutmütig bescheidene, heiter geplauderte Ton seiner Erzählungen, der Witz seiner Worte und die sympathische Ironie des Ausdrucks, die vor der eigenen Person durchaus nicht haltmacht. Hat ein anderer Komponist jemals von sich geschrieben, daß er schnell noch einige Opern „zusammenstoppelte" (S. 247), daß er seine erste Sonate „auf Befehl" des Lehrers komponierte (S. 77); hat je ein Künstler, wenn er schon ein ganzes Buch über sich selbst verfaßte, seine Hauptwerke mit fünf Zeilen abgetan, wie Dittersdorf (S. 262): „... Von Anfang Januar 1786 bis Ende Oktober desselben Jahres habe ich fünf große Werke geschrieben: Hiob — Apotheker — Betrug durch Aberglauben — Democrito und Die Liebe im Narrenhause ..."

Nein, Dittersdorf kannte keine übergroße Eitelkeit und Selbstbelobigung. Er hat zwar seine Erhebung in den Adelsstand als die „wichtigste Epoche seines Lebens" (S. 209) bezeichnet und gibt nicht ohne Stolz und in vollem Wortlaut seine Gespräche mit Kaiser Joseph und König Friedrich Wilhelm getreulich wieder — als ihm jedoch nach Gaßmanns Tod unter der Hand die mit Ruhm und Ehre verbundene Stellung als kaiserlicher Hofkapellmeister in Wien angeboten wurde, in seiner eigenen Geburtsstadt, da lehnte er sie ab, weil er „in Johannisberg bereits mehr Einkünfte, und bey Gelegenheit noch größere zu hoffen hätte ..." (S. 208). Sicheres Einkommen und behagliches Dasein gingen ihm über äußeren Glanz, er liebte, gut zu leben, eine Gewohnheit, die ihn später die Not um so härter spüren ließ.

In seinen „Ideen zu einer Ästhetik der Tonkunst" (1806) sagt D. Schubart:

„Ditters... hat eine ganz eigenthümliche Manier, die nur zu oft ins Burleske und Niedrigkomische ausartet. Man muß oft mitten im Strome der Empfindung laut auflachen, so buntscheckige Stellen mischt er in seine Gemählde. Nicht leicht dürfte einem Componisten die komische Oper besser gelingen, als diesem: denn das Lächerliche versagt ihm nie..." Was hier über sein musikalisches Schaffen ausgesprochen wird, läßt sich in vollem Umfang auf seine Lebensbeschreibung übertragen. Dafür einige Beispiele. Voll seliger Erinnerung erzählt er u. a. (S. 81), wie er als Knabe einen „Bothschafter und Professore di Violino" angeführt habe. Dieser war in Wien beim Prinzen von Hildburghausen eingeladen und sollte einem Geigenkonzert des jungen Musikschülers beiwohnen. Aber Karl hatte sich beim — Billardspiel aufgehalten, kam zu spät und mußte sogleich eine bestimmte Sonate vortragen. Da es eine Strafpredigt gegeben hätte, wenn dem Prinzen aufgefallen wäre, daß der Musikus seine Noten vergessen hatte, ergriff dieser kurzerhand irgendwelche Notenblätter und spielte kaltblütig auswendig das Verlangte.

„Kaum hatte ich zehn oder zwölf Takte gespielt, so bemerkte ich, daß der Bothschafter von seinem Platz aufstand und hinter mich trat. Zum größten Überfluß nahm er ein Fernglas aus der Tasche und guckte mir über die Achsel in meine Stimme... Allein ich wurde bald gewahr, daß der Herr Bothschafter nicht nur kein Professor der Violine, sondern ein leerer Windbeutel war, der auch nicht eine Note kannte und seinen Nachbarn nur seine erlogenen Kenntnisse aufdringen wollte; denn völlig der Wahrheit entgegen tuschelte er ihnen einigemale zu: Adesso viene un'passagio! (Jetzt kommt eine Passage). Ich war alsdann Schalk genug, einen Lauf, einen Schnörkel oder irgend eine Variation aus dem Stegreif zu machen, welches mir öftermals sehr gut gerieth. Da ich mich außer aller Gefahr sah, so wuchs meine Laune dermaßen, daß ich die Sonate mit ungewöhnlicher Präcision spielte und zu aller Satisfaction endigte. Der Bothschafter applaudierte mir und konnte dem Prinzen nicht genug sagen, welche Acquisition er an mir gemacht habe."

Am anderen Tag erhielt Karl nicht die befürchteten Ohrfeigen wegen seiner Vergeßlichkeit, sondern „Tokayer und Biskuiten" für die Geistesgegenwart. Zeitgenossen schildern Dittersdorf als einen stattlichen, gut aussehenden Menschen. „Seine Gesichtsbildung war edel. Ein gerader Blick, tief fixierend, eine hohe Stirn voll Adel und Würde, die mit ihren Zügen imponirte, ohne abzuschrecken, edler Anstand eines Mannes, der sich im Umgange der Welt und ihrer Großen gebildet hat, gab seinem schlanken Wuchse eigenthümliche Grazie" (J. E. F. Arnold: „Gallerie der berühmtesten Tonkünstler", Erfurt 1816). Daß diese „eigenthümliche Grazie" auf die Damenwelt ihre Wirkung nicht verfehlte, ist durchaus begreiflich. Und so braucht man folgender Schilderung (S. 178) keinen Kommentar hinzuzufügen, außer den, daß man an ihrer Stelle eher einen Vermerk über Glucks „Alceste" erwartet hätte:

„... Noch nie hatte eine Tänzerin so einen ausgezeichneten Beyfall erhalten. Wer kann sich, ohne es selbst geschmeckt zu haben, das Vergnügen vorstellen, sich von einem solchen Mädchen begünstigt zu wissen, deren Reize durch den vortheilhaften Theateranzug erhöht, deren Gestalt, des Meißels eines Pygmalion würdig, durch so mannigfaltige mahlerische Gruppen, deren schönes ausdrucksvolles Gesicht durch ein unendlich süßes Mienenspiel noch mehr verherrlicht wurden, und deren kleinste ihrer Bewegungen nicht nur das Heer der Gecker und Stutzer verschlang, sondern für die auch solide Jünglinge, Männer und Greise empfanden? Wer ist im Stande, die Wonne dessen zu fühlen, der stolz zu sich selbst sagen

kann: Siehe! das Mädchen, um dessen Besitz Wollüstlinge mit Equipagen und Ordensbändern buhlen — bey welcher Verschwender für jede Schäferstunde eine Herrschaft um die andere gern vergeuden würden — das fast jeden geschwornen Eheverächter sein Keuschheitsgelübde bereuen zu machen im Stande ist — das Mädchen ist d e i n!"

Über sein künstlerisches Schaffen hat sich Dittersdorf nur selten geäußert. Aber die Tatsache, daß er gelegentlich einige Sätze mit Betrachtungen dieser Art einschaltet, beweist, daß er doch wohl ernsthafter an sich gearbeitet hat, als man aus seiner Biographie ersehen kann. So schreibt er nach seinen ersten gelungenen kompositorischen Versuchen (S. 78):

„... So jung ich damals war, so sah ich doch bald genug ein, daß einem Komponisten nebst dem, daß er die Grundregeln dieser Wissenschaft inne habe, nichts nötiger sey, als Geschmack und Einbildungskraft, überhaupt daß er ein schöpferisches Genie besitze. Dies letztere, obschon es ein Naturgeschenk ist und Wenigen zu Theil wird, muß dennoch durch beharrlichen Fleiß kultivirt werden, sonst schießt es wie eine wilde Pflanze auf und man hat keinen Seegen davon. Ich nahm mir daher vor, nicht nur Alles was mir Neues vorkam, con tanto d'orecchio (durch welchen Ausdruck der Italiener die höchste Aufmerksamkeit bezeichnet) zu hören, sondern auch nachzuspühren, warum ein schöner Gedanke wirklich schön wäre. O wie oft entdeckte ich da nicht, daß er bloß darum schön war, weil er gerade am rechten Orte stand und außer diesem Platz nicht bemerkt worden wäre..."

Köstlich sind die Schilderungen, die Dittersdorf von seiner Berliner Reise gibt. Wohl kaum einer seiner Zeitgenossen hat die „Madame Rietz", die Geliebte Friedrich Wilhelms II. und spätere Gräfin Lichtenau, so treffend als die dargestellt, die sie wirklich war: eine echte Berlinerin. Im Orangerie-Theater Charlottenburg sah der Gast aus Wien zusammen mit Madame Rietz die Oper „Medea" von Naumann und ärgerte sich über die schlechte Inszenierung (S. 261):

„Einige Vorstellungen, z. B. die Stiere, die das Feld pflügten und Feuer aus den Nasenlöchern sprühten, waren so albern und läppisch, daß sie nicht einmal für ein Marionettentheater getaugt hätten. Eine besonders jämmerliche Personnage aber war der Drache, der das goldene Vlies bewachte. Überdem da begieng noch Concialini, der den Jason spielte, den Unverstand, daß er diesen miserabeln Drachen, den er erlegen sollte, mit der Fläche seines Schwerdtes einigemal auf den von Pappendeckel gemachten Ranzen schlug, daß es klatschte... Mein Ekel hierüber war so groß, daß ich mich vergaß, und pfuy! rief. Madame Rietz sahe sich um und sagte: ‚ooch ich finde diese Aktion sehr jarstig. Ich werde ihm aber morgendes Tages sagen, daß en Kunstrichter von Jewicht diese Bemerkung jemacht, und ich repondire Ihnen, daß er janz jewiß seine Aktion ändern wird; denn er iß mein Hausfreind, un nimmt jerne juten Rath von mir an!'"

Madame Rietz hat sich später in ihrer „Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigung mehrerer Schriftsteller, von ihr selbst entworfen" (bei Wilhelm Heinsius, Leipzig und Gera 1808) gegen diese Ausführungen Dittersdorfs gewandt und behauptet, niemals seine persönliche Bekanntschaft gemacht und in einem solchen „Pöbeldialecte" mit ihm gesprochen zu haben. Aber durch diese Erwiderung gewinnt die Episode nur noch an Originalität und Heiterkeit.

Am Schluß von „Dittersdorfs Lebensbeschreibung" finden sich Worte wie diese:

„Ich verehre meine liebe, gute, deutsche Nation; aber — wenn es auf Unterstützung ankommt, da — leider — sind wir nicht zu Hause." ... „Liebe Leser! Halten Sie mich ja nicht im Verdachte, daß ich das Obige niedergeschrieben habe, um Ihnen für mich ein

Allmosen abzulocken. Vermuthlich bin ich nicht mehr, wenn Ihnen dies Büchlein zu Gesichte kommt. — Will aber jemand nach der gänzlichen Zerstörung meiner schon morschen Hütte meiner armen Familie Etwas Gutes thun — O dann werde ihm Gottes Lohn dafür!"

Es ist bitter, daß ein deutscher Musiker nach einem ruhmreichen Leben solche Worte wenige Tage vor seinem Tode sprechen mußte. So kündet noch heute, nach anderthalb Jahrhunderten, ein altes, vergilbtes Buch vom Leben und Leiden eines deutschen Künstlers, ein heiteres, fast sonniges Buch — mit einem tragischen Ausklang.

Rundschau

Bismarcks politische Methode. Im Jahre 1883 hatte der spanische König Alfons XII. auf seine Anregung hin, ohne von der Kaiserlichen Regierung besonders ermutigt zu sein, eine Reise nach Deutschland zur Teilnahme an den Manövern unternommen. Der fällige Gegenbesuch, dem bei der einigermaßen gespannten Situation in Europa nicht unbedeutende Bedenken entgegenstanden, sollte nach Bismarcks Plan durch den Kronprinz Friedrich Wilhelm gemacht werden. Für den Thronfolger bedeutete dieser Plan eine gewisse Erlösung, da er ihm ermöglichte, aus der tragischen Rolle des ewigen Beiseitestehens herauszutreten und auch seine staatsmännisch-politischen Fähigkeiten nach seinen militärischen unter Beweis zu stellen. Dieser Besuch wurde in einer Form, wie sie Bismarck allein beherrschte, in seinen großen Linien wie bis in die feinste Nuance vorbereitet und durchgeführt. Es kam zu eingehender Aussprache zwischen den Fürstlichkeiten, und es zeichnete sich ein Abkommen ab, das in Verfolg einer ausgesprochenen Friedenspolitik eine Sicherung beider Staaten in gemeinsamer Abwehr eines Angriffs ergeben sollte unter Vermeidung jeder Andeutung irgendwelcher aggressiver Möglichkeiten, obgleich Alfons XII. wohl auch hierzu bereit gewesen wäre. Daß aus diesem Besuch Früchte nicht reiften, lag wahrlich nicht an der meisterhaften Vorbereitung und der geschickten Durchführung des Besuches, sondern an dem bald entstehenden Streit über die Karolinen und dem Tod des spanischen Königs. Während des Besuches tauchte der Gedanke auf, den Kronprinzen bei seiner Rückreise über Genua nach Rom zum italienischen König zu entsenden, da die Reise insonderheit der Stärkung des Königtums auch in Italien dienen sollte. Wie nun bei dem Besuch in Rom trotz der gespannten Beziehung zwischen Quirinal und Vatikan auch ein Besuch beim Papste durchgeführt wurde, das ist bei Erreichung des genannten Zweckes eine ganz überragende Leistung Bismarckscher Politik. Dieses wichtige und symptomatische Kapitel Bismarckscher Politik hat der deutsche Historiker Wolfgang Windelband auf Grund unveröffentlichter Akten in seinem Buche „Berlin – Madrid – Rom" dargestellt (Essen, Essener Verlagsanstalt. 10 Abbg.). Diese Nebenfrucht seiner großen Arbeit über Bismarcks auswärtige Politik ist ein Kabinettstück bester

deutscher Geschichtsschreibung und zugleich ein ungewöhnlich lehrreicher Beitrag auch für die Politik der Neuzeit. Unter souveräner Beherrschung des gesamten Materials entwirft Windelband ein Bild der europäischen Situation jener Tage, aus deren Spannungen und Gefahren ein leuchtendes Bild von Bismarcks überlegener Staatskunst entsteht. Die unerbittliche Klarheit Bismarcks über die eigenen Möglichkeiten und die realen Gegebenheiten, ein untrüglicher Wirklichkeitssinn, eine unübertroffene Feinheit des Einfühlens in die Gedankengänge fremder Staatsmänner und daraus folgend die Möglichkeit, das Handeln anderer richtig vorauszusehen; die große Konzeption und die instinktmäßige Reaktion und Fähigkeit, neu auftretende Umstände sofort in den Plan einzubeziehen, höchstes Verantwortungsbewußtsein und ein nie ermattender Fleiß, feinster Takt und festes Wollen: das erklärt die Möglichkeit damaliger deutscher Erfolge. Es ist ein erlesener Genuß, in den Akten und den Promemorias wiederum Bismarcks wunderbare Sprache zu hören, der die Fähigkeit sprachlicher Formung durch den Autor dieses Buches nicht unebenbürtig ist.

Von Apollo geschlagen. Es gibt zwei Arten der Interpretation von Dichtwerken: die eine wird zur Anmaßung, weil sie von dem ersten Grundsatz alles echten Interpretierens abgeht, daß nämlich bis zum Beweis des Gegenteils das Wort eines redlichen Mannes meint, was es sagt — um wieviel mehr, wenn es ein Großer ist, der da redet. Solche Interpretation legt schließlich die Maßstäbe der eigenen Größe oder Kleinheit an und wird, da es den zu interpretierenden Dichter aus den Augen verliert, zu einem Hantieren an einem verschwundenen Gegenstand. Die andere, die hören will, was der Dichter — wirklich er, und nur er, und er ganz — sagt, bleibt bei dem Grundaxiom der echten Auslegung. Für diese Art ist ein wundervolles Beispiel das neue Buch von Romano Guardini „Hölderlin. Weltbild und Frömmigkeit" (Leipzig, Jakob Hegner). Guardini, einer der feinsten und der sehr wenigen wirklich klugen Köpfe, hat in jahrelangem, immer wiederholtem Bemühen um die Deutung von Hölderlins Wort gerungen und gibt nun das Ergebnis dieser Untersuchungen nach der einzig möglichen Methode, bei der er, wie er selbst sagt, von Staunen erfüllt wurde „über die herrliche Genauigkeit dieses Wortes, das die Frage des Verstandes nicht nur aushielt, sondern sie forderte", ebenso wie über die Tiefe der Schau des Dichters. Er stellt Hölderlins Werk um eine ganze Ordnung höher als das Werk der meisten Dichter, da er ihn in die große Reihe einordnet, zu der Aischylos, Pindar und Dante gehören. Denn Hölderlin schuf aus der Schau und der Erschütterung des Sehers. Ihn hatte die Berührung im Innern getroffen, der Ruf zum religiösen Dienst war an ihn ergangen, und er trug den göttlichen Auftrag zur Botschaft, dem man sich nicht entziehen kann, ohne die Pflicht des eigenen Werkes zu versäumen. Er will Hölderlin „nach Dingen fragen, die er zu wissen scheint, und die sonst nicht leicht jemand weiß". Seine Arbeit gliedert sich nach Sinnzusammenhängen, deren jeder das Ganze enthält. Guardini nennt diese Zusammenhänge „Kreise", im ganzen sind es fünf: Strom und Berg; Der Mensch und die Geschichte; Die Götter und der religiöse Bezug; Die Natur; Christus

und das Christliche. Diese aus einer erhabenen geistigen und religiösen Existenz geführte Untersuchung mit einer vornehmen inneren Devotion vor dem Worte stellt die Frage nach dem Wesen des Geistigen und Religiösen überhaupt — und beantwortet sie. Den Beweis für das Sehertum Hölderlins sieht Guardini nicht nur in seinem Wort, sondern auch in seinem Leben. Hölderlins äußeres Schicksal offenbare die Ortlosigkeit eines Menschen, der nicht weiß, wo er hin soll. Am 2. Dezember 1802 schrieb er aus Südfrankreich an Böhlendorff: „Das gewaltige Element, das Feuer des Himmels und die Stille der Menschen, ihr Leben in der Natur und ihre Eingeschränktheit und Zufriedenheit hat mich beständig ergriffen, und wie man Helden nachspricht, kann ich wohl sagen, daß mich Apollo geschlagen." Sehertum ist Gnade und Fluch in einem. In Hölderlin war eine völlige Einheit von Werk und Leben, aus der die Lauterkeit seines Wesens und in der unlöslichen, seligen und tragischen Einheit die Reinheit wuchs. Dieses Buch Romano Guardinis gehört zu denen, die einen königlichen Weg zu sich nicht gestatten, sondern andächtig und bescheiden gelesen und erlebt sein wollen, dann aber mit den unverlierbaren Werten echter Erkenntnis lohnen — und das ist wohl ungeheuer viel.

Eine Dante-Ikone. Der russische Denker und Dichter Dimitri Mereschkowski hat seinen aufrüttelnden Büchern ein neues Werk von hoher Bedeutung hinzugefügt: „Dante" (Zürich, Sperber-Verlag). Er setzt den großen italienischen Dichter, der wie alle Gotteskinder eine zweite Geburt im Geiste erlebte, in seinem Heimfall an die Vergessenheit in Beziehung zu dem unbekannten Jesus. Am Schluß seines Lebensbildes steht der Abschnitt „Die Drei", in dem in fast seherischer Sprache Mereschkowski die Sendung Dantes, des alten und des neuen, behandelt. Er weist nach, daß die Frage der heiligen Drei für Dantes Schaffen und Verkündigung die letzte und höchste war. Er zeigt, wie notwendig der Dichter der unsterblichen Hoffnung für unsere Zeit ist, damit die, die begriffen haben, was die Drei bedeuten, nicht den Verstand verlieren und verzweifeln. Dante weiß, daß das Verhalten der Gleichgültigen und der Toren dem totengleichen Schlaf von Menschen in einem brennenden Hause gleicht. Dante hat das ewige Verdienst, das religiöse Erlebnis, das Dogma von der Dreieinigkeit, nicht dem Wissen, sondern dem Wirken erschlossen zu haben. Sein Ziel war nach Mereschkowski mit den drei Worten auszusagen: „Friede, Brot, Freiheit". Brot — vom Vater, Friede — vom Sohn, Freiheit — vom Heiligen Geist. Er vergleicht die Menschen mit toten Herzen und verschlossenen Ohren den Muscheln, die an einem transozeanischen Kabel kleben, welche die Nachrichten nicht hören, die ein Kontinent dem anderen sendet. Die Menschen von heute hören nicht das Wort, das Dante aus der Vergangenheit der Zukunft sendet, das ihnen unverständlich und unbekannt ist und das sie für das unnötigste halten, das aber in Wahrheit das einzig nötige und einzig erlösende Wort ist: Drei. Weil die Menschheit von den beiden großen Geschenken Gottes: der Schöpfung und der Erlösung, keinen Gebrauch macht, „hat das gerechte Auge uns jetzund vergessen". Vollendet erst kann das Werk werden durch die Sendung

des Geistes. Erst in seinem Reiche wird die große historische Wende kommen, die wir freilich nicht mit dem mißverständlichen Worte der sozialen Revolution begreifen dürfen. Die Besitzenden, die Reichen, die Großen, die Mächtigen dieser Welt werden erniedrigt werden, die Kleinen und Schwachen erhöht, und sie werden das Strafgericht Gottes über ihre Henker und Peiniger schauen. Aber die Menschen sichten noch nicht das Heil, weil sie sich dem Geiste verschließen.

E. A. GREEVEN

Schattenspiel

Erzählung

Wenn Wolfgang in späteren Jahren zuweilen an jenen Abend im Gasthof beim See zurückdachte, der für ihn und Beate auf ihrer Hochzeitsreise zu einem Erlebnis von besonderer Bedeutung geworden war, konnte er sich nicht mehr darauf besinnen, was sie eigentlich bewogen hatte, die Dampferfahrt zu unterbrechen und auf gut Glück in einem Dorfe Station zu machen, das hinter blühenden Obstbäumen und silbrigen Uferweiden versteckt lag. Vielleicht hätte Beate es ihm sagen können, aber seine Frage würde an etwas gerührt haben, das nur in schweigender Erinnerung zwischen ihnen fortleben durfte.

Als sie damals den Landungssteg verließen und hinter sich das Aufrauschen des Dampfers hörten, der seine Fahrt nun ohne sie fortsetzte, hatten sie beide das erregende und ein wenig abenteuerliche Gefühl, ein unbekanntes Land zu betreten, das ohne Verbindung mit der übrigen Welt in feiertäglicher Stille dem Abend eines durchsonnten Frühlingstages entgegenträumte. Aus dem Zusammenklang von schneeweißer Blütenlast und herbem Wiesengrün hoben sich ein paar rote Dächer und das getünchte Gemäuer einer schmucklosen Dorfkirche. Nahe dem See, unter dem beschützenden Gewölbe mächtiger Kastanien, die den Teppich eines parkähnlichen Gartens mit kühler Dämmerung zudeckten, stand ein weitläufig gebautes Haus, das ehemals ein Herrensitz gewesen sein mochte und sich jetzt durch ein sauber gemaltes Schild als Gasthof auswies.

Es entsprach nicht Wolfgangs Art, sich im Augenblick für die erste am Wege liegende Unterkunft zu entscheiden; und Beate, die es seit ihrem Hochzeitstage als angenehme Erleichterung ihres Daseins empfand, daß sie die langgetragene Mühe des Planens und Entschlüssefassens einem anderen überlassen durfte, tat ihm lächelnd den Gefallen, zunächst einmal den Umkreis ihres unbekannten Landes abzuschreiten. So pilgerten sie, nach rechts und links Umschau haltend, auf vielfach gewundenen Wegen durch das hügelan gelagerte Dorf, um am Ende ihrer Wanderung die Gewißheit zu erlangen, daß jenes Haus im Schatten der Kastanienbäume tatsächlich das einzige war, wo sie für eine kurze Weile ein passendes Quartier finden könnten.

Auf diesem Spaziergang, der Beate mehr ermüdete, als sie ihrem Manne ein-

gestehen wollte, fiel ihr Blick ganz von ungefähr auf die Inschrift einer Krämerei, deren Besitzer seinen Namen in leuchtenden Buchstaben über der Haustür hatte anbringen lassen. Beatens Auge nahm das bunte Bild der Worte gleich tausend anderen in sich auf, und ihr selbst kam gar nicht zu Bewußtsein, daß sie — nur des schlechten Weges und der Steine achtend — etwas Geschriebenes an einem Hause gelesen hatte. Sie ging weiter, ohne des seltsamen Zufalls innegeworden zu sein, daß der Name des dörflichen Ladenbesitzers fast gleichlautend war mit dem eines Mannes, an den Beate eine dankbare Erinnerung in letzten Tiefen bewahrte. Wie ein Samenkorn in dunkles Erdreich sank das Wort bis auf den Grund ihres Innern, und ihr war, als ob in diesem Bruchteil einer Sekunde ihr Ohr einen hauchfeinen Ton aus unbestimmter Ferne vernommen hätte. Beate zuckte in leichtem Erschauern zusammen — etwas Unerklärbares war in ihr vorgegangen, dem sie vergeblich nachsann; nur ihre Müdigkeit fühlte sie plötzlich, und eine fast angstvolle Ungeduld drängte sie, dem müßigen Dahinschlendern ein Ende zu machen.

Als Wolfgang die soeben noch geleugnete Abspannung auf Beatens Zügen, die stets verrätischer waren als ihr Mund, bei einer Wendung ihres Kopfes wahrnahm, ergriff er besorgt ihren Arm und führte sie auf dem kürzesten Wege zu dem Gasthof am See, wo sie zu ihrem Erstaunen alles so vortrefflich eingerichtet fanden, als sei dies Haus eigens zur Erfüllung ihrer Wünsche von einem liebenswürdigen Gotte hergezaubert worden.

Während Beate auf einem altmodischen Sofa ausruhte und ihre Augen über das Rankenmuster einer verblichenen Ledertapete und zwei rührend zärtliche Stahlstiche zu Häupten ihrer Betten wandern ließ, stand Wolfgang vor dem hohen Spiegel im verschnörkelten Goldrahmen und bearbeitete mit angestrengtem Ernst sein Haar, das an den Schläfen schon ein wenig ins Grau hinüberspielte. Mit 37 Jahren und nach einem zähen, schrittweisen Aufstieg, den ihm weder einflußreiche Verwandtschaft noch besondere Glücksfälle erleichtert hatten, sah Wolfgang auch in seinem Äußeren auf eine gewisse Gepflegtheit, die mehr dazu dienen sollte, ihn unauffällig einzureihen als seine männliche Eitelkeit über das übliche Maß hinaus zu befriedigen. Hat eine Frau wohl jemals an dir etwas zu zupfen und zurechtzuziehen, hatte Beate während der Verlobungszeit einmal gefragt, und Wolfgang blieb im Zweifel, ob nicht ein kleines weibliches Bedauern bei ihr mitsprach. Es schien ihm mitunter nicht ganz leicht, eindeutig festzustellen, wie Beate etwas gemeint hatte, zumal wenn ein Lächeln um ihren Mund huschte, das für einen Mann wie Wolfgang nicht ohne weiteres zu enträtseln war: ein jugendlich heiteres und zugleich wissendes Lächeln — aufgeschlossen, doch auch fähig, sich in Schweigen zu hüllen. Aber war es nicht gerade diese Verbindung von drängendem Jungsein und gesammelter Einsicht, die ihm Beatens Wesen vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft an so anziehend und wertvoll gemacht hatte? Liebte er nicht ebensosehr Beatens Klugheit, die allem, was sie tat und sagte, scheinbar mühelos den Weg wies wie das freimütige Verlangen ihres Körpers nach Zärtlichkeit und Genuß? Er warf ihr über die Schulter einen Blick zu, der seinen ganzen Stolz auf Beate umschloß, nickte ernsthaft be-

stätigend hinterdrein — eine Gewohnheit, die Beate das Wolfgang-Amen nannte — und fuhr fort, sich für das Abendessen bereit zu machen, das auf der Terrasse am See gerichtet werden sollte.

Beate sprang auf und holte aus dem Schrank ein leichtes Abendkleid, von dem sie wußte, daß Wolfgang es gerne an ihr sah. Sie musterte es mit kritischer Miene, die helle Seide hin und her wendend, und verwandelte sich dann mit einer Schnelligkeit, die Wolfgang in den kurzen Tagen seiner Ehe schon zu schätzen gelernt hatte, aus einem schlanken Reisekameraden in eine zierliche, vollkommene Dame. Daß Wolfgang, auf dem Bettrande sitzend, der Verwandlung bewundernd wie einer kleinen Extravorstellung zuschaute, die ihm zu Ehren täglich veranstaltet wurde, gehörte zu den Dingen, an die Beate sich noch gewöhnen mußte.

Was der Besitzer des Gasthofes seine Terrasse genannt hatte, war eigentlich nur ein kleiner viereckiger Platz am Rande des Gartens mit freiem Ausblick auf den See, dessen Wellen in ewiger Wiederkehr gegen die Gartenmauer uferten. Ein leichtgeschwungenes Geländer von kunstvoller Schmiedearbeit — sicherlich noch aus den Zeiten des Herrenhauses — zog sich längs der Mauer hin, während dichte Rhododendronbüsche die Terrasse gegen Haus und Garten abschlossen. Der Boden war mit grauen Steinplatten belegt, denen noch ein Rest von Wärme entstrahlte, die bei einem wolkenlosen Himmel die Sonne in ihnen aufgespeichert hatte.

Ein Windlicht, von dem Wolfgang sagte, daß es heute noch ein Gerümpel und morgen vielleicht schon eine Antiquität sei, stand mitten auf dem Tisch, der ländlich einfach, doch mit Sorgfalt gedeckt war. Beate und Wolfgang brachten von der Dampferfahrt, der zehrenden Luft des Frühlings und ihrem Spaziergang einen gesunden Hunger mit und aßen in froher Laune von allen Schüsseln, die eine rundlich behende Magd aus der Küche herbeitrug. Dazu gab es einen Landwein, der in der Nähe des Dörfchens etwas weiter südwärts gewachsen war und ihnen mit erquickender Frische einging, um nach einer Weile ein wohliges Ermatten in ihre Glieder strömen zu lassen. Inzwischen schwand der Abend und reichte scheidend der Nacht die Hand.

Die Magd hatte abgeräumt, das Windlicht angezündet und gute Nacht gewünscht. Wolfgang holte seine kurze Pfeife und den Tabaksbeutel hervor, ohne die kein Abend für ihn enden durfte. Lächelnd sah Beate den Hantierungen ihres Mannes zu, die offenbar wichtig genommen wurden und anscheinend bereits einen Bestandteil seines Behagens ausmachten. Als das Streichholz aufflammte, einen jähen Schein über seine Stirn warf und die Backenknochen scharf hervortreten ließ, lehnte Beate sich mit einem kleinen, zärtlichen Seufzer zurück — sie liebte diese Stirn, hinter der gerade, feste Gedanken wohnten, und die hagere Strenge seiner Züge, denen niemand Güte zutraute, der Wolfgang nicht so kannte wie sie. Ihr Blick verlor sich ins Weite und trank träumend die verschwimmenden Konturen der mächtigen Kastanien, die tiefer und tiefer in eine schwarze Leere sanken.

Im Dorf, das bei Tage nur wenige Schritte entfernt lag und sich jetzt in der Weiträumigkeit der Nacht zu verlieren drohte, brach das Lied einer Ziehharmonika

mitten im Ton ab und wurde verschlungen von der Stille, die sich schwer auf Beatens Herz legte. Warum spielen sie nicht weiter, dachte sie, was ist geschehen, daß sie so plötzlich verstummen? Die Luft floß mild und weich, als habe ein Sommerabend verfrühte Einkehr gehalten, und doch zog Beate im Gefühl eines inneren Fröstelns den Schal fester um die Schulter. Durch die Rhododendronbüsche ging ein kaum hörbares Raunen, mit dem der Wind sich unter Blätter und Gezweig schlafen legte. Drüben, wo das jenseitige Ufer liegen mußte, blinkte ein rötliches Licht auf, das sich geheimnisvoll wie ein Signal aus einer anderen Welt zu ihnen herüberstahl. Beate erschrak — alles Nahe war ins Grenzenlose entflohen und auch Wolfgang unerreichbar weit. Warum hielt er nicht ihre Hand und deckte sie mit der seinen schützend zu? Fühlte er nicht, wie verzagt und traurig sie war? — Also konnte man lieben und doch allein sein. Ihr war, als höbe die Nacht, ein großer Märchenvogel, seine Schwingen, um lautlos über Land und See zu fliegen.

Schwirrende Falter und vielfüßiges Getier taumelten um das glasgeschützte Licht, warfen sich trunken gegen die lockende Helle und vergingen gleich einem Spuk in der Finsternis des Gartens. Als Beate den Kopf zur Seite wandte, vermochte sie Wolfgangs Gesicht nur undeutlich zu erkennen, aber die Starre, mit der er in das Dunkel hineinzuhorchen schien und sich einschloß in seine Gedanken, erschreckte sie wie eine Maske, die kalt und fremd im Raum hängt.

Beate wollte sich aufraffen und Wolfgang bitten, mit ihr in das lebenerfüllte Haus zu gehen, wo Menschen waren, zu den vertrauten Geräuschen aus Küche und Stuben. Sie erhob sich und streckte schon die Hand aus, um seine Schulter zu berühren, da — in diesem ihr unvergeßlichen Augenblick wurde sie von einem Zittern ergriffen, das ihren Willen lähmte, und vernahm den leisen Zuruf einer Stimme, die jenen Namen in ihr Bewußtsein emporhob, der heute nachmittag bei ihrem Gang durchs Dorf vor dem Laden eines Krämers wie ein Schatten vorübergehuscht war.

Nun stand er vor ihr — ein Name, der vor Jahren dem Mädchen Beate so viel bedeutete, daß sie sich ganz an ihn verloren hatte. Er hatte ihrem Leben, das bisher mehr oder weniger von Zufälligkeiten bestimmt worden war, Sinn und Inhalt gegeben und die Beglückungen einer Liebe, die zu keiner Stunde ernstlich getrübt wurde. Auch dann nicht, als Beate — von ihm getrennt und ohne Hoffnung auf eine Wiederkehr ihrer Verbundenheit — sich Schritt für Schritt der Verzauberung des Blutes entwunden und von ihrer Liebe gelöst hatte, um den Weg alleine weiterzugehen, den eine selbstgewählte Tätigkeit ihr vorschrieb. Sehr viel reifer geworden in wenigen Jahren und nun fähig, in der Stille zu ernten, was die stürmische Zeit der Begegnung gesät hatte. Bis eines Tages Wolfgang in ihr Leben getreten war, der fast nichts mit jenem anderen gemeinsam hatte, es sei denn die Kraft seiner Liebe zu ihr und die ruhige Selbstverständlichkeit des rechten Tuns.

Es war Beate niemals in den Sinn gekommen, mit Wolfgang darüber zu reden. Nicht weil sie rückschauend eine einzige Stunde bereut hätte und noch viel weniger, weil es ihr nach der Art landläufiger Klugheit rätlich erschienen wäre,

Vergangenes vor Wolfgang geheimzuhalten – solche Klugheit war Beaten gänzlich fremd; sondern weil sie überzeugt war, daß alles, was jenen Ersten betraf, von ihr ins Vergessen geschickt und für alle Zukunft endgültig begraben sei. Die Unbedingtheit ihrer Jugend hatte es Beate nicht schwer gemacht, den Glauben in sich aufzurichten, daß der Wille zum Vergessen schon genüge, ihr Herz freizumachen von den letzten, in der Tiefe verästelten Bindungen an eine einstige Liebe.

Sie schloß die Augen und preßte ihre Hände fest in den Schoß. Jedes Erinnern, das in diesen Augenblicken aus streng behüteten Bezirken empordrängte, schmerzte wie eine Wunde, die in ihr aufgerissen wurde. Bis sie sich willenlos den Bildern ergab, die Gewalt über sie bekamen und sie weit zurückführten in eine Zeit, deren Wirklichkeit sie kaum noch zu erkennen vermochte. Nur jener Name gab den auferstandenen Schatten die unumstößliche Bestätigung tatsächlicher Erlebnisse. Und je schwächer die Kraft ihres Widerstandes wurde, desto stärker ging eine Verlockung von dem Namen aus, sich stromabwärts zu entfernen vom Heute. Beate fühlte das Nahen einer Gefahr, die in dem totgeglaubten Namen schlummerte, und erkannte mit der Hellsichtigkeit, die ihr Gewinn war aus den Kämpfen einsamer Jahre, daß die Verknüpfungen im Gewebe ihrer Liebe zu Wolfgang noch nicht so fest und dicht seien, um sie vor dem Geschick zu bewahren, eines Tages einander zu entgleiten. Dazu gehörte mehr als die Monate seines Werbens und ihre Bereitschaft zu neuem Leben, viel mehr auch als die wenigen Tage ihrer schönen Gemeinsamkeit. Beate ahnte, daß sie es sein werde, der einmal das schwerere Teil zufiele, wenn über kurz oder lang die Stunde käme, in der die unausweichliche Belastungsprobe ihrer Liebe von ihnen gefordert würde.

Mit einer heftigen Bewegung, die ihren schmalen Kopf ruckartig in den Nacken warf, setzte sich Beate gegen die Umklammerung zur Wehr, die nicht aus ihr selbst, sondern aus der Tiefe des schweigenden Gartens und der Schwärze schlafender Bäume zu kommen schien. Obwohl sie wußte, daß sie heute zum erstenmal in ihrem Leben dies Dorf und diesen Garten betreten hatte, flossen doch die Bilder der Erinnerung mit der Landschaft, die sie umgab, zu einer rätselhaften Einheit zusammen und gaben ihr das wunderliche Gefühl ein, als sei ihr jeder Stein und jeder Weg hier vertraut aus den Tagen, die sie hatte vergessen wollen, als habe sie das alles schon einmal gesehen und durchlebt an der Seite des anderen.

Es ist nicht wahr, schrie es in ihr auf – es durfte nicht wahr sein, denn sie liebte doch Wolfgang und verlangte nach seiner Nähe, suchte die Zuflucht seiner Schulter, sich darin zu bergen und das tastende Glück, den Schlag seines Herzens unter ihrer Hand zu spüren. Sie mußte seine Stimme hören, um nach so viel banger Ungewißheit endlich die beruhigende Sicherheit zu gewinnen, was hier Wirklichkeit und was schwerer Traum sei.

Ihre Stimme klang fremd und hart, als sie Wolfgang bat, aufzubrechen und noch ein paar Schritte mit ihr zu gehen, weil ihr kalt geworden sei. Wolfgang nickte und klopfte bedächtig seine Pfeife aus, sah auf die Uhr am Handgelenk und stellte fest, daß es noch nicht spät am Abend sei. Als Beate die genaue Zeit hörte,

schüttelte sie betroffen den Kopf: nur eine ganz kurze Spanne Zeit war vergangen, und sie hatte geglaubt, daß es Stunden gewesen wären.

Sie schlugen den schmalen, mondhellen Weg ein, der am Ufer entlang führte, an braunen Fischernetzen vorbei, die zum Trocknen aufgehängt waren, und an breiten, aufs Land gezogenen Booten, die wie plumpe Wale dalagen. Es roch nach geteertem Holz und angeschwemmtem Seegras. Wolfgang hob ein Stück Bootskette vom Boden auf und ließ es durch die Hand laufen — sinnlos und tot war jedes Gerät, wenn die Arbeit des Tages ihm kein Leben gab. Wo der Liegeplatz der Boote zu Ende ging, sperrten tiefhängende Weiden den Weg und zogen die Grenze zwischen Ufer und See, aufgereiht im Mondschein wie eine Prozession gebückter alter Männer.

„Wenn wir dem Pfad folgen, der links abbiegt", sagte Beate — „kommen wir gerade bei der Kirche aus." Wolfgang sah sie erstaunt an: „Man könnte meinen, du seiest schon einmal hier gewesen." Als er ihren Arm nahm, um sie sicher über ein paar Bootsstangen zu geleiten, die ein Fischer am Wege hatte liegenlassen, spürte er deutlich, daß Beate an allen Gliedern zitterte. „Mein Gott, was hast du denn?" — fragte er erschrocken, aber sie gab kaum Antwort. „Nichts — es ist nichts", sagte sie hastig und hielt den Blick starr geradeaus gerichtet. Wolfgang fragte nicht weiter und sah sie nur von Zeit zu Zeit von der Seite an. Irgend etwas mußte sie plötzlich beunruhigt oder in Angst versetzt haben, aber er wußte nicht, was es sein könnte. Daß es seine eigenen Worte gewesen waren, die in Beate alles Zwiespältige wieder erweckt hatten, vermochte sie ihm nicht zu erklären — jetzt noch nicht, dachte sie klopfenden Herzens, später vielleicht, denn einmal werde ich es sagen müssen, wenn ich nicht immer auf schwankem Boden stehen soll.

Rascher als Wolfgang vermutet hatte, gelangten sie in leichter Steigung zu der offenbar altertümlichen, doch frisch geweißten Dorfkirche, deren kahle, ungegliederte Wände der Mond zu erbarmungsloser Dürftigkeit entkleidete. Die nächtliche Stille, von keinem Laut des Lebens gemildert, hielt gleichsam Totenwache vor dem Gemäuer, das mit seinen kleinen schwarzen Fensterhöhlen einem gespenstigen Beinhause glich und den Hauch der Verwesung auszusenden schien.

Eine urgründige Furcht griff an Beatens Herz, als sei sie blind und willenlos in einen Bezirk tödlicher Gefahr getreten. Aus der Ratlosigkeit ihrer Ängste wuchsen Worte und Bilder ohne Ordnung und klare Gestalt in ihr auf; halb vergessene Verse eines Kirchenliedes hämmerten hinter ihren Schläfen: wenn ich den Tod soll leiden, so tritt du dann herfür ... und aus einem Buch mit wunderlichen Zeichen und krausen Sätzen, das vor Jahren ihr Vater besessen hatte, stieg der Umriß des Genius, der die Fackel des Lebens zur Erde senkt. Er aber, der aus Nebeln herfürtrat, und jener, der die Fackel senkte, trugen die Züge des Mannes, von dem sie zu Wolfgang reden mußte, bevor die Nacht vorüber war. Beate fühlte, daß — wenn sie in dieser Stunde zögerte — es für immer zu spät sein könnte, über den trennenden Spalt, von dem Wolfgang nichts wußte, einen Weg zu finden.

Mit einem Wehlaut, den sie als Schrei zu hören vermeinte und der doch nur

wie der schmächtige Angstruf eines kleinen Vogels über ihre Lippen drang, warf sie sich an Wolfgangs Schulter und flüsterte ihm zu: „Laß uns umkehren, bitte – denn hier kann ich nicht sprechen."

Wolfgang verstand nicht den Sinn ihrer Worte, aber er fühlte das Erschauern ihres Körpers und begriff, daß es in diesem Augenblicke um mehr ging als um törichte Laune oder ein plötzliches Ermatten. Beschwichtigend strich er über ihr Haar, nahm ihre Hand, die ganz kalt war, und führte Beate ruhig, ohne Hast in den Gasthof am See zurück. Was auch immer Beate ihm sagen würde und wie schwer es auch sein mochte, Wolfgang war voll guten Vertrauens in jedes ihrer Worte. Eine Frau wie Beate würde vielleicht bis an das Ende seiner Tage einen Rest des Unerklärbaren für ihn behalten; er ahnte es, er wußte es, doch es beirrte ihn nicht.

Als er, auf dem Zimmer angelangt, Licht machen wollte, schüttelte sie den Kopf und legte bittend die Hand auf seinen Arm. „Komm", sagte sie und trat auf den Balkon, der in den Garten und auf die großen dunklen Baumkronen hinausschaute. Zu ebener Erde, aus einem der Wirtschaftsräume fiel rötlicher Schein auf den Kiesweg und lag glitzernd auf der vielarmigen Silhouette der Büsche. Beate stand leicht gestützt auf das Gitterwerk des Geländers neben Wolfgang und sah suchend in die Tiefe des Gartens. Als sie den Kopf ein wenig hob, waren Wolfgangs Augen fest und klar auf sie gerichtet. Er nickte ihr zu mit einem ernsten Lächeln.

Da begann Beate: „Heute ist mir unerwartet und nach Jahren Ulrich begegnet, den ich geliebt habe – laß mich von ihm sprechen, um dir ganz zu gehören ..."

Literarische Rundschau

Von der deutschen Wehrmacht

Der Oberstleutnant im Generalstab und Abteilungschef im Oberkommando der Wehrmacht Hasso von Wedel, der in so verständnisvoller Weise der Presse die Zusammenarbeit mit der Wehrmacht erleichtert, hat eine bedeutsame Schrift erscheinen lassen unter dem Titel „20 Jahre deutsche Wehrmacht" (Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 196 Bilder. RM 3,80). Unterstützt durch ungewöhnlich wirksame, zum Teil wuchtige Bilder zeigt der Verfasser hier drei entscheidende Meilensteine in der Entwicklung der Wehrmacht und damit im Leben des deutschen Volkes. 1919 gingen in stärkster Selbstüberwindung Offiziere und Soldaten des Weltkrieges an die undankbare und unsagbar schwierige Aufgabe, nach dem völligen Zusammenbruch eine Zelle zu schaffen, in der der Geist des deutschen Heeres erhalten und an die Nachwachsenden weitergegeben werden könnte. 1929 war es so, daß in den gefährlichen Krisenzeiten, durch die unser Volk gehen mußte, die Deutsche Reichswehr allein das zuverlässige Instrument in der Hand des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg war. 1939 zeigt die deutsche Wehrmacht in neuerstandener, überwältigender Kraft zum Einsatz bereit, zu dem sie bald aufgerufen wurde, und heute steht sie in der Bewährungsprobe. — Der Verlag E. S. Mittler & Sohn, dessen Verdienste um das Verständnis des deutschen Volkes für den Gedanken der Wehrhaftigkeit nicht hoch genug gewertet werden können, hat zum Jubiläum einer Arbeit von 150 Jahren einen Standardband herausgegeben: „Die Deutsche Wehrmacht" (RM 12,—). Es ehrt den Verlag, daß er seine Arbeit dadurch am besten zu ehren glaubte, daß er einen der deutschen Wehrmacht gewidmeten Band herausgab. Als Herausgeber zeichnet General der Infanterie a. D. Georg Wetzell, der viele der besten aktiven und inaktiven Offiziere zur Mitarbeit heranzog. Alle deutschen Waffengattungen finden von berufener Hand ihre Würdigung in ihrer geschichtlichen Leistung und den neuen Aufgaben, die ihnen obliegen. Diese Geschichte der Entwicklung der deutschen Wehrmacht seit 1914 bis heute ist ein Werk von höchstem Gehalt und bleibendem Wert.

Musik

In der Sammlung „Deutsche Musikbücherei", begründet und herausgegeben von Gustav Bosse, ist als 3. Band ein Buch von Martha Wiemann erschienen: „Wege zu Beethoven" (Regensburg, G. Bosse. RM 3,—). Die Autorin stellte eine Auswahl zusammen, die wirklich geeignet ist, das ganze deutsche Volk zum Verständnis des unsterblichen Schaffens Beethovens zu bringen, angeregt durch die Arbeiten von Karl Storck, dessen Studie „Beethovens Lebensgang und Charakter" sie ihrer Sammlung voransetzte, ebenso wie den Aufsatz „Beethovens Schaffen". Dann folgen Selbstzeugnisse Beethovens, dann der Meister in den Schilderungen seiner Zeitgenossen und endlich Grillparzers und Brentanos Würdigungen. Wiederum bestätigt sich der Eindruck, daß sehr oft die richtige Zusammenstellung von Zeugnissen anderer über einen großen Meister wirksamer sich erweist als der Versuch irgendeiner neuen Biographie. — Eine feinsinnige und warmherzige Monographie „Clara Schumann" schrieb Karla Höcker (Regensburg, G. Bosse). Bilder und Faksimiles beleben dieses sympathische Büchlein. — In der Sammlung „Unsterbliche Tonkunst", bekanntlich herausgegeben von Herbert Gerigk, liegt als neuer Band vor eine beispielhafte Biographie und Würdigung von Giacomo Puccini durch den Professor an der Universität des schweizerischen Freiburg, Karl Gustav Fellerer (Potsdam, Athenaion-Verlag. RM 3,50). In Deutschland war das Verständnis des italienischen Meisters und seines Werkes von Anfang an lebendig, und seine Opern erwarben sich den Platz im deutschen Opernspielplan, den sie bis heute siegreich behielten. So ist es eigentlich selbstverständlich, daß nun auch eine vollwertige Würdigung seines

Schaffens erschien, die zu gleicher Zeit eine warmherzige Würdigung des Menschen Puccini bedeutet. Als souveräner Beherrscher des Materials hat Fellerer ein kleines Meisterstück geschaffen, von dem wir besonders die klassisch zu nennenden Analysen der Werke des italienischen Komponisten hervorheben möchten. Viele Notenbeispiele und Abbildungen sind beigegeben. — Unter dem Titel „Der späte Ruhm" hat Franz Farga eine bei aller Fülle authentischen Materials prachtvoll lebendige und bewegte Biographie von Hector Berlioz geschrieben (Zürich, Albert Müller). Mit Meisterschaft schildert er das tragische Los des genialen Franzosen, dem zu seiner Lebenszeit immer wieder durch mißliche Umstände oder Bosheit seiner Zeitgenossen nicht nur der verdiente Ruhm, sondern auch die materielle Sicherheit seines Lebens gehemmt wurden. Farga zeichnet ein blutvolles Bild von Berlioz mit allen den Irrungen und Wirrungen in seinen Beziehungen zu Frauen wie auch in liebevoller Herausarbeitung seines Verhältnisses zu deutschen Musikern. Auch hier erscheint besonders bemerkenswert die Analyse der einzelnen Werke des französischen Komponisten. — Das Lebenswerk von Richard Strauß als des Meisters der Oper würdigt Joseph Gregor (München, R. Piper & Co. 30 Bilder). Seine enge Verbindung mit dem Komponisten — Gregor ist der Textdichter der Straußschen Opern „Daphne" und „Friedenstag" — be-

BEILAGENHINWEISE

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Der heutigen Ausgabe liegt ein **Prospekt der Firma Vereinigte Weingutsbesitzer, Koblenz, bei,** der schon vor längerer Zeit fertiggestellt ist. Zu den darin angegebenen Schaumweinpreisen kommt daher noch der durch die Kriegswirtschaftsverordnung vorgeschriebene Kriegszuschlag von RM. 1.— für 1/1 Flasche und RM. —.50 für 1/2 Flasche, was die Besteller freundlichst beachten wollen.

Weiterhin liegen bei Prospekte von einigen Buchverlagen, die wir ebenfalls der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

Deutscher Verlag / Propyläen Verlag, Berlin, „Was wir uns alle wünschen".
Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.
H. Goverts Verlag, Hamburg, „Süd-Amerika" / Ernst Samhaber.
Insel-Verlag, Leipzig, „Bücher des Insel-Verlages Weihnachten 1939".
Koehler & Amelang, Leipzig, „Neuerscheinungen Weihnachten 1939".
Philipp Reclam jun., Leipzig, „Neuerscheinungen".
Friedrich Stolberg, Merseburg, „Die kleine Dichter-Trompete".
R. Oldenbourg, München, „Vorgeschichte von Deutschland" (Schuchhardt).
Amalthea-Verlag, Wien, „Blut und Rasse des Hauses Habsburg" (Wolf).

Im Frieden gab das Deutsche Volk große Spenden für das WHW. Im Kriege nun, das wird unser Stolz sein, werden wir unserem Kriegs-WHW. die größten Opfer bringen, die der Einzelne überhaupt nur ermöglichen kann.

Unterstützt die Arbeit des Deutschen Roten Kreuzes!

Werdet Mitglied!

Wir suchen für unser Archiv von der „Deutschen Rundschau" die Jahrgänge 1914–1936, ferner Heft 12 vom September 1937. Mitteilungen erbeten an **Hauptarchiv der NSDAP., Abteilung IV B, München 33, Barerstraße 15**

fähigt ihn, ein lebendiges Bild der Persönlichkeit, unterstützt von zahlreichen Briefen Strauß', zu zeichnen, seine gründliche musikalische Bildung, das Werk in die Musikgeschichte einzuordnen.

Sturz der Göttin

Die Veröffentlichung von Gerhart Pohls Erzählung „Sturz der Göttin" in der „Deutschen Rundschau" brachte uns viele und lebhafte Zustimmungen aus dem Leserkreise zu diesem vollgültigen Zeugnis echt dichterischer Leistung, zuchtvoller Sprache, stilistischer Meisterschaft und einer starken konzeptionellen und formenden Kraft. So wird der Hinweis allen unseren Lesern willkommen sein, daß jetzt dieses Werk, das das seltsame Schicksal des Fräulein Aubry in den Tagen der Französischen Revolution schildert, nun in einer geschmackvollen Buchausgabe vorliegt, die sich ganz besonders zu Geschenkzwecken eignet (Merseburg, Friedrich Stollberg. RM 1,80).

Bildbücher

Auf 46 Bildtafeln ersteht in guter Wiedergabe das Werk des Bildhauers Fritz von Graevenitz, der als deutscher Offizier den Weltkrieg mitmachte, nach einer Jugend im Kadettenhaus und nach dem Kriege den Weg zu einem Schaffen fand, das durch die gesammelte und geschlossene Persönlichkeit dieses Schwaben eine feine Einheit bildet. Eine verständnisvolle Einführung schrieb Helmuth Seible (Stuttgart, Verlag Silberburg) — Mit einer Fülle von Bildern, die das Wesen der Landschaft im Kern erfassen, ist das „Sudetendeutsche Wanderbuch" von Fritz Heinz Reimesch ausgestattet (Bayreuth, Gauverlag Bayerische Ostmark. 110 Bilder). Die Aufnahmen sind vom Bruder des Verfassers, Ragimund Reimesch, und Karl Streer. Die Bauchbinde nennt dieses Buch mit zureichendem Grunde einen „Reise-Verführer" in das Sudetenland. Denn Reimesch, einer unserer kundigsten volksdeutschen Männer, weiß das Sudetenland in seiner Geschichte, seinem ganzen Reize und seinem Zauber so lebendig zu schildern, daß jeden die Luft erfassen muß, es selbst zu sehen. — „Im Herzland Germaniens" nennt sich ein Bildbericht mit kurzem Text, der zugleich eine Geschichte Böhmens und Mährens enthält von Erwin Stranik. In ihm wird der Einmarsch der Wehrmacht in Böhmen und Mähren und der Führerbesuch im Bilde festgehalten. — Eine wunderhübsche Gabe ist Eduard Mörikes „Das Stuttgarter Hutzelmännlein", das prachtvoll gedruckt auf bestem Papier mit den kongenialen farbigen Bildern von Karl Stirner erschienen ist (Stuttgart, J. F. Steinkopf. RM 6,—). Hier erleben wir mit den Augen des Malers den ganzen Zauber der Mörikeschen Märchenwelt um den Blautopf und die schöne Lau. Interessant ist die Mitteilung, daß der Maler Karl Stirner, ehe er sich mit seinem künstlerischen Schaffen durchsetzte, ebenso wie Mörikes Seppe als elternloser Handwerksbursche auf Wanderschaft ging und daraus wohl die Möglichkeit gewann, in seinen Bildern dem Werk des großen schwäbischen Dichters den ganz deckenden malerischen Ausdruck zu geben. Ein erfreulich echt schwäbisches Buch.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Professor Dr. Willy Andreas, z. Zt. Wiesbaden — Winfried Gurlitt, Berlin — Dr. Friedrich Schulze-Maizier, Berlin — Hans Borgelt, Berlin — Dr. E. A. Greeven, Hamburg

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 221856 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin Leipzig • Gesamtauslieferung: Lühe & Co., Leipzig O 5, Breitkopfstr. 9 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%.

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72171, App. 34. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.

WOLFGANG WINDELBAND

Bismarcks Kolonialkonflikt mit England

Das Mittel, mit dem Fürst Bismarck in all den Jahren vom Abschluß des Deutsch-Französischen Krieges bis zu seiner Entlassung Deutschland den Frieden gesichert hat, bestand darin, die Großmacht, mit der er in solchen Gegensatz geriet, daß die Gefahr kriegerischen Zusammenpralls sich erhob, nicht zu Bundesgenossen gelangen zu lassen. Denn mit seinem Werke der Reichsgründung hatte er den ungeheuren Umschwung des gesamteuropäischen Stärkeverhältnisses herbeigeführt, daß dort, wo bisher infolge der heillosen Zersplitterung Ohnmacht bestanden hatte, sich ein Staubecken gewaltigster Energien bildete. Das Volk, das Jahrhunderte hindurch als Objekt des Ehrgeizes der Stärkeren hatte herhalten müssen, entzog sich nicht nur ihrem Zugriff und stellte sich auf die eigenen Füße, sondern entfaltete dabei derartige Kraft, daß kein anderer mehr wagen konnte, ihm im Duell entgegenzutreten; nur noch wenn mehrere sich zusammenfanden, bot sich Aussicht auf erfolgreiches Bestehen eines Waffenganges mit dem neuen Deutschland. Da Bismarck seinerseits, nachdem er die ihm lebensnotwendig erscheinenden Ziele erkämpft hatte, den Anstoß zu weiterem Krieg, der das Zusammenwachsen seiner Schöpfung erschwert haben würde, peinlich vermied, ergab sich der Zustand, daß der Friede als gesichert angesehen werden durfte, solange der mögliche Gegner nicht die Vereinzelung zu überwinden vermochte. Dies zu verhindern, war die Aufgabe, die der Reichskanzler sich gestellt und immer wieder gelöst hat.

Dem eigenen gewaltigen Bündnissystem, das er um Deutschland herumgruppierte, sollte kein anderes gegenüberstehen. Viel zu gut kannte er die Geschichte, um nicht zu wissen, wie groß die Kriegsgefahr beim Zerfall Europas in zwei gegnerische Koalitionen stets gewesen ist. Diese Lehre hat er sich tief in die Seele geschrieben und beherzigt. Darum liegt in der Art seiner Außenpolitik die bewußte Abkehr von der überlieferten Form des europäischen Gleichgewichts. Sie war wunderbar dienlich gewesen für England, solange diesem die insulare Lage gestattete, eine Abseitsstellung einzunehmen und infolgedessen eine schiedsrichterliche Position zwischen den kontinentalen Mächtegruppen an sich zu reißen. Den festländischen Verhältnissen dagegen hatte sie niemals wirkliche Ruhe und Stabilität verliehen. Das jedoch war es, was Bismarck brauchte, und so setzte er an die Stelle des alten Prinzips das neue: den drohenden Gegner dadurch in voller Vereinzelung zu erhalten, daß bei der Gesamtheit der anderen jede sonstige Rücksicht dem Wunsche untergeordnet blieb, den Faden nach Berlin nicht abreißen zu lassen, und zwar entweder auf Grund direkter eigener Spannung im Verhältnis der Mächte zu dem zu Isolierenden oder durch ihre Gebundenheit an das ihren Interessen besser entsprechende Wohlwollen Deutschlands. Gelang es auf diese Weise, den Gegner von jedem Anschluß an Verbündete abzusprengen, dann würde

vielleicht auf die Dauer dieser selbst zur Erkenntnis kommen, daß auch sein Vorteil am besten durch aufrichtige Verständigung mit der Macht der Mitte zu wahren sei, und sich daher entschließen, die unfruchtbare Feindschaft zu begraben. Letztes Ziel dieses Systems war also nichts Geringeres als die nach allen Seiten hin durchgeführte Sicherung vor jeder möglichen Kriegsgefahr. Solchem Idealzustand in dem Grade sich anzunähern, wie es in dieser Welt der praktischen Wirklichkeiten möglich war, das war der Zweck der Bismarckschen Außenpolitik. Ein hohes, stolzes Ziel, das ganz andere Anforderungen an die diplomatische Kunst stellte als das historische Gleichgewichtssystem.

Da England dessen Hauptnutznießer gewesen war, verstieß das von Bismarck verfolgte Prinzip gegen das britische Interesse. Dennoch hat er sein umfassendes Netz auch auf England ausdehnen wollen, weil sonst eine den Sinn des Ganzen gefährdende Lücke offengeblieben wäre: stand die führende Seemacht außerhalb, dann war die Möglichkeit gegeben, daß eine sich gegen Deutschland wendende Großmacht bei ihr Anlehnung fände und somit die gefürchtete Gegenkoalition zustande käme. Deshalb hat er sich ständig um den Miteinbezug Englands gemüht. Früher, vor allem auf Grund der in den „Gedanken und Erinnerungen" gegebenen Darstellung, bestand kein Zweifel daran, daß Bismarcks oberstes Ziel das gute Verhältnis zu Rußland gewesen sei. Aber als die Einzeltatsachen und damit das Maß seines Werbens um die britische Freundschaft bekannt wurden, schlug bei einem Teil der Historiker der Pendel dahin um, daß sie nun im Gewinn Englands die eigentliche Absicht des Reichskanzlers meinten erblicken zu sollen; nur das Scheitern dieser Versuche habe ihn faktisch zu Rußland zurückgetrieben. Die eine Auffassung trifft ebensowenig den Kern wie die andere. Weder mit Rußland noch mit England sich einseitig festzulegen, ist Bismarcks Wille gewesen, sondern ihnen beiden das Zusammengehen mit Deutschland als die für sie vorteilhafteste Politik erscheinen zu lassen, sie also beide trotz des zwischen ihnen bestehenden Gegensatzes an sich heranzuziehen und damit einen geradezu idealen Grad von Sicherheit für das Reich zu gewinnen.

Gelöst hat Bismarck diese schwierige Aufgabe durch meisterhaftes Ausspielen der großen weltpolitischen Gegebenheiten, obgleich er sich selbst noch ein volles Jahrzehnt nach dem Frankfurter Frieden diesem Felde ferngehalten hat. Wenn sich Frankreich um der Revanche willen, Rußland aus panslawistischer Leidenschaft gegen Deutschland wendete, brauchte er doch nicht zu befürchten, daß England ihnen Rückhalt gewährte, weil London von Paris durch die Rivalität in Ägypten, von Petersburg durch die im Nahen Orient und in Asien geschieden war. Indem er diese Konstellation mit ebensoviel Energie wie einsichtigem Maßhalten ausnützte, hat er verhindert, daß die Seemacht in die Deutschland bedrohenden festländischen Zwistigkeiten an der Seite seiner Gegner eingriff.

Dann aber, als er in Erkenntnis der wirtschaftlichen Notwendigkeiten für das sich rapid vom Agrarstaat zum Industrie- und Handelsstaat wandelnde Reich nach eigenen Kolonien griff, ist er sofort auf englischen Widerstand gestoßen. Es ist bekannt, wie scharf der Zusammenprall hierüber gewesen ist, der zum Höhepunkt im Februar und März 1885 gelangt ist. Daß England den Eintritt der starken

Militärmacht in den überseeischen Wettbewerb mit größtem Unbehagen betrachten werde, hatte Bismarck vorhergesehen. Darum hat er diesen Schritt, der notwendig die allgemeine Lage Deutschlands, zumal bei seiner geringfügigen maritimen Rüstung, weiter komplizieren mußte, erst dann getan, als er die Sicherheit besaß, daß keine festländische Großmacht ihren Degen den Engländern gegen den neuen Rivalen zur Verfügung stellen werde. Mit Österreich und Italien verbündet, war er vor russischem Angriff gesichert durch das seit 1881 unter Aufgebot höchster Kunst und Überwindung ernstester Schwierigkeiten wiederhergestellte Dreikaiserverhältnis; Frankreich war zu einer Zeit, wo es unter Jules Ferry den Aufbau des ungeheuren Kolonialreichs in Angriff nahm, unbedingt darauf angewiesen, daß sein großer festländischer Nachbar ihm Wohlwollen bezeigte. Zur Zeit bestand also keine Gefahr, daß eine der kontinentalen Großmächte sich gegen Deutschland wendete.

Das war die Voraussetzung, unter der Bismarck das deutsche Kolonialreich gegründet hat; erst als sie erfüllt war, hat er zugegriffen. Auch hier also hat er die Methode angewendet, den Staat, mit dem im Augenblick die Beziehungen sich zuspitzten, zu vereinzeln und so zum Nachgeben zu zwingen. Wie früher und dann wieder später gegen Frankreich, wie eine Zeitlang gegen Rußland, so richtete sich in diesen Monaten die Spitze seines Systems gegen England. Dem Gegner wurde jeder Bundesgenosse ferngehalten, und der Erfolg ist in vollem Umfang eingetreten.

Zahlreich sind die Zeugnisse, die wir besitzen, wie scharf Bismarcks Urteil über den damaligen Leiter der britischen Außenpolitik Lord Granville und insbesondere über den Premierminister Gladstone gewesen ist. Gerade von diesem, dem Heros des Liberalismus, trennte ihn eine Welt, und naturgemäß hat der akute Zwist erst recht herbe Urteile ausgelöst. Eines der schärfsten ist in einem Brief an Kaiser Wilhelm vom 22. Oktober 1883 (gedruckt in den Gesammelten Werken, Bd. VIc, S. 283) enthalten: „Mit einem so unfähigen Politiker wie Gladstone, der nichts als ein großer Redner ist, läßt sich keine Politik treiben, bei welcher England mit Sicherheit in Rechnung gezogen werden könnte. Auch die zweifellosesten auswärtigen Interessen dieses mächtigen Landes werden den Parteizwecken im Innern — entweder gewissenlos oder in gedankenloser Unwissenheit — geopfert. Es liefert dies parlamentarische Musterreich ein ebenso abschreckendes Beispiel wie Frankreich von der Auflösung, der die größten und mächtigsten Reiche entgegengehen, wenn als herrschendes Prinzip in ihnen nur das Rednertalent übrigbleibt, welches die urteillosen Massen mit sich fortzureißen versteht ... Möge Gott unser Vaterland auch ferner vor ähnlichen Ministern wie Gladstone behüten."

Was Bismarck hier im geheimen aussprach, hat er aber auch, wenn schon in gemäßigter Form, öffentlich erkennen lassen. Sein Verhalten ist darauf abgelegt gewesen, der englischen Nation die Überzeugung beizubringen, daß die Politik dieses Mannes ihr selbst zum Schaden gereiche. Denn das hat er sich auch in diesem Zeitpunkt zum Gesetz gemacht, sich die Möglichkeit, nach Austrag des gegenwärtigen Konflikts zu einem erträglichen Verhältnis zu England zurück-

zufinden, nicht zu zerstören. Dabei hat er vollständig im Einklang mit Kaiser Wilhelm gehandelt, der ebenfalls mahnte, doch ja zwischen der Regierung Gladstone und dem britischen Volk zu unterscheiden. Das letztere wollten beide nicht vergrämen. Keinen Augenblick hat Bismarck außer acht gelassen, daß die momentan gewonnene Sicherheit auf dem Festland keine endgültige war, daß die Grundtatsache der deutschen Geschichte, die Mittellage zwischen Ost und West auch in Zukunft ihre Gültigkeit besitzen mußte. Das zwischen den beiden starken Nachbarn eingeklemmte Deutschland sollte daher nicht auch noch die Last der Feindschaft der Weltmacht zu tragen haben. In dieser Überlegung hat er, sobald er sich von der Aussichtslosigkeit des Sturzes Gladstones überzeugte, auch ihm die Hand hingestreckt. Nachdem er Lord Granvilles parlamentarischen Angriff in der ersten seiner beiden berühmten Hödurreden vom 2. März scharf abgewiesen hatte, entsandte er noch am gleichen Tag seinen Sohn nach London, der dort Klarheit darüber gab, daß der Reichskanzler zwar auf den kolonialen Ansprüchen bestehe, im übrigen aber durchaus gewillt sei, sich mit England zu verständigen, wenn dies seinen Widerstand preisgebe.

Mit dieser Taktik hat er erreicht, was er wollte. Was die Drohung allein wohl kaum bewirkt hätte, trat angesichts des damit verbundenen maßvollen Einlenkens prompt ein. Die Engländer gaben nach und fügten sich in die Errichtung deutscher Kolonien in dem Ausmaß, wie Bismarck es für erforderlich ansah. Die allgemeine Weltlage eröffnete ihnen eben keine Aussicht auf Beistand durch eine andere Macht und ließ ihnen den Konflikt mit dem Reich als in höchstem Maße bedenklich erscheinen. Die Verständigung in der akuten Streitfrage hat aber auf das gesamte deutsch-englische Verhältnis wohltätig gewirkt. So öffnete sich bereits unter dem liberalen Kabinett das Tor, durch das hindurch dann unter seinem konservativen Nachfolger der Weg gefunden wurde zu einer Bismarcks Wünschen entsprechenden Form der Beziehungen: obwohl Deutschland an der russischen Freundschaft festhielt, schloß England mit den beiden Bundesgenossen des Reichs, Österreich und Italien, den sogenannten „Orientalischen Dreibund", der es indirekt auch an Berlin band und jedenfalls von dem seit dem Hervortreten Boulangers sich wieder deutlich zur Revanche bekennenden Frankreich fernhielt.

Nicht ausschließlich aber auf der Tatsache des Vereinzeltseins hat Gladstones und Granvilles Nachgeben beruht. Bei ihnen war auch die Einsicht vorhanden, wie sehr es dem britischen Vorteil entsprach, mit einem starken Deutschland sich gut zu stellen. Es ist die gleiche Einsicht, aus der der Vater des heutigen Premierministers, Joseph Chamberlain, sich um die Jahrhundertwende so lebhaft für das deutsch-englische Bündnis eingesetzt hat. Unermeßlicher Schaden ist über die Welt dadurch gekommen, daß diese Richtung, von der Adolf Hitler gesagt hat, daß er an ihr als geradezu seiner Lebensaufgabe gearbeitet habe, sich nicht hat durchsetzen können.

ERNST CLAM

Das Rätsel der russischen Seele

Die Angehörigen von mehr als 35 Nationen nennen wir schlechthin „Russen". Und wir messen das Sechstel dieser Erdkugel, Rußland nämlich, mit unseren europäischen oder „westlichen" Maßen.

Als ob wir die Temperatur in einem Martinsofen mit dem Fieberthermometer messen wollten!

Auf meiner ersten Fahrt nach Moskau nahm einer der Reisenden, über Rußland ausgefragt, das Problem in seine spitzen Hände, betrachtete es sozusagen erst ein Weilchen, dann überraschte er mich mit der – mir nachträglich sehr treffend erscheinenden – Gegenfrage: „Kennen Sie Warschau? Oder Krakau? Dann Bialystok? Und Lemberg? Und Stanislau? Und Bukarest und Czernowitz? Und Jassy ... oder Mukden, Charbin, Schanghai? Konstantinopel? Dann kann ich Ihnen vergleichsweisen Aufschluß über Rußland geben. Aber auf Berlin, München, Paris, Mailand, London und Neuyork läßt sich kein Vergleich projizieren!"

Der deutsche Generalkonsul einer sibirischen Stadt reichte mir zum Tee einmal folgendes Bonmot: „Ich kenne die Russen zu wenig. Ich lebe erst dreißig Jahre hier ..."

Ein anderer: „Alles, was man über die Russen sagt, ist immer wahr. Alles Gute und alles Böse. Und unmöglich ist gar nichts."

Es gibt nichts Unbegreifliches in der menschlichen – russischen – Seele, das der Russe nicht mit der Zauberformel „Natura schirokaja" zu entschuldigen imstande wäre. Zu entschuldigen mit der Weite der russischen Natur, der russischen Erde. Diese russische Erde aber reicht von der Ostsee zum Stillen Ozean und vom Eismeer bis zu den Kamelstraßen von Buchara.

In fast jedem Russen, wir geben es zu, steckt viel. Oder doch ziemlich viel.

Dann steckt aber auch in der Nation – oder in den über 35 Nationen – viel, anders wären unsere Lebensdogmen falsch.

Viel: Gutes, Schlechtes. Es fragt sich, wer auf das Zünglein der Waage tippt, die eine, die andere Schale zur Neige zu bringen.

Wir lassen im folgenden Menschen und Zeiten vorübergleiten. Menschen: aus kleiner Bürgerlichkeit, aus privilegiertem Reichtum, auch aus großangelegter Schlechtigkeit, aus Unbildung und Oberflächlichkeit stieg ein großes Werk auf, den Schöpfer dieses Werkes nicht zu seiner Höhe emporreißend, ihn oft in den Schlamm zurückstoßend.

Die Kräfte der ungeheuren Wassermassen der Wolga hat man eingefangen. Dafür gibt es Formeln und Ingenieure. Was soll man aber mit der eingefangenen russischen Seele?

Ein Brachland zwischen Ostsee und Stillem Ozean. Abendland und der ehrwürdigen Kultur Japans?

Es müßte ein Wettstreit der Völker wahrer Kultur, der weltbeschenkenden Völker beginnen, dieses Brachland zu entdecken. Und sich umzusehen in der weiten Landschaft einer unerschöpften Seele. Sichtend, helfend. Beglückend und sicherlich oftmals beglückt zugleich: Vor uns in uferlosen Horizonten das künftige Leben zweier Völker, die eine kluge Staatsführung einander erschlossen.

Dieses Vorwort zu dem Buche von Ernst Clam, Das Rätsel der russischen Seele (Leipzig, v. Hase & Koehler. RM. 2,85) drucken wir mit Zustimmung des Verlages ab, weil dieses Buch, das eine Reihe eindrucksvoll und lebendig gezeichneter russischer Porträts von Peter dem Großen über Turgenjew, Dostojewskij, Tolstoi, Mussorskij, den letzten Zaren, Rasputin, Witte, Gapon, Koltschak, Stanislawskij bis zu Lenin, Stalin und der Plebitzkaja bringt, zur Nachdenklichkeit im Urteil über den russischen Menschen und seine unbegrenzten Möglichkeiten mit größtem Ernste mahnt. Die Schriftleitung.

HILDEGARD KORNHARDT

Der Nachlaß Oswald Spenglers

Der umfangreiche Nachlaß Oswald Spenglers, der in den Händen seiner Schwester, meiner Mutter, Frau H. Kornhardt geb. Spengler, liegt, besteht seiner äußeren Form nach, abgesehen von einigen Heften aus der Jugendzeit, aus vielen Tausenden von losen, mit Bleistift geschriebenen Zetteln. Diese sind äußerst schwierig zu lesen, weil in denen aus früheren Jahren die Abkürzungen ganz willkürlich sind und in den späteren die Schrift sehr klein und undeutlich ist. Alle diese Zettel, die oft nur mit Hilfe einer Lupe zu lesen sind, müssen zunächst durch Übertragung in Maschinenschrift für den Bearbeiter verwendbar gemacht werden. Für einen wesentlichen Teil der wichtigsten Zettel – rund 12000 – ist diese Arbeit bereits geleistet.

Durchschnittlich enthalten die einzelnen Blätter etwa 2 bis 5 vollständige Sätze, dazu oft noch einige Stichworte, die sich auf irgendwelche Nebendinge beziehen wie Literaturangaben, Beispiele, Verweise und Zitate. Häufig sind auch Auszüge aus Büchern und Abhandlungen, wobei Spengler ziemlich regelmäßig seine eigne Meinung zu dem betreffenden Gegenstand besonders gekennzeichnet hinzufügte.

Da Spengler ständig auf zahlreichen Gebieten gleichzeitig arbeitete und gewohnt war, jeden Gedanken sofort schriftlich festzuhalten, versah er alle Notizzettel mit einer Überschrift, meist dem abgekürzten Titel eines geplanten Werkes oder Teilabschnittes, und ordnete sie dem Inhalt nach in Mappen ein. Die Dispositionen zu seinen verschiedenen Plänen, so umfangreich und so verwickelt sie auch vielfach waren, hatte er stets genau im Kopf. Daher sind die Überschriften ein immer zuverlässiger Hinweis für die Einordnung. Nur dadurch ist es zu erklären, daß der Nachlaß, obgleich Spengler mitten aus der Arbeit heraus starb, nicht als ungegliederte und unübersichtliche Zettelmasse zurückblieb.

Die Überschriften neben den zahlreichen Dispositionen sind die wesentlichsten Hilfsmittel für die Sichtung, Ordnung und Bearbeitung des Nachlasses.

Die Hauptmasse der Notizen bezieht sich auf die große „Geschichte des Menschen von seinem Ursprung an", die ein Gegenstück zum „Untergang des Abendlandes" werden sollte.

Ferner beschäftigten literarische Pläne Spengler von Jugend auf. Indessen ist außer dem Jugenddrama „Montezuma" (unveröffentlicht), der Novelle „Der Sieger" („Reden und Aufsätze." Beck, München 1937, S. 48 ff.), dem heiteren Operntext „Dianas Hochzeit" (ungedruckt) und einer gewissen Anzahl von ebenfalls unveröffentlichten Gedichten nichts vollendet. Im Nachlaß befinden sich hauptsächlich Entwürfe zu Dramen oder einzelnen dramatischen Szenen vor allem aus der römischen und deutschen Geschichte, zu einem großen Münchner Künstlerroman und zu zahlreichen kurzen Novellen, dazu eine ganze Reihe von Gedichten, kleine satirische Fragmente usw. Hierüber und über die wenigen autobiographischen Aufzeichnungen, sowie über einige aufschlußreiche Dokumente der Jugendzeit soll eine in Vorbereitung befindliche biographische Arbeit der Schwester Spenglers einiges Nähere bringen.

Ferner enthält der Nachlaß eine Anzahl Zeichnungen, meist Karikaturen, phantastische Köpfe und Landschaften, wovon einige im Almanach „Der Aquädukt" des Verlags Beck, München 1938, veröffentlicht sind.

Politische Aufzeichnungen sind außer Notizen zu den älteren bereits erschienenen Schriften und Vorträgen nicht mehr vorhanden. Einen 2. Band der „Jahre der Entscheidung" hat Spengler nicht mehr begonnen, sondern sich nach Erscheinen des 1. Bandes sofort wieder seinen frühgeschichtlichen Arbeiten zugewandt, die durch die politischen Veröffentlichungen von 1933 nur unterbrochen waren und ihm mehr als alles andre am Herzen lagen.

Das Kernstück und das Wesentlichste am ganzen Nachlaß sind die Pläne und Entwürfe zu der großen Weltgeschichte „von Anfang an". Diese Bezeichnung gebraucht Spengler selbst im Vorwort zu der geplanten Aufsatzreihe in der Zeitschrift „Die Welt als Geschichte", die er „Zur Weltgeschichte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends" nannte. Dort gibt er zugleich nähere Angaben über den Inhalt und die Wesensart des künftigen Werkes. Im Vorwort zu „Der Mensch und die Technik", wo er sich gleichfalls des näheren darüber ausspricht, nennt er es „Geschichte des Menschen von seinem Ursprung an".

Dieses Werk ist im Lauf der Jahre aus mehreren an sich schon sehr umfangreichen Plänen zusammengewachsen. Der älteste davon ist das „metaphysische Buch", dessen baldiges Erscheinen schon 1922 im Vorwort zum zweiten Band des „Untergang des Abendlandes" angekündigt war und das „Urfragen" heißen sollte. Es entstammt in wesentlichen Teilen schon der Vorkriegszeit (1910–13) und behandelt Probleme und Geschichte des frühesten Menschen, sowie des menschlichen, tierischen und pflanzlichen Lebens überhaupt. Die Arbeit daran stellte Spengler zurück, als er sich 1913 entschloß, zunächst nicht, wie er vorgehabt hatte, die gesamte Weltgeschichte, sondern nur die Geschichte der Hochkulturen allein weiterzubehandeln, die im „Untergang des Abendlandes" vor uns liegt.

Auch der Plan einer kurzgefaßten Weltgeschichte, die von der Vorgeschichte bis zur modernen Zeit alle Kulturen, Zeiten und Völker umfassen sollte, gehört hierher. Weiterhin sind mehrere geplante Monographien, z. B. über Sprache, Religion und Kunst darin aufgegangen.

Ganz außerordentlich reich an neuartigen Beobachtungen und Gedanken sind die Arbeiten, die zu dem „Seevölkerbuch" oder „Pelasgerbuch" gehören. Die „Seevölker" sind eine Gruppe von Stämmen aus dem Mittelmeere, die im 13. Jahrhundert v. Chr. sich mit libyschen Stämmen zu einem Angriff auf Ägypten verbündeten, und deren Namen später in antiker Zeit in abgewandelten Formen an den verschiedensten Mittelmeerküsten wiederzufinden sind. Pelasger, ein Name ungewisser Herkunft, ist eine Sammelbezeichnung für die vorgriechischen Völker in Hellas. Ausgehend von der Betrachtung der Völker des Mittelmeergebietes *vor* der antiken Hochkultur, erkannte Spengler in ihnen den Typus des frühgeschichtlichen beweglichen Stammes schlechthin und charakterisierte ihn als eine gesonderte Stufe der gesamtmenschlichen Entwicklung. Zu diesem Typus gehören außer den Seevölkern auch die zentralasiatischen Streitwagenvölker, deren ungeheure Wirkung und die damit zusammenhängende Bedeutung des 2. Jahrtausends v. Chr. für die Weltgeschichte er erst später entdeckte. Das Pelasgerbuch hatte sich im Lauf der Arbeit zur „Frühzeit der Weltgeschichte" erweitert.

Von diesem letztgenannten Teil des großen Werkes ist einiges vollendet. 1933 gab Spengler in einem Vortrag einen Überblick über die Bedeutung und Geschichte der Streitwagenvölker (s. „Reden und Aufsätze", S. 148 ff.) und bereitete dann für die „Welt als Geschichte" eine Reihe von Artikeln über Frühgeschichte vor, betitelt: „Zur Weltgeschichte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends". Den ersten über Tartessos und Alaschia (erschienen 1935; Wiederabdruck „Reden und Aufsätze", S. 158 ff.) vollendete er selbst, ein zweiter über die mykenischen Achäer soll, von mir bearbeitet, als erste Veröffentlichung aus dem schriftlichen Nachlaß demnächst dort erscheinen; ein dritter über Streitwagen und Indogermanen war von Spengler schon kurz vor seinem Tode ziemlich weit gefördert, aber noch nicht im Einzelnen disponiert worden.

Alle die genannten Pläne sind nur Teilstücke oder Entwürfe zu einem großen System der Weltgeschichte in vier Stufen, wovon die im „Untergang des Abendlandes" behandelten Hochkulturen nur eine, und zwar die letzte und höchste sind. Stufen sind hier indessen nicht im Sinn zeitlicher Aufeinanderfolge oder kontinuierlicher Entwicklung der einen aus der andren zu verstehen, sondern als Entwicklungsformen oder Stadien geschichtlichen Lebens, die nicht von allen Rassen und nicht in allen Landschaften erreicht werden und die auch nebeneinander gleichzeitig und räumlich benachbart auftreten können.

Diese Ansicht der Weltgeschichte liegt schon der Darstellung in „Der Mensch und die Technik" zugrunde: die erste Stufe ist gekennzeichnet durch die „Entstehung der Hand", die zweite durch „das Tun zu mehreren", die dritte tritt weniger hervor, weil sie für die Entwicklung der Technik keinen wesentlichen Einschnitt bildet, die vierte Stufe der Hochkulturen wird hauptsächlich in ihrem

letzten Stadium, der Zivilisation, betrachtet. Da die Darstellung der Technik den Gegenstand des Buches bildet und es außerdem am Schluß eine entschiedene Wendung zur Gegenwart und zur Politik hin nimmt, ist das, was sich darin an philosophischen Voraussetzungen erkennen läßt, nur von wenigen bemerkt worden. Doch kann es einem aufmerksamen Leser wenigstens einen gewissen Begriff von dem Gesamtbild der Weltgeschichte vermitteln, das Spengler in seinem unvollendeten Werk hatte geben wollen.

Was sich nun aus dem Nachlaß für dieses Werk wird gewinnen lassen, sind einmal die zuletzt entstandenen und schon sehr weit geförderten frühgeschichtlichen Teile, also abgesehen von den schon erwähnten Achäerfragen und den Streitwagenproblemen die teilweise etwas älteren Aufzeichnungen über Hethiter, Etrusker, Seevölker, Aramäer, Israeliten, Phöniker usw. Hier ist eine Fülle von Anregungen auch für die Fachwissenschaft zu erwarten. Ferner ist über die fernöstlichen und amerikanischen Kulturen mancherlei, allerdings noch nicht gesichtetes Material vorhanden.

In einer sehr viel älteren Form als diese frühgeschichtlichen Arbeiten, aber in sich geschlossener und sehr sorgfältig disponiert liegen die „Urfragen" vor.

Abgesehen von diesen umfangreichen zusammenhängenden Teilen des Werkes wird man eine Fülle von Einzelfragen behandelt finden, wie Kleidung, Waffen, Wohnweise, Bestattung, Namengebung, Eigentum, Eigennamen, Religion und Kunst; ferner wird sich eine ziemlich geschlossene Rassenlehre und Sprachgeschichte daraus ablesen lassen. Mit einem Wort: es wird wenig wichtige Dinge in der Geschichte und im Leben des Menschen geben, die in diesem gewaltigen Kosmos nicht irgendwo eine Stelle hätten. Vor allem aber wird man — mag das Ganze auch unvollendet und die einzelnen Teile ungleich sein — eines Tages das Bild der gesamten Weltgeschichte aller Zeiten und Kontinente vor sich haben, so wie Spenglers gewaltiger Geist sie erfaßte.

MARTHA HECHTLE

Dichtung und Dichtergestalten in Holland

Ein holländischer Dichter hat einmal die Verschiedenheiten des „großen" und des „kleinen" Holland besungen, und er meinte damit nicht nur den Gegensatz zwischen den engen Grenzen des Landes und seinen mächtigen kolonialen Besitzungen, auch nicht das landschaftliche Nebeneinander von klar gegliederten, in jedem Winkel überschaubaren Ebenen und den unendlichen Weiten der Horizonte und des Meeres. Es ging ihm um die geistige Polarität des holländischen Menschen, wie sie etwa in der Malerei des 17. Jahrhunderts ihren Ausdruck fand, wo die Werke Rembrandts in ihrer Durchleuchtung aus dunkler metaphysischer Tiefe

sich kraß von den klaren Linien und Farben der ganz auf das Gegenständliche gerichteten Genrebilder abheben. In der Tat begegnet man diesem Kontrast, den der fast völlige Mangel an Übergängen zu einem typisch holländischen macht, immer wieder in den nördlichen Niederlanden. Aber seine beiden Gegenpole wiegen nicht gleich schwer. Vorherrschend ist das bürgerliche Element der Begrenzung. Der Mensch der ruhigen Mitte, der alle Extreme verwirft, dessen Leben auf Besitz und persönliches Eigentum gegründet ist, bestimmt Leben und Kultur. Das Geistige manifestiert sich ihm in der Wirklichkeit, und große Gedankengebäude sind ihm fremd. Wohl besitzt er ein ausgeprägtes intellektuelles Bildungsstreben, für das neben einer betonten liberalen Einstellung der Humanismus in Erasmischer Formung und Calvins strenge Lehre maßgebend sind. Die Menschen, die die klaren Grenzen dieses Lebensbereiches fliehen, sind weit seltener als seine Vertreter, und nur vereinzelt lassen sich in ihren Reihen große Leistungen aufweisen.

Auch im Schrifttum ist jene Polarität in allen seinen Erscheinungen spürbar. Allerdings wird, da die Dichtung dem holländischen Augenmenschen nicht etwas so Organisches ist wie Malerei oder Baukunst, hier in keiner von beiden Richtungen deren Höhe erreicht. Das Schrifttum ist stärker von außen her befruchtet und steigt selten zu wirklich europäischer Bedeutung auf.

Die Erneuerung der holländischen Lyrik in den achtziger Jahren, die eine Auflehnung gegen die bürgerliche Verflachung und inhaltslose Rhetorik des 19. Jahrhunderts darstellte, hatte mit der Entdeckung des Wortes als Kunstwert und der Betonung eines großen, gesteigerten Lebens die holländische Dichtung in ganz neue Bahnen gelenkt. Die Weitergabe des Erbes jener „Achtziger-Bewegung" ist vor allem dem persönlichen Wirken Albert Verweys zu danken, der sich nach der Überwindung des reinen Individualismus einer mehr gemeinschaftsgebundenen Kunst zuwandte und durch diese Verjüngung bis in die letzte Gegenwart hinein eine führende Rolle unter den holländischen Dichtern einnahm. Er ist der Künder der „gestaltenden Idee", der letzten Wesenheiten aller Dinge, deren Schau dem Dichter gewährt wird. Hierher leitet er wie sein Freund Stefan George die Berufung des Dichters zum geistigen Führer seines Volkes ab, dessen tiefstes Wesen er im Gedicht beschwören will. Es fehlt ihm dabei das Monumentale und die Geschlossenheit des Baus, die Georges Werk kennzeichnen, aber das Streben, die Wirklichkeit in zeitlosen Bildern zu verdichten, ist beiden gemeinsam, und wie der Deutsche besingt auch Verwey das Große und Heroische, allerdings im Rahmen des liberalen Bürgertums; denn er will seinem Volk keine neue Welt aufbauen, sondern nur seine eigenen großen Möglichkeiten wieder erwecken, und so bilden bedeutende Gestalten aus der niederländischen Geschichte und daneben die heroischen Elemente der holländischen Landschaft — vor allem das Meer — den Inhalt seiner Gedichte, die allerdings der — sehr holländischen — Gefahr des zu Verstandesmäßigen nicht immer entgingen. Künstlerisch wird Verwey von einer jüngeren Generation übertroffen, die in ihren drei Hauptvertretern Leopold, Boutens und Roland Holst van der Schalk überhaupt den Höhepunkt der neueren nordniederländischen Lyrik darstellt. Während die Kunst der Achtziger ganz von der Wirklichkeit losgelöst ist und Verwey eine Überhöhung des Gegebenen sucht, bildet bei ihnen die Auseinandersetzung zwischen Traum und Realität den Mittelpunkt ihres Liedes. Sie ringen um die Vereinigung von Sehnsuchtsbild und Leben, von Traum und Tat, von persönlichem Gefühl und Gemeinschaftswollen. Töne echter Tragik findet der empfindsame J. H. Leopold für die Erkenntnis, daß für

ihn lebensmäßig keine Lösung dieser Frage möglich ist. Symbolisch kehrt sein Pharao im „Cheops", der nach seinem Tode jahrhundertelang durch den ganzen Kosmos schweifte, zu seiner Mumie, seinem eigenen Ich, zurück. Was er suchte, war zu zart und zu verletzlich, um dem Leben standhalten zu können. Dem Dichter bleibt nur das Suchen nach einer Rettung durch den Traum, eine Umstellung, die für ihn nicht Flucht, sondern tragischen Verzicht bedeutet. Jedoch wird ihm hier zeitweise Erfüllung: in magischen Bildern hat er die Welt des Ostens beschworen und sich ihrem Zauber hingegeben — in dieser entwirklichten Sphäre ist er ganz gelöst und harmonisch, alle Spannungen fallen ab und machen oft einer fast kindhaften Einfachheit Platz. Aber am Ende des Traumes wird die Einsamkeit nur noch größer, und der Sucher ruft nach Erlösung in der höchsten Wirklichkeit, im Göttlichen.

In ihm hat P. C. Boutens wirklich seinen Frieden gefunden. Auch er beginnt mit dem Zwiespalt, dem Gegensatz zwischen sinnlicher Welt und ewigem Wert, und in einer mystischen Bindung an Gott hat er schließlich Leid und Schicksal überwunden. Er ist den Dingen gewachsen und braucht das eigene Ich nicht vor ihnen zu hüten wie Leopold, aber sie sind ihm nur Meilensteine auf seiner Wanderfahrt, deren Ziel jenseits der Welt liegt. Von diesem Ziel her werden die Dinge durchleuchtet und erhalten gleichnishafte Bedeutung. Bei Boutens verliert die holländische Landschaft alles Begrenzende. Nur Himmel, Meer und Wolken sind genannt. Formal stellt dieser Dichter mit der Zartheit und Klarheit seines Verses einen Höhepunkt in der neueren niederländischen Lyrik dar.

Henriette Roland Holst van der Schalk, die dritte dieser Generation, erstrebt eine Vereinigung von Traum und Wirklichkeit auf sozialethischer Grundlage. Sie ersehnt das wahrhafte Glück der menschlichen Gesellschaft und glaubte zeitweise, dieses Ziel bei den Sozialisten verwirklicht zu sehen. Sie reifte jedoch später zu der Erkenntnis heran, daß sich das Leben nicht durch soziale Maßnahmen allein lösen läßt, und die breiten, schweren Verse ihrer freien Rhythmen verherrlichen nun eine Gesamtlösung der Zukunft.

Nach und neben dieser Lyrik, die die Wirklichkeit in großen Bildern erfaßt, verläuft in jüngster Zeit die Dichtung, nachdem sie die Beunruhigungen des Krieges überwunden hat, in ganz bestimmten, sich klar voneinander abhebenden Richtungen, die in ihrer Gesamtheit fast ein geschlossenes Bild der bürgerlichen Struktur Hollands darstellen. Der äußeren Aufteilung in eine soziale, ethische, katholische, protestantische und modern-vitalistische Gruppe entsprechend ist auch in ihrer Haltung zum Leben sowie in ihrer Themenstellung eine Begrenzung gegenüber den älteren Dichtern festzustellen. Der magischen Traumdichtung eines Leopold entspricht nun eine humanistisch beschauliche Haltung, mit der man sich vor allem dem Menschen und seinem sittlichen Wert zuwendet, der mystischen Bindung an Gott im allgemeinen eine katholisch- oder protestantisch-dogmatische Betrachtung des gläubigen Menschen in seinem Verhältnis zu Leben und Kunst. Die ganz neue vitalistische Richtung betont den heroischen Kämpfer, den „Kerl" als Ideal. In all diesen Gruppen lassen sich eine Reihe von dichterischen Begabungen nennen, die allerdings die Höhe der vorangehenden Generation, an die man sich formal in der letzten Zeit wieder mehr anschließt, nicht wieder erreicht haben.

Die holländische Prosa ist viel stärker als die Lyrik der Überlieferung verhaftet.

Noch immer nimmt der – typisch holländische – bürgerliche Roman einen sehr breiten Raum im Schrifttum ein, und nicht immer gereichte ihm seine alte Tradition zum Vorteil. Trotz seiner außerordentlichen Beliebtheit bei einem weiten Leserkreis, der durchaus nicht auf Holland beschränkt blieb, hat die literarische Kritik manches gegen seine Weitschweifigkeit und mangelnde Tiefe einzuwenden gehabt. Die Höhe des Altmeisters Couperus wurde in der Gegenwart nicht mehr erreicht. Unermüdlich kreisen die Schriftsteller um die Ehe- und Familienprobleme der herrschenden Schicht und lassen selbst, wenn sie sich wie Topp Naeff über das Bürgertum lustig machen, die bürgerliche Ordnung als solche unangetastet. Fast immer bedeutet jedes Entweichen aus ihrem Bereich, der zum Teil mit recht gutem psychologischen Einfühlungsvermögen realistisch dargestellt ist, Untergang oder wenigstens Unfrieden. Bindungen an überpersönliche Gemeinschaften wie Staat und Volk spielen kaum eine Rolle. Auch Madelon Lulofs, die in ihren Romanen das bürgerliche Leben der Holländer und Eingeborenen in den Kolonien darstellt, geht, bei aller lebendigen Gestaltung der andersartigen Atmosphäre, nicht über eine realistische Darstellung hinaus.

Die Neigung zum Intellektuellen bei den Holländern wirkt sich im modernen psychologischen Roman aus. Hier werden die seelischen Vorgänge weniger intuitiv erfaßt als verstandesmäßig zergliedert. Ein französischer Einfluß ist stark wirksam. Das Beste wurde bei der Zeichnung historischer Gestalten geleistet.

Wirklich überragende Dichter finden sich unter den Neuromantikern. Die Entscheidung zwischen Ausweitung und bewußter Begrenzung, die als eine zentrale ihr Werk bestimmt, wächst bei ihnen selten zu der allgemein menschlichen Bedeutung auf, die sie etwa im „Wilhelm Meister" hat. Die Gestalt des romantischen „Zwervers", des schweifenden Suchers, der meistens in historischer Zeit und fernen Ländern lebt, stellt das Symbol der Loslösung aus aller Enge dar. Arthur van Schendel, einer der bedeutendsten unter den holländischen Romanschriftstellern überhaupt, läßt seinen Mönch Tamalone in „Ein Wanderer verliebt" und „Ein Wanderer verirrt" im Italien der Staufer leben. Tamalone hat kein Ziel, er sucht keine Erfüllung, und wenn er Mevena, die Geliebte seines Freundes, verehrt, so ist die Unerfüllbarkeit dieser Liebe symbolisch. Ihm genügt der Traum. Wandern ist ihm Schicksal und Erfüllung zugleich; denn am Ende seiner Träume steht keine neue Wirklichkeit, ihn treibt kein faustischer Drang, er flieht nur die Realität. Die Gestalt Tamalones ist ganz untragisch, nur leise Wehmut umgibt sie, weil der Dichter weiß, daß solch ein Wandererdasein nur kurze Zeit währen kann. Wenn van Schendel später wieder in den holländischen Bereich und seine Gegebenheiten zurückkehrt, so verzichtet er damit auf einen Traum, an den er in Wirklichkeit nie geglaubt hat, und es ist wohl kein Zufall, daß sein Werk mit dieser Wendung an Bedeutung und innerer Straffheit gewinnt. „Das Fregattenschiff Johanna Maria" bildet den Übergang zu der neuen Entwicklungsstufe van Schendels. Auch hier steht ein Suchender, der über die Weltmeere schweift, im Mittelpunkt. Aber er geht einem Ziel nach und – das ist besonders kennzeichnend für Holland – dieses Ziel ist kein Ideal, keine große Idee, sondern etwas ganz Gegenständliches: ein Schiff, dem die ganze Liebe des holländischen Matrosen Brouwers gehört. Der Holländer mit seinem zähen Wirklichkeitssinn, der sich aber in der Tiefe seiner Seele sehnt nach dem Ewigen, Überwirklichen, das er aber weder zu sagen, noch in großen Bildern zu gestalten vermag, sondern das sich ihm vollkommen im Gegenstand verwirklicht, ein Mensch, mit der so ganz

holländischen Form des Heroismus, der sich unpathetisch und ohne große Geste gibt, ist hier und fast mehr noch in van Schendels nächstem Roman „Der Wassermann" ausgezeichnet gelungen. In diesem späteren Roman kommt die Ewigkeitssehnsucht in einer schicksalhaften Verbundenheit an zwei für Holland symbolische Bereiche, an das Wasser und den Glauben, zum Ausdruck. Alles Fernweh hat nun aufgehört, der Wassermann fährt nicht mehr über die Meere, die Schwere und das Gleichmaß der holländischen Grachten und Flüsse bestimmen die Atmosphäre. Im Verharren bei dem für ihn Bestimmten nimmt Schiffer Rossaert, der Wassermann, sein Schicksal auf sich, mit dessen Schwere ihm zugleich eine Ahnung des Ewigen zuteil wird, aber Worte werden von diesem nüchternen, tiefernsten, eigenbrötlerischen Holländer, in dem vielleicht bestes holländisches Wesen Gestalt gewann, nicht darüber verloren. Auch in seiner letzten Romantrilogie hat sich van Schendel mit einem entscheidenden Element der holländischen Geistesstruktur auseinandergesetzt, mit dem Calvinismus. Durch seine Überwindung von höherer Warte aus ist der Dichter hier über die nationalen Gegebenheiten hinausgewachsen.

Wie van Schendel findet auch Aart van der Leeuw in seinen Romanen den Weg vom Schweifen zur Einordnung. Aber seiner Darstellung fehlt die van Schendelsche Schwere. Heiter und von bezaubernder Leichtigkeit ist die abenteuerliche Wanderfahrt des Vicomte de Lingendre in „Ich und mein Spielmann" durch das Frankreich des 18. Jahrhunderts. Auch hier wird eine Traumwelt aufgerichtet, in der sich die Grenzen zwischen Natur und Mensch verwischen. Erlösung kommt dem Sucher durch die Natur, und ähnlich ist auch das Ende des Weges, den der kleine Rudolf in dem gleichnamigen Roman, dem besten van der Leeuws, gehen muß. Die Natur hat hier nichts Ursprüngliches, sie ist ganz holländisch eingrenzend, es ist die Parklandschaft der Humanisten, in die man sich zu stiller Betrachtung und zu geistigem Austausch zurückzieht, in der die alltäglichen Dinge eine fast antikische Feierlichkeit erhalten — im ganzen eine Atmosphäre, wie sie in vielen holländischen Gemälden des siebzehnten Jahrhunderts festgehalten ist.

Die Romane, in denen die Scholle in ihrer natürlichen Verbundenheit mit dem Menschen dargestellt ist, nehmen im Gegensatz zur bürgerlichen und neuromantischen Prosa einen nur geringen Raum im holländischen Schrifttum ein. Der Volkstumsroman ist nicht typisch für Holland, wie er es für Flandern ist, und es ist kein Zufall, daß sein bedeutendster Vertreter Antoon Coolen aus dem südlichen Holland stammt. Er ist den Flamen enger verbunden als seinen nördlichen Landsleuten und steht vor allem zu Streuvels in Beziehung. Coolen hat mit seinem großen, äußerst lebendigen Erzählertalent das Leben seiner engeren und weiteren Heimat dargestellt und blieb dabei nicht bei der bloßen realistischen Schilderung des Lebens in seiner ganzen Breite stehen, wie es beim bürgerlichen Roman der Fall ist. Über alle volkliche, landschaftliche und blutsmäßige Bindung hinaus sind seine Gestalten ins Allgemeingültige gesteigert, und so wird er mehr als bloßer Heimatdichter. Als höchster Wert gilt ihm das einfache Leben: „ein Mann und eine Frau — das ist gut, so muß es sein". Seine Menschen suchen dieses einfache Leben zu leben, auch wenn ein dunkles Schicksal wie im „Brabanter Volk", oder eine schwierige Veranlagung wie in den „Drei Brüdern" ihren Weg zu stören drohen.

Neben Coolen hat Holland auch vereinzelt in seinen nördlichen Provinzen Volkstumsdichter, die aber seine Bedeutung nie erreicht haben. Kennzeichnend

ist, daß bei ihnen die besonderen holländischen Fragestellungen wieder im Mittelpunkt stehen.

Man hat sich in Holland oft über den mangelnden Widerhall des eigenen Schrifttums im Ausland beklagt und den Grund in sprachlichen Schwierigkeiten gesucht. Abgesehen von der Unterhaltungsliteratur hat eigentlich nur Antoon Coolen eine wirkliche Verbreitung gefunden. Das ist kaum ein Zufall. Über die typisch holländischen Züge hinaus haben seine Menschen durch ihre Allgemeingültigkeit nicht nur zu den Flamen eine unmittelbare Beziehung. Sein Erfolg zeigt, daß es nicht die sprachlichen Grenzen sind, die das holländische Schrifttum so schwer zugänglich machen. Es liegt wohl mehr an der Gestaltung der Menschen im allgemeinen, die oft ein recht gutes Einfühlungsvermögen in die besondere holländische Geistesart voraussetzt, von der aus sie — gerade bei den besten schriftstellerischen Leistungen — erst verständlich werden. Allerdings — das sollte man beachten — lohnt es der Mühe. Oft genug trifft man, wenn sie aufgebracht wird, auf Werte, die eine willkommene Bereicherung unserer Welt darstellen.

EDUARD PLIETZSCH

Helldunkel um Rembrandt

Rembrandts Persönlichkeit einmal ganz sachlich zu betrachten, erweist sich als notwendig und ist seit geraumer Zeit fällig, überfällig geworden. Sachlichkeit bedeutet hier keinesfalls nüchterne Kritik, sie ist vielmehr ein Zeichen der Ehrfurcht und Bescheidenheit. Einer Bescheidenheit, die sich nicht anmaßt, um melodramatischer Publikumswirkungen zuliebe allerlei Falsches und Theatralisches in die Gestalt des Meisters hineinzugeheimnissen. In dieser Hinsicht ist in landläufigen Romanen und dichterischen Ausdeutungen, in sogenannten Tatsachenberichten und pseudowissenschaftlichen Essays so viel gesündigt worden, daß in der Kunstgeschichte kaum ein anderes Charakterbild so schwankt wie jenes Rembrandts. Man muß daher einmal alles, was über ihn zusammengefabelt worden ist, zu vergessen suchen und wieder auf die Urkunden zurückgehen, die Hofstede de Groot im Haag 1906 kommentiert herausgegeben hat. Wobei man sich bewußt sein muß, daß die überlieferten archivalischen Notizen und Dokumente lückenhaft sind. Die aus Künstlerlexiken hinlänglich bekannten Angaben über Geburt, Eltern, Immatrikulation, Lehre, Übersiedlung nach Amsterdam, Verheiratung und dergleichen können bei unserer Betrachtung als farblose Daten beiseitegelassen werden. Erst in Rembrandts 32. Lebensjahr stößt man auf Prozeßakten, die etwas Privates aussagen und seine Umwelt charakterisieren.

1638 strengt der Künstler einen Ehrenbeleidigungsprozeß, den er verlor, gegen Verwandte an. Sie hatten behauptet, seine Frau habe „met pronken ende praelen", also mit Prunken und Protzen die beträchtliche Erbschaft ihrer Eltern durchgebracht. Wie in irgendeinem beliebigen spießbürgerlichen Milieu wurden dabei die in solchen Fällen üblichen und üblen familiären Klatschgeschichten aufgerührt, die man in der Aktenpublikation nachlesen kann. An sich also nichts Außergewöhnliches.

Die einzigen Briefe, die uns von Rembrandt erhalten sind, stammen aus den Jahren 1636 bis 1639. Sie beziehen sich auf die Münchener Passionsszenen, die er für den Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien malte. Diese sieben Briefe, aus denen hervorgeht, daß Rembrandt trotz großer Einnahmen und des Vermögens, das Saskia in die Ehe mitgebracht hatte, sich schon damals dauernd in Geldverlegenheit befand, sind an Constantin Huygens gerichtet. Der Künstler drängt ununterbrochen auf Zahlung. Er ist sogar bereit, im Preise entgegenzukommen, und offerierte Huygens trotz dessen Sträubens als Vermittlungsprovision ein großes Gemälde, vermutlich die „Blendung Simsons", die heute im Frankfurter Städelschen Institut hängt. Wer in Malerkreisen zu Hause ist, muß zugeben, daß auch dieser Hergang nicht ungewöhnlich ist und keinen Anlaß bietet, sich so oder so darüber zu erregen.

Am 14. Juni 1642 stirbt Saskia, die neun Tage vorher unter Beistand eines Notars ihr Testament gemacht hatte. Unter anderem wird festgelegt, daß der Witwer nur bis zu einer eventuellen Wiederverheiratung den Nießbrauch ihres Nachlasses haben soll. Weswegen Rembrandt später mit Hendrickje Stoffels in wilder Ehe lebte. Sollte hier etwa ein Poet einhaken und pathetisch etwas von Eifersucht über das Grab hinaus zusammenreimen, eine Art Fuhrmann-Henschel-Drama verfassen wollen, sei er auf den Kommentar von Hofstede de Groot verwiesen, der nüchtern lautet: „Die Bestimmungen dieses Testamentes sind die damals allgemein üblichen."

Das Todesjahr Saskias steht bei solchen ästhetisch-poetischen Biographen, die sich anscheinend um so wohler fühlen, je schlechter es ihrem jeweiligen Helden, einem hungernden Maler oder dem beliebten Dichter in der Dachstube, ergeht, deshalb hoch im Kurs, weil sich in diesem Jahre die angebliche Tragödie der „Schützenkompanie des Hauptmanns Frans Banning Cocq", bekannter unter dem falschen und opernhaften Titel „Die Nachtwache" vollzogen haben soll. Die Auftraggeber, diese Banausen und Pfefferfäcke — warum nur immer „Pfefferfäcke"? — seien mit der Ausführung unzufrieden gewesen. Und zwar deshalb, weil sie nicht porträtähnlich und zum Teil an nebengeordnetem Platze dargestellt sind, obgleich jede der 16 Personen dieselbe Summe von hundert Gulden beigesteuert hat. Also ein Mißerfolg, von dem sich der Umschwung in Rembrandts menschlichem und künstlerischem Dasein herleiten läßt. Sehr rührend zu vernehmen. Nur ist leider alles aus den Fingern gesogen. Es existiert auch nicht eine Zeile, nicht ein Wort darüber, daß die Besteller unzufrieden gewesen seien. Gewiß: Rembrandt erhielt kein weiteres Schützenstück in Auftrag. Vielleicht deshalb, weil die Schützen, von ihrem Standpunkt aus mit Recht, der Meinung waren, dergleichen sei allerlei und allerhand, nur kein Schützenbild. Im übrigen erhielt der Künstler nach der „Nachtwache" außer zahlreichen Porträtbestellungen mehr Aufträge von Körperschaften als in den Jahren seines aufsteigenden Ruhmes. 1653 für das Amsterdamer Rathaus den „Quintus Fabius Maximus". 1656 die Anatomie des Dr. Deyman. 1661 wiederum für das Amsterdamer Rathaus den „Schwur der Bataver". Hier können die Klageweiber beiderlei Geschlechts mit Recht weinen, da Rembrandt das Gemälde, dessen Fragment heute im Stockholmer Museum hängt, zwecks Umarbeitung zurücknahm und es inzwischen durch eine Arbeit des drittklassigen Juriaen Ovens ersetzt wurde. Die ursprünglich 26 Quadratmeter große Leinwand hat Rembrandt dann vermutlich selber verkleinert. Und zwar der leichteren Verkäuflichkeit wegen.

Schließlich entstand 1661–62 im Auftrage der Amsterdamer Tuchmacher das Regentenbild ihrer Vorsteher, die „Staalmeesters".

Die nächsten Akten, die einen intimeren Einblick in des Künstlers private Verhältnisse gewähren, stammen aus den Jahren 1648 und 1649. Es handelt sich um Auseinandersetzungen mit der Trompeterswitwe Geerthghe Dirx, die nach Saskias Tod als Haushälterin in seine Dienste trat und den Knaben Titus so liebgewann, daß sie ihn zum Erben einsetzte. Ursprünglich war sie mittellos, doch hatte Rembrandt ihr im Laufe der Jahre Geschenke, darunter einen „Roosring" mit Diamanten, der wahrscheinlich aus dem Nachlaß Saskias stammte, verehrt. Die allmählich hysterisch gewordene Frau, die 1650 in der Irrenanstalt zu Gouda interniert werden mußte, bekam 1649 mit Rembrandt Streit und verließ im Unfrieden das Haus. Zunächst fordert sie ihn wegen gebrochenen Eheversprechens vor Gericht. Erst der dritten Ladung leistet er Folge. Der Beklagte verneint das Eheversprechen und erklärt, er brauche nicht einzugestehen, „dat hij bij haer heeft geslapen". Die Klägerin müsse das selber beweisen. Nach langem Hin und Her einigte man sich schließlich dahin, daß Rembrandt eine lebenslängliche Jahresrente von 200 Gulden gewährt. Die Sache hatte noch ein Nachspiel. 1656, im Jahre seiner Bankerotterklärung, forderte der bedrängte Künstler vom Bruder der Geerthghe die Unterhaltungsbeiträge für die Irrenanstalt zurück. Pieter Dirx weigert sich und verlangt seinerseits Schadenersatz für alle „Injurien und Affronten", die er durch des Künstlers Prozesse erlitten habe. Worauf Rembrandt ihn ins Schuldgefängnis setzen läßt und ihm gegenüber trotz heftigen Einspruches, da er als Schiffszimmermann gerade eine Seefahrt antreten wollte, auf dem Verbleib in der Haft besteht. – Aus allen diesen Erklärungen, Vergleichen, Verhandlungen und Vorladungen, bei deren einer 1649 zum ersten Male die dreiundzwanzigjährige Hendrickje Stoffels auftaucht, kann der Leser lediglich den Schluß ziehen, daß Rembrandt im alltäglichen Dasein genau so dem Hinterhauskrakeel und den kleinbürgerlichen Misèren ausgeliefert gewesen ist wie irgendein beliebiger Bürger. Mehr kann und darf man aus diesen Akten nicht folgern und entnehmen.

Im Juni 1654 wird Hendrickje Stoffels vor den Kirchenrat geladen. Sie erscheint erst bei der dritten Aufforderung, wird wegen ihres Verhältnisses mit Rembrandt bestraft, zur Buße ermahnt und vom Abendmahl ausgeschlossen. Später scheinen sich zum mindesten die Nachbarn mit ihrem sogenannten Lebenswandel ausgesöhnt zu haben: 1661 wird sie bei einer notariellen Zeugenerklärung als Rembrandts Frau bezeichnet, ohne daß die anderen Zeuginnen, eine Matrosenwitwe und die Frau eines Golddrahtziehers, dagegen Einspruch erheben.

Des Künstlers Bankerott hatte zur Folge, daß am 25./26. Juli 1656 seine gesamte Habe inventarisiert wurde. Diesem detaillierten Verzeichnis, das sich vom Kunstwerk bis zum Kochlöffel erstreckt, verdanken wir den genauen Einblick in die Einrichtung seines Hauses an der Breestraat.

1660 schließen Titus und Hendrickje einen Vertrag, wonach sie den bereits angefangenen Kunsthandel weiterbetreiben wollen und Rembrandt gegen freie Kost und Wohnung als Hilfskraft in ihr Geschäft aufnehmen. Der Künstler besaß nichts mehr und konnte nichts mehr für eigene Rechnung schaffen. Alles, was er malte oder radierte, wurde sofort der Kunsthandlung übereignet. Wir wissen, daß der stillschweigend beabsichtigte Zweck, den Meister vor den Zugriffen seiner Gläubiger zu sichern, erreicht worden ist.

1662 verkauft Rembrandt Saskias Grab, vermutlich um mit dem Gelde eine Grabstelle für die inzwischen verstorbene Hendrickje erwerben zu können.

Erwähnt man doch, daß Titus — das einzige von den vier Kindern Saskias, das das Mannesalter erreichte — zu Hendrickje und deren einziger am Leben gebliebenen, 1654 geborenen Tochter Cornelia herzliche familiäre Beziehungen gehabt haben muß, da er die Stiefmutter und die Halbschwester in einem Junggesellentestament zu Erben einsetzte, und daß bei Rembrandts Tode 1669 nur noch die Tochter Cornelia und die Witwe des inzwischen verheirateten Titus am Leben waren, so ist damit im großen und ganzen alles aktenmäßig Überlieferte aufgezählt, was sich auf des Künstlers Persönlichkeit direkt bezieht oder einen Rückschluß auf sie zuläßt. Fast verschwinden diese Dokumente im Wust der Schuldbriefe, Prozesse, Ausgleichsverfahren, Zustellungsaufforderungen, Überschreibungen, Zwangsversteigerungen, Beschlagnahmungen und dergleichen. Da Rembrandt häuslich lebte und sich offenbar im Umgang mit einfachen Leuten wohl fühlte, so wird sein Vermögensverfall wahrscheinlich einzig und allein auf seine Leidenschaft für kostbare Kunstwerke zurückzuführen sein.

*

Die über des Künstlers Persönlichkeit überlieferten Tatsachen sind dürftig, zumal keine privat gehaltenen Briefe oder ähnliche Dokumente vorhanden sind. Die Eintragung vom Jahre 1634 in das Stammbuch des Burchard Großmann aus Weimar: „Een vroom gemoet acht eer voor goet" wollen wir dabei nicht übersehen, aber als eins der üblichen Stammbuchsprüchlein auch nicht überschätzen.

Die biographischen oder lobpreisenden Berichte seiner Zeitgenossen wiegen nicht schwer, da ihr Urteil oft zeitbefangen und subaltern oder im Stile jener Epoche schwülstig ist und auch Maler geringeren Ranges mit ähnlichen bombastischen Lobeshymnen bedacht werden. Der Phantasie späterer Rembrandtbiographen ist also ein weiter Spielraum gelassen. Diesen Umstand hat man reichlich ausgenutzt. Einer wird bei der Betrachtung von Rembrandts Leben an Romanfiguren Zolas erinnert, ein anderer versucht, ihn in die Gestaltenwelt Shakespeares zu entrücken, und ein Dritter, Max Lautner, folgerte: „Rembrandt hat für den Begriff der Ehre überhaupt kein Verständnis, ihm mangelt sogar das Gefühl der Scham." Lautner hält ihn für einen Hochstapler, der von betrügerischen Manipulationen lebt, und er ist von der fixen Idee besessen, alle Rembrandtwerke stammten gar nicht von ihm, er habe sie sich von Ferdinand Bol angeeignet, dessen Geheimsignatur sie angeblich aufweisen. Lautners Buch: „Wer ist Rembrandt?" erschien 1891 mit Unterstützung einer preußischen Behörde! Angeblich, um Bode zu ärgern.

Aber, könnte man einwenden, bedarf es überhaupt der Urkunden und archivalischen Notizen, da sich uns in 62 Selbstbildnissen von der Jugend bis zum Todesjahr der Wandel seines Wesens und seiner Gestalt eindeutig offenbart? Eindeutig? Nun, die einen halten Rembrandts Vorliebe, sich effektvoll herausstaffiert selber darzustellen, für Eitelkeit, während andere in solchen Bildern nur Kostüm- und Porträtstudien erblicken. Manche glauben, er schneide Grimassen, um die Welt zu verhöhnen, während andere darin Ausdrucksstudien sehen. Seine späten Selbstporträts, angesichts deren Poeten gern „Beethoven" äußern, wirkten auf Richard Muther so: „Das Gesicht ist aufgeschwemmt, marklos, die Backen schwammig. Die Stirnbinde deutet auf chronischen Kopfschmerz. Die

Augen, trüb vom Fusel, scheinen halb erblindet. Am Tage schläft er und nachts betrinkt er sich in Schnapskneipen. Stieren Blicks trottelt er wankend im Armenviertel zwischen Trödlerläden herum."

Welch ein Unfug und Ärgernis und zugleich welch Musterbeispiel dafür, was alles um die Gestalt Rembrandts zusammengelogen und -phantasiert worden ist! Keiner der geschwätzigen Biographen des 17. Jahrhunderts, die den Künstler noch persönlich gekannt haben, berichtet auch nur mit einem Wort, daß Rembrandt ein Trinker gewesen sei. Wie ein „halberblindeter" Mann, der am Tage schläft und sich nachts in Schnapskneipen besäuft, die Spätwerke schaffen konnte, bleibt ein Rätsel, dessen Lösung uns Muther vorenthalten hat.

Wenn somit die Dokumente und die Selbstbildnisse vieldeutig erscheinen und sich widersprechende Auslegungen zulassen, sind dann nicht wenigstens die biblischen und allegorischen Darstellungen Rembrandts ein Spiegelbild seiner jeweiligen menschlichen Erlebnisse und Stimmungen? Dieser Meinung war Bode. Er brachte das „Opfer Manoahs" mit der Erwartung der Geburt des Titus, das „Opfer Isaaks" mit dem Tode eines der Kinder Rembrandts, die biblischen und mythologischen Brautdarstellungen mit seiner Verlobung mit Saskia und späte Darstellungen der Verzweiflung, Reue und Versöhnung mit des Künstlers Stimmung am Lebensende in Zusammenhang. Daß dies eine haltlose, chronologisch nicht zu rechtfertigende Mutmaßung ist, hat Wilhelm Martin in seiner „Hollandsche Schilderkunst", dieser zweibändigen, kenntnisreichen und zuverlässigen Geschichte der Malerei Hollands, überzeugend nachgewiesen.

*

Helldunkel um Rembrandt! Nach landläufiger Meinung ist auch die Rembrandtforschung nebst ihren Auswirkungen auf Sammler- und Händlertum eine helldunkle Affäre.

Wie stellt sich die Situation tatsächlich dar?

Bode, Bredius und Hofstede de Groot, die Begründer der modernen Rembrandtforschung, fanden am Beginn ihrer Tätigkeit ein wüstes Feld vor, auf dem die tollsten Begriffe und Vorstellungen von der halbvergessenen Kunst des Meisters wucherten. Man mußte von vorn anfangen und zunächst einmal eine große Anzahl von Gemälden zusammenbringen, sichten und zur Diskussion stellen. Erst allmählich konnte man verschiedene Schülerhände unterscheiden. Völlig vergessene Künstler wie Isaac de Jouderville, Carel van der Pluym und der bedeutende Willem Drost wurden dabei wiederentdeckt und ihre künstlerische Individualität erkannt. Es ist selbstverständlich, daß die ersten Werkverzeichnisse noch nicht frei von Irrtümern sein konnten. Aber die drei bahnbrechenden Forscher und später Wilhelm R. Valentiner haben dann selber das Material zur Schärfung der Kritik herbeigeschafft. Der heute 84jährige Bredius veröffentlichte vor drei Jahren unter Mitarbeit des vorzüglichen Kenners Hans Schneider im Haag ein „gereinigtes" Rembrandtwerk. Von den über 600 dort veröffentlichten Gemälden mag nur ein Dutzend noch strittig sein.

Wenn gelegentlich ein echter Rembrandt auftaucht, dann ist das an sich nicht erstaunlich. Seit Jahrzehnten werden auch die kleinsten Privatsammlungen und versteckteften Winkel Europas nach seinen kostbaren Werken systematisch durchsucht. Kein Wunder also, wenn dann einmal tatsächlich ein echtes Werk zum Vorschein kommt. Was indessen bei weitem nicht so häufig der Fall ist, wie man

nach sensationell aufgemachten Nachrichten in den Tageszeitungen, die der Augur lächelnd liest, vermuten könnte. Ein neu entdecktes Gemälde Rembrandts wird heute in jenen wissenschaftlichen Kreisen, die allein in Frage kommen, durchaus nicht mit jubelnder Entdeckerfreude begrüßt und von vornherein wohlwollend betrachtet. Es begegnet zunächst tiefem Mißtrauen und einer Kritik, die in ihrer Schärfe manchmal schon wieder zu weit geht. Nachdem jahrelang, früher bisweilen mit Recht, heute zu Unrecht, der Rembrandtforschung der Vorwurf allzu großer Weitherzigkeit gemacht worden ist, muß endlich einmal darauf hingewiesen werden, welche ehemals als „Rembrandt" berühmten Werke in der letzten Zeit von der ernsthaften Forschung entthront worden sind: die ehedem als „Rembrandt" hochgeschätzte „Elisabeth Bas" des Amsterdamer Rijksmuseums ist als ein Werk Backers erkannt worden. Der gerade jetzt durch eine große farbige Reproduktion wieder populär gewordene „Lesende Mann am Fenster" in Kopenhagen stammt von Willem Drost, und der dortige „Vater Rembrandts" ist eine alte Kopie. Die Greisenköpfe in den Museen zu Straßburg und Schwerin sind ebenfalls dem Meister aberkannt worden; ebenso das „Selbstporträt" in Leipzig, wo sich auch die sogenannte „Schwester" als alte Kopie des Stockholmer Originals erwiesen hat. Auch unter den Beständen der altberühmten Rembrandtgalerien in Petersburg, Dresden, Kassel und Braunschweig hat die moderne Kritik aufgeräumt. In Dresden wurde der „Mann mit der Pelzmütze" als ein Willem Drost erkannt; die „Goldwägerin" und das „Porträt eines jungen Kriegers" sind Schulbilder, und von dem „Selbstbildnis mit dem Zeichenbuch" konnte vor wenigen Jahren ein besseres, ganz sicheres Exemplar in London nachgewiesen werden. In der Kasseler Galerie sind das „Bildnis eines Architekten" und der schöne, von Willem Drost stammende „Mann im Harnisch", in Braunschweig ist das sogenannte „Selbstbildnis" zu streichen. In der Petersburger Eremitage stammen mit Bestimmtheit die „Alte Frau mit Buch", der „Abschied des Tobias", „Josephs blutiger Rock" und das noch im letzten Vorkriegs-Baedeker mit einem Stern ausgezeichnete Gemälde „Abraham bewirtet die Engel" nicht von Rembrandts eigener Hand. In der Londoner Wallace-Collection scheiden das „Bildnis eines Offiziers", der „Barmherzige Samariter" und das berühmte „Gleichnis vom ungetreuen Knecht" aus. Dies sind nur wenige Stichproben aus europäischen Museen. Wollte man die öffentlich zugänglichen Sammlungen Amerikas mit heranziehen, dann wäre das Resultat — man denke nur an die unter Rembrandts Namen weltberühmt gewordene „Mühle" der Sammlung Widener in Philadelphia — ungefähr ähnlich.

In dieser Beziehung lichtet sich also das Helldunkel um Rembrandt.

*

Daß nüchterne Untersuchungen, die lediglich Tatsachen feststellen wollen und mit Absicht alle unverbindlichen subjektiven Ausbrüche der Bewunderung unterdrücken, dem menschlichen Wesen eines Künstlers gerechter werden können als die roman- und opernhaften Verklärungen unorientierter Dichter, dafür zwei Beispiele.

Noch immer haftet in den Köpfen vieler Galeriebesucher die offenbar unausrottbare Legende vom fröhlichen Jan Steen, diesem genialen Luftikus und Zechbruder. Die Archivforschung hat jedoch ein umfangreiches Urkundenmaterial zutage gefördert, aus dem hervorgeht, daß die Berichte von Steens liederlichem

Leben auf Erfindungen beruhen. Wie könnte es auch anders sein, da bekanntlich die Erschaffung einer solchen Fülle gediegener Meisterwerke, wie sie Jan Steen uns hinterlassen hat, Verantwortungsbewußtsein, Fleiß und Arbeit voraussetzt.

In geradezu erheiternder Weise ist unlängst die rührselige Ruisdal-Legende zerstört worden. Da über vielen Landschaften Jacob van Ruisdaels eine schwermütige Stimmung lagert, so schloß man, der Künstler sei auch im Alltag ein schwerer Melancholiker gewesen, der ein leidvolles Dasein geführt habe und schließlich im Armenhaus gestorben ist. Urkundlich ist jetzt erwiesen, daß Ruisdael den Doktortitel besaß: am 15. Oktober 1676 bestand Jacob van Ruisdael in Caen die Prüfung als Dr. med.! Im gleichen Jahre wurde er in die Liste der Amsterdamer Ärzte eingetragen, nachdem er schon vorher erfolgreiche Operationen ausgeführt hatte. Wie aus seinem Testament hervorgeht, lebte er in leidlichen Vermögensverhältnissen. — Das Komische an der Sache ist, daß man dies alles längst hätte wissen können. In einem alten Gemäldekatalog wird er als Dr. Ruisdael erwähnt, und ein Künstlerbiograph des 17. Jahrhunderts berichtet von seiner ärztlichen Tätigkeit. Da dies jedoch mit der romantisch-sentimentalen Vorstellung, die man sich gemeinhin vom Dasein der alten Meister bildete, nicht übereinstimmte, glaubte man dies einfach nicht. Man hielt es beinahe für einen frivolen Witz. Durch die aufgefundenen nüchternen Urkunden ist Jacob van Ruisdael uns mit einem Schlage menschlich näher gerückt worden. Ein großer Maler, der nicht dumpf und ungebildet war, eine vollsaftige Persönlichkeit, die zugleich erfolgreich den Beruf des Arztes ausübte: der Mann gefällt mir. Mit diesem prachtvollen Künstler und gescheiten Kerl hätte man sich gern einmal unterhalten mögen.

*

Vor einem Menschenalter schrieb Eduard Plietzsch sein erstes Buch — über den Delfter Vermeer. Jetzt ist er zu seiner alten Liebe zurückgekehrt: bei F. Bruckmann in München erscheint soeben ein neues schönes Werk von ihm über den Maler der Kupplerin und der Ansicht von Delft (RM 8,—). Die überlegen sachliche Klarheit, die immer das wesentliche Kennzeichen des Schriftstellers Plietzsch war, trägt auch diese Arbeit, die, aus einer selten gewordenen Kenntnis des Werks und der Zeit des Malers gewachsen, alle Ergebnisse der Forschung in Betracht ziehend und alles Gegenständliche zugleich in persönlicher Einsicht und Reaktion lösend, das Buch über den Maler von Delft geworden ist. F.

KURT KLUGE

Der wilde Kirschbaum

Hier auf der Höhe wirf den Hut ins Gras,
Ruh aus, der alte Kirschbaum schattet gut.
Sieh doch, dies Land! In ihm such du dein Maß,
Im Fernen, das zu deinen Füßen ruht,
Ergreife endlich, was dich längst besaß.
Das Nahe weich' der Ferne goldner Glut,
Schau fromm ins Tal, auf seine Weizenbreiten,
Welch Licht entstrahlt auch den Vergänglichkeiten!

Kein Fußbreit Erde liegt dort unten brach,
In jedem Krümchen keimt ein Lebenspfand:
Jedoch, wo Bäche plätscherten im Hag,
Trägt heute Frachtgut ein Kanal durchs Land,
Wo einst die Fuhrleut' stahlen Gott den Tag,
Lenkt jedermann, als wär' das Ziel bekannt,
Ein Stück erhitztes buntes Blech behende
Straßauf und -ab, und rastet in das Ende.

Und Gärtner, Bauern — Menschen überall!
Das hackt, begießt, bind't Garben, heimset ein:
Besitz ward jeglich Ding, gebuchte Zahl.
Erd', Wasser, Mensch und Halm und Blatt — im Schein
Der Gotteskindschaft hat alldas die Wahl
Nur zwischen Irdisch-Mein und Irdisch-Dein,
Es fällt, des Lebens wandelbar Gestalt!
Eins immer in des anderen Gewalt.

Zur Wolke hebst du die erschreckten Augen,
Suchst Trost in wehender Ungreifbarkeit,
In Dünsten, die nicht zum Besitzen taugen —
Laß, Freund, Gewölke! Das zieht gottesweit
Ob deiner Stirn. Des Trostes Kräfte saugen
Mußt du aus Kreatur und Sterblichkeit.
Fühl dieses wilden Kirschbaums leises Beben:
Verflochten wirkt hier deinesgleichen Leben.

Geäst hält schwebend um den alten Stamm
Aus Blättern ein lebendiges Gemach,
Verbergend seine Frucht in holder Scham,
Denn wilde Kirschen bracht' er nur zutag,
Die wohl der Star für schmackhaft nahm,
Daran dem Händler aber wenig lag —
Ach, bloß den Schatten ihres Wesens geben
Der Wildnis Bäume an ein fremdes Leben.

O ganz unnützer Baum, den Gärtnern feind,
Du wildes Denkmal du, zeig deinen Brüdern
Im Tal, wie Gott sie eigentlich gemeint.
Bist nichts als Baum, gewertet nicht nach Gütern:
Beschatte göttlich, wen der Tag verneint,
Geselle dich des Herzens besten Hütern.
Noch wenn du stirbst, beweis' der Nacht das Licht,
Erleuchte blitzgetroffen das menschliche Gesicht.

Ein Nachtstück

In Reclams Universal-Bibliothek ist jetzt auch Kurt Kluge eingekehrt mit einem Bändchen „Nocturno". Es ist die Schilderung eines phantastischen Erlebnisses in einer kleinen Stadt im Werratal, in der einen nächtlichen Halt zu machen ein Schneesturm ihn zwang. In einem alten Gasthaus, betreut von einem uralten Wirte, beginnt nun das Nocturno, in dem in wahrhaft dichterischer Vermischung von Traum und Wirklichkeit, in recht romantischer Aufhebung der Schranken von Zeit und Ort sich ihm die Lösung eines Rätsels darbieten will, an dem die Historiker verzweifeln. Zwei Bilder sind es, die, angeblich die gleiche Person darstellend, sich nicht zur Deckung bringen lassen. An diesem Ort fiel die Entscheidung über ein weibliches Schicksal, das im Dunkeln blieb. Es geht um die Tochter Marie Antoinettes, die aus dynastischen Interessen weniger wegen ihrer Person als wegen ihres Erbes vermählt werden sollte mit einem Prinzen des österreichischen Erzhauses, die aber in ihrer Familie zu behalten die Bourbonen das lebhafteste Bedürfnis hatten. Die Dichtung macht uns glauben, daß ein Personentausch stattfand. Die falsche Tochter der Marie Antoinette, die spätere Herzogin von Angoulême, usurpierte den Platz in der Welt, während Marie Therese Charlotte, das echte Kind, von Getreuen geleitet ein verborgenes Leben im Schlosse Eishausen führte. Diese Vision ist mit einer so beschwörenden Kraft gestaltet, daß man am Schlusse willig der Deutung des Dichters glaubt. Das Ganze ist von stärkster Musikalität, und die einzelnen Sätze des Nachtstückes sind so meisterhaft gefügt, daß kaum ein anderer deutscher Dichter als Kurt Kluge so etwas schreiben könnte.

Aber in dem Bändchen steht auch ein autobiographisches Nachwort, und man zweifelt, ob man nicht ihm in seiner ganz Klugeschen Eigenart die Palme zuerkennen sollte. Wir kennen weniges, das mit gleicher Stärke, unter Vermeidung jeder Phrase und mit feiner Selbstironie uns anrührt und ein Bild mit ausgemeißelten Zügen zeigt, durch die überall die Hintergründe sichtbar werden, auf denen sich — unheimlich genug — alles menschliche Getriebe abspielt.

R. P.

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

Theodor Fontane (1819–1898)

Zum 120. Geburtstag am 30. Dezember 1939

Das meiste in der Welt ist Schwindel, und der ästhetische Schnickschnack schon ganz gewiß. Es kommt auf ganz andre Dinge an, was nur von halbgebildeten Schwabbelmeiers bestritten werden kann; wer ernsthaft in Kunst und Wissenschaft steht, weiß am besten, daß es mit der Phrase nicht getan ist, und daß Haus und Herd, Familie und Vermögen die Dinge sind, um die sich realiter die irdischen Interessen drehn. Und mit diesen Interessen auch das Glück. Denn was nicht interessiert, kann auch nicht glücklich machen.

*

Die Weisheit der Menschen nutzt mir nichts. Was sie mir sagen können, hab' ich mir in hundert schlaflosen Stunden längst selbst gesagt. Die Glücksarten der Menschen sind eben verschieden: „den enen sin Uhl is den annern sin Nachtigall". Mir ist die Freiheit Nachtigall, den andern Leuten das Gehalt.

Es tut nie gut, sich in künstliche Situationen hineinzubegeben und sich auszurechnen, wie's kommen müsse. Die Rechnung stimmt nie. Wir kennen uns nie ganz, und über Nacht sind wir andre geworden, schlechter oder besser. Schlimm, wenn wir uns schlechter vorfinden, aber oft schlimmer noch, wenn besser. Es gibt dann ein Wirrsal, draus kein Entrinnen ist.

*

Denn ich kann nicht zugeben, daß ein Einblick in die Misere, das Sichüberzeugen von der Unzulänglichkeit und günstigenfalls von der Mittelmäßigkeit der Menschen eine gut organisierte Natur auf die Dauer unglücklich mache. Ganz im Gegenteil. Je besser man seine Pappenheimer kennenlernt, je mehr man sieht, wie dumm alles liegt, oft sogar innerhalb des Metiers, sicher aber, wenn es über das Metier hinausgeht; je mehr man sich mit dieser Erkenntnis durchringt, je heiterer wird man.

*

Ein riesiges Quantum von Unausreichendheit auf jedem Gebiet erfüllt die Welt, eine Tatsache, die jeder zugibt (sich selbst mit eingeschlossen), der wir aber alle noch lange nicht genug Rechnung tragen. Wir „rechnen" immer noch mit der Menschheit. Beifall, Zustimmung, Ehren bedeuten uns immer noch was, als wäre damit etwas getan. Das ist aber falsch und unklug. Wir müssen vielmehr unsere Seele mit dem Glauben an die Nichtigkeit dieser Dinge ganz erfüllen und unser Glück einzig und allein in der Arbeit, in dem uns Betätigen unser selbst finden.

*

Alles, was mit Grammatik und Examen zusammenhängt, ist nie das Höhere. Waren die Patriarchen examiniert oder Moses oder Christus? Die Pharisäer waren examiniert. Und da sehen Sie, was dabei herauskommt.

*

Der Mensch muß klug sein, aber nicht gebildet. Da sich nun aber Bildung, wie Katarrh bei Ostwind, kaum vermeiden läßt, so muß man beständig auf der Hut sein, daß aus der kleinen Affektion nicht die galoppierende Schwindsucht wird.

*

Autodidakten übertreiben immer.

*

Was heißt großer Stil? Großer Stil heißt vorbeigehen an allem, was die Menschen eigentlich interessiert.

*

Hervorragende Menschen sind höchst selten Biedermänner; in dem ganzen Jahrhundert kenne ich nur zwei: den älteren Pitt und Washington. Die andern haben alle etwas gemogelt, und die gegenwärtigen mogeln erst recht.

*

Ich habe vieles erlebt, das mir eine tiefinnerliche Freude gemacht hat: die Herausreißung Deutschlands aus der politischen Misere, die Mündigwerdung des Volks, die Säuberung, das heißt Sauberwerdung Berlins, das Aufhören der Pfennigwirtschaft und so weiter. Zu diesen Herrlichkeiten, an denen meine Seele lutscht wie an einem Bonbon, gehört auch der immer mehr zutage tretende Ban-

krott der Afterweisheit des vorigen Jahrhunderts ... Hoheitsaufgaben, die doch nicht gelöst werden können, verwirren die Menschheit nur. Ganz allgemein aufgestellt, sind unerfüllbare Sätze, wie „Liebet eure Feinde", groß und segensreich. Denn der einzelne kann sich daran in den Himmel hineinstrampeln. Und ich bewundere es dann. Aber sowie das praktische Leben für den Alltagsgebrauch danach eingerichtet werden soll, geraten wir in die Nesseln und schreien „au".

*

Man muß sich darin finden, daß immer wer da ist, der einem vorgezogen wird. Vielfach — namentlich in der Jugend und ehe man sich etabliert hat — ist dies kränkend. In späteren Lebensjahren aber hört es auf, kränkend zu sein, weil man sich überzeugt, daß niemand, auch der Größte nicht, von dieser Kränkung ausgeschlossen bleibt. Es läuft darauf hinaus, daß immer „das Andre" besser ist. Eine Frau, die einen Schöngeist hat, sehnt sich nach einem Kürassieroffizier, und eine Frau, die einen Kürassieroffizier hat, sehnt sich nach einem Schöngeist. Ist man klug, so kommt es auf Stattlichkeit, und ist man stattlich, so kommt es auf Klugheit an. Dem Loyalitätsfatzke steht der Freiheitsapostel und dem Freiheitsfatzken der Loyalitätsapostel gegenüber. Wie man's auch einrichten mag, zur Hälfte kommt man immer schlecht weg. Hat man sich damit durchdrungen, daß es nicht anders sein kann, so fällt zwar nicht der momentane Ärger fort, aber man verheiratet sich nicht mit ihm.

*

Es ist vielleicht eine kleine Tugend, von dem Urteil der Menschen abhängig zu sein, aber bequemer haben es die Rüpel, denen all so was ganz gleichgültig ist.

*

Die Lebensweisheit Fontanes, dieses menschlichsten Menschen, ist sehr gut und geschickt zusammengefaßt in einem von Ludwig Reiners ausgewählten und mit einem Lebensbild eingeleiteten Brevier: Fontane oder die Kunst zu leben (Leipzig, Dieterich. 4 Bildnisse. RM. 4,—).

Rundschau

Teilhaber des Todes. Seit dem Bestehen einer Rüstungsindustrie, die diesen Namen verdient, hat es nie an Angriffen aus allen Kreisen gefehlt, die im Grade der Heftigkeit und Richtigkeit je nach dem Temperament der Angreifer sich unterschieden, gegen jene Menschen, die daraus Riesenvermögen sich schufen, daß sie die Maschinen herstellten, mit denen das Leben anderer Menschen vernichtet wird. Es ist viel von einer Internationale der Rüstungsindustriellen gesprochen worden, die auch dem Feind für gutes Geld die Mordwaffe zur Verfügung stellte, und von dem Verdacht, daß diese mit allen Schlichen vertrauten Männer durch die Politiker, die an ihren Drähten tanzten, die eigentlichen Urheber aller Kriege seien, zugunsten ausschließlich ihres eigenen Nutzens. Man kennt auch die Vorschläge des Allheilmittels: die gesamte Rüstungsindustrie

der Welt aus dem Sektor des privaten Interesses herauszunehmen und sie zu verstaatlichen. Ein neues Kapitel in dieser die ganze Menschheit bewegenden Frage schlägt ein ungewöhnlich begabter amerikanischer Erzähler Taylor Caldwell auf in seinem Romane „Einst wird kommen der Tag" mit einer suggestiven Kraft, die zur Einkehr zwingt (Berlin, P. Neff. Deutsch von Günther Birkenfeld). In einer amerikanischen Rüstungsdynastie lädt er die gesamten Rüstungsindustriellen der Welt, diese „Teilhaber des Todes", vor einen unbarmherzigen Richterstuhl. Mit einer gewaltigen schöpferischen Phantasie, ohne je die Kühlheit sehr realer Wirklichkeit zu verlieren, gestaltet Caldwell an einem Einzelschicksal in tragischer Symbolik das Schicksal jedes Menschen, der sich und sein Bestes verliert und verrät an die zweifelhafteste Erscheinung des menschlichen Lebens: an den Erfolg in Geld und Macht. Er läßt, aus der Ferne an das leidige Thema des Schlüsselromans streifend, den Sohn einer nach Amerika in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts auswandernden englischen Familie in einer Herzenskälte sondergleichen und einer fast zu Bewunderung zwingenden Gottlosigkeit von letztem Ausmaß drüben seinen Weg machen bis zum allgewaltigen Rüstungskönig in USA. Mit innerer Leidenschaft vollzieht der Dichter durchaus in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit das Strafgericht über seinen Helden, dem — wie allen seinesgleichen — einst doch der Tag kommt, an dem die Bilanz des Erfolges aufgehoben wird durch völlige Vereinsamung und die Versandung seiner Seele. Der Fluch von Vater und Mutter haftet an ihm, dem kein Mittel zu schlecht ist, sich durchzusetzen, und allen in seiner Umgebung, besonders den eigenen Kindern, bringt er Verderben und Tod. Dieser Roman von 930 Seiten großen Formats, der mit breitem Pinsel malt, ist stärkstens mit innerer Spannung geladen, und man wird nicht leicht frei von ihm. Das liegt neben der Größe der Konzeption an der souveränen Charakterisierungskraft Caldwells, die mühelos eine Überfülle von Personen in zwei Generationen der Rüstungsdynastie meistert. Poeta — propheta? Wann wird kommen der Tag?

Der Eierkuchen. Wer Eierkuchen will, muß auch damit einverstanden sein, daß man ständig die nötige Zahl von Eiern zerbricht. Solche Eier sind nach Ansicht von Maud Gonne MacBride Hungersnöte in Irland, Opiumhöhlen in China, Folterungen in Indien, Armut der arbeitenden Klassen in England und Unruhen, Verwicklungen und Ausbeutungen in anderen Teilen der Welt, um ständig den Eierkuchen, genannt British Empire, neu zu backen. In ihren Lebenserinnerungen „Im Dienste einer Königin" (C. Schünemann, Bremen. RM. 8,—) schildert diese Frau, die einst dank ihrer geistigen und körperlichen Vorzüge zu den meist gefeierten Frauen der Welt gehört hat, ihren Kampf für Irland. Man kann von diesem sehr lebendigen und reizvollen Buche (Englischer Titel: „A Servant of the Queen") kaum eine objektive Darstellung erwarten, aber die Anklagen, die sie erhebt, sind begründet genug. Um 1900 hatte Maud Gonne Verbindungen geknüpft wohl mit allen Persönlichkeiten der europäischen politischen Welt, die gegen England eingestellt war, nach Frankreich ebenso wie nach Amerika. Aus ihrem Buche leuchtet der Glanz dieser schönen Frau, die,

trotzdem sie Kind eines irischen Vaters und einer englischen Mutter war, sich mit Leidenschaft in den Dienst des irischen Volkes stellte. Sie führt die Worte John Mitchells aus seiner Apology for British Rule an: „Das Britische Weltreich kann nicht bestehen, wenn man ihm die Bedingungen sine qua non verweigert. Ihr könnt wählen zwischen dem Britischen Weltreich und dem, was es kostet; jedermann kann für sich entscheiden, ob es den Preis wert ist." Im Gegensatz zu vielen, die im Britischen Weltreich die einzig mögliche Rechtsordnung der Welt sehen und keinen Preis dafür zu hoch halten, hat Maud Gonne für sich entschieden, daß er zu hoch wäre. Sie hat eine fast mystische Verehrung des irischen Volkes genossen, dessen Dichter sie und ihre Schönheit feierten. Für das Volk galt das geheimnisvolle innere Erlebnis, das sie hatte in einer Vision der alten irischen Königin Cathleen ni Houlihan, die ihr erschien und sagte: „Du bist einer der kleinen Steine, die vom Fuße der Königin auf ihrem Wege zur Freiheit berührt werden." Maud Gonne hat es als das tiefe Glück ihres Lebens später erkannt, nicht mehr als einer jener kleinen Steine gewesen zu sein.

Anekdoten. Es ist sicherlich richtig, daß eine den vollen Inhalt ihrer Gattung erfüllende Anekdote auch dann oft noch wirksamer ist als eine historische Darstellung, wenn sie schon durch viele Münder gegangen, zerredet ist und nicht mehr den geschichtlichen Vorgang getreulich wiedergibt. Das kann aber den Wert einer Überprüfung von Anekdoten und die Rückführung ihres Inhalts und Wortlauts auf die Wirklichkeiten, die ihr zugrunde lagen, nicht herabmindern. Darum — aber nicht nur darum — ist eine Veröffentlichung besonders erfreulich, die wiederum aus der Feder des bewährten Historikers Dr. Kurt Jagow erscheint: „Der alte Kaiser erzählt" (Berlin, A. Collignon). Mit großer Sorgfalt hat Jagow die getreusten Quellen herangezogen, um diese Erinnerungen des alten Kaisers an seine Jugendzeit und sein späteres Leben zu überprüfen. Berichterstatter sind die Tochter des Kaisers, Großherzogin Luise von Baden, deren Tochter, Königin Victoria von Schweden, und Kaiser Wilhelm II. Ergänzungen gaben die Berichte des Geheimen Hofrats Louis Schneider und des Oberhofpredigers Kögel. Der alte Kaiser erzählte gerne aus seinem Leben und strebte immer danach, ohne jede Abweichung die wahren Ereignisse wiederzugeben. Auch in diesen Erzählungen treten die liebenswerten Eigenschaften des Monarchen in hellem Glanze hervor: seine Schlichtheit, sein grader Charakter, seine Pietät und seine tiefe Gottesfurcht. Eine Probe sei verstattet: „Der Einzug der Truppen in Berlin 1814. Beim Einzug der Garde in Berlin am 7. August 1814 hatte der König nicht gewünscht, daß man es so auffasse, als wenn er empfangen würde. Deshalb kam er tags zuvor unerwartet von Potsdam herein, ‚um in Berlin gewesen zu sein' vor der Feier des anderen Tages. Er befahl die Entfernung des N auf den von ihm ebenfalls sehr gemißbilligten Trophäen und hölzernen Kanonenläufen vor dem Zeughause. Am Einzugstage besuchte er das Mausoleum in Charlottenburg. Der Einzug selbst ergriff ihn sehr, besonders als die Schleier von der Victoria auf dem Brandenburger Tor fielen. Der König war, obgleich er Ovationen nicht liebte, an diesem Tage sehr bewegt und freundlich gegen die Massen, die ihn umdrängten."

Neues Berliner Theater. Die Berliner Bühnen, die trotz Krieg und Verdunkelung mit ausgezeichneten Erfolgen in die neue Spielzeit gegangen sind, führen die Entwicklung weiter, die im letzten Jahr deutlich spürbar eingesetzt hat. Mag der Bestand an Werken neuer dramatischer Dichtung vielleicht noch immer nicht eben groß sein: das Theater als Theater hat von dem in den zwanziger und beginnenden dreißiger Jahren verlorenen Terrain so viel zurückerobert, daß man den neuen Aufschwung fast in jeder Aufführung spürt. Das Staatstheater, das in den letzten Jahren führend voranging, hat den Ehrgeiz der anderen aufgestachelt: heute geht durch die meisten der großen Berliner Bühnen ein frischer, lebendiger Zug, der dem Theater bereits sichtbar verstärkten Anteil der Hörer eingetragen hat. Es ist bezeichnend, daß zu neuen Autoren und neuen Schauspielern jetzt überall neue Regisseure treten. Die Entdeckung der vorigen Spielzeit hieß Harald Paulsen, der den alten Operettenschlendrian über Bord warf und eine neue Entwicklung auf diesem Gebiete anbahnte: in diesem Jahre tauchen Namen wie Stroux und Felsenstein und Erfurth auf. Ihre Träger zeigen die Umrisse des kommenden Theaters der jüngeren Generationen, das sich neben der bisherigen Welt der Szene immer deutlicher abzuzeichnen beginnt. Harald Paulsen brachte mit seiner Fledermausinszenierung am Nollendorfplatz den Versuch, von dem Vorbild Stanislawskys aus eine Verlebendigung des Operettenvorgangs bis ins letzte zu erreichen. Er ließ neben der Musik und parallel mit ihr ein zierliches Gewebe von Szenen, Gesten, Improvisationen erstehen, das von seinem persönlichen Beispiel inspiriert und an ihm abgestimmt neben die Musik eine zweite ebenso musikalisch getönte Welt des Spiels und der Sprachbegleitung stellte. Es war sehr reizvoll zu sehen, wie der Regisseur den Geist der Straußschen Musik tiefer erfaßt und zu seinem Teil verwirklicht hatte als der musikalische Leiter der Aufführung: man erlebte, wie im weiteren von der Regie aus auch die Musik eine neue leichtere, graziösere und freiere Haltung bekommen wird als bisher in Operetten üblich war. — Ein Seitenstück zu dieser Aufführung war Walter Felsensteins Inszenierung von Paul Ernsts „Pantalon" im Schillertheater. Ähnlich wie Harald Paulsen war auch dieser Regisseur vom unbeschwert Musikalischen und Tänzerischen ausgegangen: er verwirklichte das Spiel von Herrn Pantalon und seinen ungleichen Söhnen als eine getanzte Phantasie in Callots Manier, als ein Stück flirrend bewegtes Venedig des frühen 18. Jahrhunderts, als vorüberhuschende Vision vom ewigen Gegensatz zwischen Kunst und Bürgertum, freiem und unfreiem Leben. Mit Grazie und unbeschwerter Leichtigkeit brachte er, was der strenge Dichter gewollt, in leicht vorüberhuschender, nie abreißender Bewegung — als Gelächter, Maskenscherz und Karnevalstanz; er gab damit ein Stück Theater im besten Sinne, wie man es im Schillertheater in dieser Art lange nicht erlebt hat. — Von der entgegengesetzten Seite her griff Karlheinz Stroux im Staatstheater die neuen Aufgaben der Zeit an, als er Curt Langenbecks „Hochverräter" in Szene setzte. Er suchte die Verwirklichung der abstrakten Form, die die Strengen unter den Jungen wollen, in der bewegt konkreten Welt des Theaters und fand zwischen äußerer statuarischer Haltung und innerer Dynamik einen stilvollen Ausgleich, wie man ihn in so klarer Bewußtheit bisher nicht

verwirklicht sah. Er gab gespanntes Theater von so viel Intensität, daß man selbst die leichte Problematik des Chors, den Langenbeck seiner Tragödie Jakob Leislers mitgegeben hat, gern hinnahm um der mutigen Modernität willen, die hier am Werke war. Stellt man dazu Inszenierungen wie Erfurths „Ritter vom Mirakel" im Kleinen Haus, wie Kenters resolute Transzendenz in Paul Helwigs Traumspiel von der „Irrfahrt der Wünsche", so sieht man, wohin der Weg des Theaters als Theater heute geht — und sieht vor allem, wie sicher es mit diesem Theater auf vielfachen Wegen aufwärtsgeht. F.

Rudolf Herzog, der Burgherr von Rheinbreitbach, Verfasser zahlreicher, einst vielgelesener Romane, begeht am 6. Dezember seinen siebzigsten Geburtstag. Wer seine letzten Bücher durchsah, wird angesichts dieses Gedenktages überrascht erfahren, daß ein an Jahren schon so gereifter Mann diese in jugendlicher Romantik schwärmenden Werke schrieb. Aber Herzog, der aus dem Wuppertale kommt, ist zeitloser Romantiker, ein Fabulist mit unbeirrbarem, so reinem wie naivem Glauben an sein Ich, und schreitet so, dem eigenen Wesen selbstgetreu, durch jeden Zeitenwandel hin. — Erdreich der zweifellos großen Auflagenerfolge seiner Bücher waren vor nun rund vierzig Jahren die Familienblätter. In der „Gartenlaube", in „Über Land und Meer" erschienen seine ersten großen Romane, „Die vom Niederrhein", „Das Lebenslied", „Die Wiskottens" und wie sie alle heißen, und ihr Leserkreis folgte gerne seinem frischen Ton, machte ihn zu einem der meistgelesenen Erzähler bestimmter bürgerlicher Kreise der Wilhelminischen Epoche. In diesem Sinne wird sein Wirken im Hinblick auf das Kulturbild jener Zeit zu vermerken bleiben. Mehr noch als in seinen Romanen hat Rudolf Herzog in seinen beiden Erinnerungsbänden — „Wilde Jugend" und „Der Mann in allen Sätteln" — den Reichtum seiner Phantasie erwiesen. In einem reizenden Propagandaheft, das der dem Autor durch Verwandtschaftsbande verknüpfte Verlag zum Gedenktage veröffentlicht, sagt er von Rudolf Herzog, daß er ein Leben durchschritten habe, „so groß, so reich und inhaltsschwer, ein heldisches Leben, wie es nur wenigen Menschen beschieden ist" — —. Aber da möchte man denn doch den an sich prächtigen Mann im kühn zurückgeworfenen weißen Lockenhaare vertraulich fragen: War's denn wirklich so schlimm? — „Heldisches Leben — wie nur wenigen beschieden"? — Nicht doch — nicht doch! — Aber ein braves und in jeder Hinsicht erfolgreiches Fabulieren, vielen zur Entspannung oder zur Freude. Und so möge es ihm auch weiterhin beschieden sein: ad multos annos!

Der Waldläufer von Berlin. Ende Oktober ist in Berlin eines jener wirklichen Originale gestorben, die allmählich seltener zu werden scheinen: der Entomologe und Schriftsteller Rudolf Rangnow, den man ob seines verwegenen Cowboyhuts und der dazugehörigen Haltung romantischen Abenteurertums den „Waldläufer von Berlin" nannte. Rangnow war ein waschechter Berliner mit dem gesunden Mutterwitz und der vorurteilslosen Kühnheit, welche gerade den wirklichen Kindern der Reichshauptstadt öfters eigen sind. Zum Apotheker bestimmt, brannte der Sechzehnjährige seiner Familie durch und nahm damit ihre eigentliche Überlieferung auf. Der Vater war ein bekannter Entomologe und Entomograph. Der Sohn schloß sich — wohl vornehmlich von jugend-

licher Abenteuerlust getrieben – einer Forschungsexpedition nach Persien an, zu der er Beziehungen durch sein Vaterhaus haben mochte. Dort jedoch glückte dem Jungen der große Schlag. Er fing binnen weniger Wochen zwölf seltene Falterarten. Sein Ruf in der Fachwelt war begründet. Doch Rudolf Rangnow hatte nicht das Zeug zum wissenschaftlichen Forscher. Ihm fehlte es nicht nur an akademischer Vorbereitung – vor allem war er kein Mann mühselig-geduldiger Stubenarbeit, deren eine wirkliche Forscherarbeit nicht entraten kann. Zwar gelang es ihm, als Autodidakt Schritt um Schritt in die vielfältige Welt der Kerbtiere einzudringen. Auch mit Schlangen, ihren Giften und der Serumbereitung beschäftigte er sich gründlich. Doch er blieb dabei der „Waldläufer" mit dem abenteuerlichen Herzen. Zu stürmisch war sein Temperament, zu mächtig der romantische Trieb in die Welt hinaus – Rangnow war allezeit ein „Abenteurer der Entomologie". Allein durchstreifte er die tatarische Steppe und die Bergwildnis des Kaukasus. Später fuhr er zwölfmal in das „Paradies der Arktis", wie er seine geliebte lappische Tundra mit ihren Nomaden, den „Indianern Europas", nannte. Dort gelang es ihm, 68 unbekannte Falter, darunter einen der seltensten der Erde, „die Diva unter den Faltern", aufzustöbern. Auch an einer Filmexpedition der Ufa in den brasilianischen Urwald nahm er teil. Doch er blieb dabei allezeit seiner Heimat, dem Berliner Wedding, treu. Dorthin kehrte er, beladen mit seiner Fangbeute und den Eindrücken seiner abenteuerlichen Wanderungen, stets zurück. Doch auch zu Hause war er von einem originellen Tätigkeitsdrang besessen. So gründete er die Berliner „Schmetterlingsbörse", auf der seltene Falter getauscht und verkauft werden, oder ging auf Kreuzotternfang aus. 12000 Giftschlangen konnte er der Serumbereitung zur Verfügung stellen. Während des Weltkriegs wirkte er an der Organisierung der Malariabekämpfung in Mazedonien mit. Dieser originelle Kauz war sein Leben lang ein glänzender Erzähler gewesen. Doch erst in den letzten Jahren kam er dazu, seine vielen Notizen und Skizzen zu reifen Büchern zusammenzufügen. In den beiden Werken „Tropenpracht und Urwaldnacht" und „Die Beute der Tundra" (Wenzel & Sohn, Braunschweig) zeigt Rangnow sich von seiner besten Seite. Seine unverbildete Naivität, gepaart mit einem handfesten Wissen um die Welt, schafft zauberhafte Bilder der Tropenwelt am Amazonas wie des Paradieses der Arktis. Die genauen Beobachtungen der Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt in diesen entlegenen Gebieten der Erde sind in einem kraftvollen farbigen Stil festgehalten.

FRIEDRICH SEEBASS

Stifter als Erzieher

In Adalbert Stifter verbinden sich in seltener Weise Dichter und Erzieher. Durch das Miterleben der erschütternden Revolutionsereignisse von 1848 reifte in ihm der Entschluß, dem Vaterlande nicht nur mit seinen Dichtungen, sondern

durch unmittelbare Lehrtätigkeit an einer Volksschule zu dienen. Es liegt ein tiefes, tragisches Opfer darin, daß der erfolgreiche, vielgefeierte Dichter der „Studien" damals die wertvollsten Kräfte seiner Mannesjahre dem Staate zur Verfügung stellte, um durch Erziehung und Bildung des Volksnachwuchses im humanen Sinne das weiterfressende Unheil und schlimmeren Zusammenbruch zu verhindern. Seine gründliche, klare, mit Goethe verwandte, durch Herder beeinflußte Art die Dinge theoretisch zu erfassen und praktisch zu gestalten, gibt seinem pädagogischen Wirken das Gepräge. Oft hat er sich in längeren und kürzeren Abhandlungen über die Grundsätze ausgesprochen, auf denen der Unterricht in den niederen und höheren Schulen aufgebaut werden müsse; vorbildlich sollte ein Unternehmen werden, das auf Anregung seines Freundes Aprent nach langen sorgfältigen Vorbereitungen im Jahre 1854 erschien, das „Lehrbuch zur Förderung humaner Bildung in Realschulen". Max Stefl hat es in einem vorzüglichen Faksimiledruck* den zahlreichen Stifterfreunden neugeschenkt als einen wichtigen, bisher übersehenen Beitrag zur Erkenntnis seines Wesens.

Seinem Verlegerfreunde Heckenast gibt Stifter über Sinn und Zweck dieses Werkes u. a. in folgenden Worten Auskunft, es enthalte das Schönste, Verstandesgemäßeste und zugleich pädagogisch Brauchbarste, das beide Herausgeber finden konnten. „Mich leitet bei der ganzen Angelegenheit bloß die Absicht, für die Schule und Menschheit Nutzen zu stiften; daher meine Strenge in der Wahl, die Aprent oft zur Verzweiflung brachte, wenn ich immer Phantasterei, Verstandeswidrigkeit usw. verwarf. Unsere Zeit steht nicht auf dem Standpunkt reiner Kunst, kann sie auch nicht würdigen; darum müssen alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, wo man ihr gegen das Seichte und Schillernde will Eingang verschaffen." Diese Einstellung erklärt die in sich geschlossene Einheit dieses Schulbuchs, aber auch die Einseitigkeit, die schon durch das Fehlen von Hölderlin und Kleist, Novalis und Brentano, Eichendorff und Mörike offenbar wird; selbst von dem Lieblingsdichter seiner Jugend, Jean Paul, hat Stifter nur wenige Weisheitslehren aufgenommen. In seiner ganzen Haltung ist es am meisten Herderschem Geiste verwandt, der die Jugend zu vorbildhaften, wesentlichen Vertretern deutscher Humanität erziehen wollte. Daher ist Herder, wie Goethe, Schiller und Wilhelm von Humboldt in Dichtung und Prosa für dieses Lesebuch grundlegend; daneben sind mit sichtlicher Betonung allerlei volkstümliche Stücke gestellt, namentlich aus den Sagen der Brüder Grimm, aus den „Alemannischen Gedichten" Hebels und aus den Werken des Matthias Claudius, dessen herrlicher „Brief an meinen Sohn Johannes" mit Platons Bericht über den Tod des Sokrates den Schluß bildet. Die Antike ist ferner mit Übersetzungen aus dem Homer und Livius sichtbar gemacht, während das Christentum mehr zurücktritt; z. B. ist aus der Bibel nur das eine oder andere Kapitel dem Alten Testament (und nicht in Luthers Übersetzung!) entnommen, das Neue Testament fehlt ganz. Aus seinen eigenen Werken hat Stifter den Eingang zu seiner Erzählung „Das Haidedorf" gewählt; dies meisterliche Stück, das in unerreicht

* Schriften der Corona XVIII. Verlag Oldenbourg 1938.

beseelter Kunst das innige Verwobensein eines Kindes mit allen schöpferischen Heimlichkeiten der Natur schildert.

Das Schicksal dieses Lesebuches war mit der Höhe des gewählten Standpunktes besiegelt — es blieb ungekauft liegen und ward eingestampft. Vielen Lesern von heute wird es ein hoher geistiger Genuß sein, von einem Dichter wie Stifter zu den unerschöpft reichen Schätzen unserer Literatur geführt zu werden.

Literarische Rundschau

Deutschland im Kampf

In gemeinsamer Arbeit geben der Ministerialdirigent A. J. Berndt vom Reichspropagandaministerium und der Oberstleutnant von Wedel vom Oberkommando der Wehrmacht ein Lieferwerk unter diesem Titel heraus, von dem uns die beiden ersten Hefte vorliegen (Berlin, O. Stollberg). Hier wird ein ganz neuartiger, vorsorglicher Versuch gemacht, schon während des gewaltigen Geschehens die archivalischen und dokumentarischen Unterlagen für die künftige Geschichtsschreibung zu sammeln. Hier wird Weltgeschichte größten Ausmaßes sozusagen mitstenographiert. Die Lieferungen werden bis Kriegsende fortgesetzt. Die Einteilung jeder Einzellieferung, die bis zu 80 Seiten umfaßt, ist die folgende: 1. Dokumente, geordnet nach den Gruppen: politische und militärische Dokumente und Wehrmachtsberichte; 2. Der Kampf, hier werden die Kampfhandlungen mit reichlichen Kartenbeigaben erläutert; 3. Die Politik, umfassend die innerdeutschen Vorgänge, das außenpolitische Geschehen und die diplomatischen Aktionen; 4. Die Verwaltung, enthaltend Gesetze, Verordnungen, Erlasse und Verwaltungsmaßnahmen; 5. die Sozialpolitik mit einem Überblick über sozialpolitische Vorgänge in Deutschland und im Ausland; 6. Die Wirtschaft, die Vorgänge im In- und Ausland berücksichtigend, und endlich 7. eine Zeittafel.

Von früheren Kriegen

In den „Münchener historischen Abhandlungen" ist als 13. Heft der 1. Teil der gründlichen und guten Arbeit von Hans Karl von Zwehl erschienen „Der Kampf um Bayern 1805", behandelnd den Abschluß der bayerisch-französischen Allianz (München, C. H. Beck. 8 Abbg., 4 Karten. RM 9,80). Hier wird sehr viel neues Material aus den amtlichen Archiven und besonders aus dem Archiv der Familie von Gravenreuth erstmalig verwendet. Helles und sympathisches Licht fällt auf die Person des Freiherrn von Gravenreuth, der entgegen der schwächlichen und verderblichen Haltung des leitenden Ministers Freiherrn von Montgelas mit unbeirrbarer Energie und einem großen Weitblick den Kurfürsten beriet und es so verhinderte, daß das Haus Habsburg Bayern annektieren konnte. Freilich war der Entschluß, als Gegenmittel gegen die Einverleibung in Österreich das Bündnis mit Napoleon zu schließen, nationalpolitisch bedenklich und unerfreulich. Aber der Kurfürst handelte in diesem nun einmal gegebenen Dilemma so, wie er es seinem Volke und dem Hause Wittelsbach gegenüber als Pflicht empfand. Nach dieser Arbeit wird es nicht mehr möglich sein, wie so häufig früher, den Stab über die damalige bayerische Regierung zu brechen.

„Die deutsch-englischen Flottenbesprechungen im Sommer 1908" untersucht Heinrich Robertz (Bonn, F. Dümmler) in Band 4 der Reihe „Das Reich und Mitteleuropa". Die Arbeit fußt auf dem Buche von Uplegger „Die englische Flottenpolitik vor dem Weltkriege" und ergänzt und vervollständigt sie durch eine eingehende und beachtenswerte Untersuchung gerade der Verhandlungen im entscheidenden Jahre 1908. — Eine wesentliche Arbeit, die die tieferen Gründe des Weltkrieges bloßlegt,

ist das Buch von Ferdinand Friedensburg „Das Erdöl im Weltkrieg" (Stuttgart, F. Enke. 4 Karten. 34 Tabellen. RM 10,—). Neben dem vollkommen erfüllten Zweck, die Bedeutung des immer unentbehrlicher gewordenen Treibstoffes für den Verlauf und den Ausgang des Krieges bis in die letzten Zusammenhänge aufzuhellen, wird ein zweites Ziel erreicht: der Wehrwirtschaft von heute theoretische und praktische Schlüsse für die Behandlung des Erdöls zu vermitteln. Von besonderem Interesse sind gerade heute die Abschnitte über die Feldzüge in Galizien, Rumänien und Mesopotamien. Sehr lesenswert auch die über den Kampf an den Dardanellen, den U-Boot-Krieg, die englische Blockade und über die Haltung der Neutralen, die wesentlich mit durch die Erdölfrage bedingt war. Das Buch ist gerade heute von besonderer Aktualität. — Von den Fliegern des Weltkrieges künden zwei Bücher: Caspar Kulenkampff-Post „Reiter unterm Himmel" (Stuttgart, Rowohlt. RM 4,50), das die Kriegsbriefe dieses jungen Kavalleristen und Fliegers, der ein Bruder des großen Violinvirtuosen Kulenkampff war, an seine Eltern wiedergibt und in seiner ganz persönlichen Art einen tiefen Einblick in das Empfindungs- und Willensleben unserer Weltkriegsflieger gibt. Kulenkampff-Post stürzte am 20. Juni 1918 tödlich ab. Das andere Buch schrieb der Pour-le-mérite-Flieger Theo Osterkamp, der jetzt wieder in der Luftwaffe an hervorragendem Platze steht, unter dem Titel „Du oder Ich" (Berlin, A. Nauck. RM 4,50). Osterkamp war Seeflieger und gehörte dem Marinekorps in Flandern an. In forscher Fliegersprache berichtet er nicht nur von seinen Luftkämpfen im Kriege, sondern auch von den Flügen, die er als Zivilflieger über die ganze Welt ausführte, ehe er wieder in den militärischen Dienst zurückkehrte. — Von den Kriegsfahrten der deutschen Hilfskreuzer „Greif", „Möwe", „Wolf", „Leopard" berichtet der ehemalige Artillerieoffizier des vom Grafen Dohna geführten Hilfskreuzers „Möwe", Kapitänleutnant a.D. Hermann A. K. Jung: „Die letzten Korsaren" (Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung. 20 Bilder, 1 Karte. RM 4,80). Das Buch wendet sich besonders an die deutsche Jugend. — In neuer Fassung mit wesentlicher Erweiterung ist das Buch „Füsilier Wipf" von Robert Faesi, das erstmalig 1915 herauskam, erschienen. Die Anregung zu dieser Erweiterung bot die Verfilmung des Buches, aus der auch die beigegebenen Bilder genommen sind. Dieses Buch gibt eine anregende und wirklichkeitsgetreue Schilderung des Lebens der Schweizer Soldaten im Grenzdienst während des Weltkrieges. — Die hervorragende Arbeit Gustav Amanns „Geschichte Chinas in neuester Zeit" findet mit dem 3. Bande „Bauernkrieg in China" ihre willkommene Fortsetzung (Heidelberg, K. Vowinckel. 19 Abbg., 5 Karten). Dieser Band behandelt des Marschall Chiang Kaisheks Kampf gegen die Aufständischen in den Jahren 1932—1935. Auch hier stößt Amann bis zum letzten Kern vor, denn die Bauernfrage bleibt das Kardinalproblem Chinas. Die tiefe Weisheit und staatsmännische Klugheit des großen chinesischen Marschalls kommen auch in diesem Buche überzeugend zur Darstellung. — Ein in seiner ganzen Haltung höchst sympathisches Buch sind die Berichte von Fregattenkapitän Hans Rose über die Kriegsfahrten von „U 53", die er unter dem Titel „Auftauchen!" erscheinen ließ (Essen, Essener Verlagsanstalt. 20 Bilder von Marinemaler Claus Bergen, 2 Faksimiles, 10 Skizzen und 1 Wegekarte). Rose war einer der U-Boots-Kommandanten, der im Weltkriege 1914—18 besonders erfolgreich den Handelskrieg bis an die amerikanische Küste geführt hat. Er hat nahezu 300 000 Brutto-Register-Tonnen versenkt, unter ihnen 2 Zerstörer, sonst alles Handelsschiffe. „U 53" hat im Kriege seit 1916 nicht weniger als 70 000 Seemeilen auf Feindfahrten zurückgelegt. Von dieser Arbeit am Feinde berichtet Rose in einer — man möchte fast sagen — unpersönlichen Art und vermeidet es in echt soldatisch-seemännischer Haltung, von der eigenen ungeheuren Leistung viel Wesens zu machen. Diese Leistung will er nicht als seine eigene gebucht haben, sondern als Folge der prachtvollen Zusammenarbeit des Kommandanten mit der gesamten Besatzung. Alle Berichte tragen den Stempel der Unmittelbarkeit, sie sind während oder kurz nach dem Kriege verfaßt worden. Seine vornehme Zurückhaltung ziert ihn ebenso wie der so wohlverdiente Pour le

mérite. Ausgezeichnet sind die Bilder von Claus Bergen, der wirklich das Wesen unserer U-Boots-Leute im tiefsten begriffen hat und festzuhalten wußte.

Rudolf Pechel.

Studien und Lebenswerke

Es wird bisweilen geklagt, daß unserer Epoche die großen Einzelnen, welche ihr die geschichtliche Signatur geben könnten, fehlen, auf dem Gebiete der Philosophie wie der Dichtung, Malerei, Musik, Architektur usw. Es ist aber doch besser, wenn sich auch die populäre Vorstellung allmählich etwas von diesem Mythos des „Großen Einzelnen", der eine „Epoche trage", der „Riesen, die sich über die Jahrhunderte hinweg zuwinken", um ein pathetisches Schopenhauerisches (und später von Nietzsche übernommenes) Bild zu zitieren, frei macht. Das Wesentliche der Kultur — und alle großen Namen in Ehren und hohen Ehren — ist zu allen Zeiten doch immer nur von der kollektiven Arbeit vieler solcher Köpfe und Hände geleistet worden, die nicht wußten, ob sie groß oder klein wären, die vielmehr einer Sache und ihrer Durchhellung oder einer Kunst und ihrer Verfeinerung dienten mit allen ihren Kräften, bis sie abtretend die jeweiligen Werkstätten und Einsichtenkomplexe nächsten Generationen überantworten konnten. Hat man aber in sich einen so ausgerichteten konkreteren Begriff der Kultur und des Geistes entwickelt, dann zeigt sich, daß unsere Epoche nicht ärmer als irgendeine voraufgegangene ist, daß sie vielmehr weit reicher als das gleichzeitige Fassungsvermögen ihrer nun allerdings in bedenklichem Maße geschrumpften „Verbraucherschaft" und Nutznießerschaft zu sein scheint. Wir haben im folgenden eine, wie es im Rahmen einer allgemeinen Kulturzeitschrift leider nicht anders sein kann, eilige und kurze Übersicht über neuere Literaturerscheinungen auf dem weiten Felde der wissenschaftlichen und populären Philosophie und ihrer Randgebiete anzuzeigen. Diese Aufgabe kommentiert die obigen Ausführungen auf das wünschenswerteste, indem es bereits dem Besprecher gar nicht möglich wäre, sich der Fülle eben jener laufenden Neuerscheinungen anders als dilatorisch zu erwehren. Er könnte es sich leicht machen und einfach souverän dekretierend eine „Bedeutungsauslese" treffen dergestalt, daß eben siebzig, achtzig Prozent der zu besprechenden Arbeiten als „spezialistisch" unwesentlich, als „nur wissenschaftlich" oder auch schlechthin als „unbedeutend", „unlebendig", „papieren" und wie die perfiden Vokabeln der Faulen und Arroganten sonst heißen, über Bord geworfen werden. Uns liegt der andere Weg und Ausweg näher, schlicht zuzugeben, daß man der Masse des lebendigen in Werken niedergeschlagenen Geistes als Einzelner nicht synchron mit dem Tempo des allgemeinen Schaffens Herr zu werden vermöchte und daß deswegen eine Durchdringung dessen, was man selber zunächst nur kenntnisnehmend und zur anderweitigen Kenntnisnahme weitergibt, nicht immer möglich gewesen ist.

Da sind, um mit Beispielen zu beginnen und damit zur Sache zu kommen, solche umfangreichen Lebensarbeiten wie des Rigaer Ästhetikers Max Nußberger „Die künstlerische Phantasie" (München, F. Bruckmann), eine umfassende Untersuchung über die Formgebung in der Dichtkunst, Malerei und Musik. Das Werk verfolgt die Absicht, stichhaltige ästhetische Kategorien für den künstlerischen Gestaltungsvorgang in der abendländischen Kunstüberlieferung von Homer bis zur Gegenwart, von der kretisch-minoischen Kunst bis zu Hodler und Cézanne herauszupräparieren. Gewiß keine neue, aber ebensowenig eine abgetane oder gar gelöste Aufgabe, die hier, insbesondere auf den Untersuchungen Diltheys und Wölfflins fußend, man möchte sagen „betreut", d. h. zugleich in der Komplexheit ihrer Problematik aufbewahrt wie gefördert wird. Nußberger kommt unter Verarbeitung eines weit größeren empirischen Kunstmaterials, als es in der älteren abstrakten Ästhetik jemals zusammengetragen wurde, zu einigen großen leitmotivischen Begriffen, mit denen sich, mag ihre letzte Gültigkeit bzw. der Umfang ihrer Geltung auch problematisch bleiben, zum mindesten sehr fruchtbar auf allen drei behandelten Kunstgebieten wissenschaftlich weiterarbeiten läßt: das Prinzip der Steigerung, das der Häufung, das der Schlichtung und das der Ordnung. Da wir hier nicht referieren können, mag dies für die Anzeige des übrigens monumental ausgestatteten und vorzüglich mit Bildern versehenen Werkes genügen.

Ebenfalls im Umkreise von Ästhetik und allgemeiner Kunstwissenschaft bewegt sich Hans Roses Studie „Klassik als künstlerische Denkform" (München, C. H. Beck), in der von einem jüngeren Gelehrten das offene Problem der Begrenzung, Definition und Substantiierung des Begriffes der Klassik auf den verschiedenen Lebens- und Kunstgebieten angegriffen wird. Verfasser geht in seinen Fragestellungen vielfach auf die Ergebnisse der Fachtagung der klassischen Altertumswissenschaft in Naumburg vom Jahre 1930 zurück, um von dort aus nicht nur zu begriffs- und gehaltreichen Sonderstudien über die Plastik, Architektur, Dichtung, Musik, Philosophie und auch Medizin des Altertums zu gelangen, sondern darüber hinaus das Ideal der Klassik auch wieder zu einem Richtzeichen für Gegenwart und Zukunft des Abendlandes zu machen. Noch weiter zurückgehend in die Geschichte unserer Kultur und dadurch auch noch umfassender in seinem räumlichen Zirkel ist Frederik Adama von Scheltemas, des bedeutenden holländischen Prähistorikers und Archäologen Werk „Die geistige Wiederholung" (Leipzig, Bibliographisches Institut), in welchem gleichsam als ein psychogenetisches Grundgesetz die abkürzend wiederholende Entwicklung der nordischen Kulturgeschichte durch jedes heute neu in sie hineingeborene Individuum an umfassenden Studien zur frühen und späteren Kunstgeschichte einerseits, zur Kinderkunst andererseits nachgewiesen wird. Auch dies ein Buch, das trotz seiner brennenden Aktualität eine weit über den Augenblick hinausgehende Quellenbedeutung für die Vorgeschichtsforschung behalten wird. Letzteres hat sich heute bereits erwiesen für das zuerst im Jahre 1908 in seiner dänischen Heimat erschienene Werk Wilhelm Grönbechs „Kultur und Religion der Germanen", dem nun heute nach dreißig Jahren und nachdem eine englische Übertragung uns bereits zehn Jahre vorausgegangen war, endlich auch die lange verdiente und längst aktuell gewesene Verdeutschung (herausgegeben von Otto Höfler, übertragen von Ellen Hoffmeyer, 2 Bde., Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt) zuteil wurde. Das Werk des Dänen entwickelt ein geschlossenes Kulturgemälde der germanischen Welt, soweit und solange sie nicht in den christlichen Kulturkreis einbezogen war, und stellt sich in seiner wissenschaftlichen Bedeutung sowohl wie seinem darstellerischen Glanz in den Umkreis der klassischen Arbeiten Grimms und Weinholds.

Nicht lange nach seinem Tode hat in den „Schriften zur Kulturkunde" die Sammlung und Herausgabe der Arbeiten von Leo Frobenius begonnen. Die Reihe eröffnen die als Band 5 auftretenden Studien „Schicksalskunde" (Weimar, Hermann Böhlaus Nachf.), die hiermit in neuen Verlag übergegangen und in einer 2. Auflage, nachdem die Erstausgabe vergriffen war, erschienen sind. Sieht man, wie bei allen Arbeiten Frobenius', von allen theoretisch-historischen Prognosen und Diagnosen ab, in denen der Denker Frobenius meistens fehlgreift und durch Tatsachen inzwischen schon vielfach widerlegt ist, so behält das gehäufte Material an ethnologischer und prähistorischer Forschung, wie es auch in diese kleine Schrift eingegangen ist und einem reicheren, geographisch aufgefüllten Schicksalsbegriff das Wort spricht, seine Bedeutung. Es hat die frühen Kulturen wie wenige andere durchlichtet und damit die Bruchstelle zwischen Weltgeschichte und Naturgeschichte vernieten helfen. Ausdrücklich mit dieser Aufgabe beschäftigt sich eine kleine, feine und (wir scheuen uns nicht, das Wort anzuwenden) fromme Arbeit des Tübinger Paläontologen Friedrich Frhr. von Huene „Ist der Werdegang der Menschheit eine Entwicklung?" (Stuttgart, Ferdinand Enke). In diesem Buche werden die sicheren Ergebnisse der anthropologischen Menschwerdung in ansprechender, teilweise erzählerischer, immer aber wissenschaftlich strenger Form (unter Benutzung des englischen Buches „Man makes himself" von Gordon Childe) zum Referat gebracht, um aus der so verlaufenen Entwicklung des Menschen die Schlußfolgerung seiner höheren, überirdischen Bestimmung zu ziehen (man muß wohl baltischer Baron sein, um Religiosität und Naturwissenschaft in so feiner selbstverständlicher Weise miteinander zu vereinen, wie es weiterhin ja auch im größten zeitgenössischen Beispiel bei Uexküll geschehen ist, u. a. in dessen letzterschienenem Werkchen „Der unsterbliche Geist in der Natur" (Hamburg, Christian Wegner).

Für eben jenen Verlauf der Menschheitsgeschichte selber von der Altsteinzeit bis zur Gegenwart unternimmt den Versuch einer geschichtsphilosophischen Deutung eine Untersuchung „Form und Wirklichkeit im Geschichtsablauf" von Hermann Lüer (Kampen/Sylt, Niels Kampmann). Der Verfasser, ein vorzüglicher Kenner und Auswerter der reichen philosophischen und ästhetisch-kunstgeschichtlichen Literatur, besonders der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, glaubt im Wandel des Substanzbegriffes den Schlüssel für die Menschheitsgeschichte und ihren Sinn gefunden zu haben. Dieser Begriff existiert im lebendigen Denken der Menschheit, wie er u. a. an dem Bruch zwischen altsteinzeitlicher und neusteinzeitlicher Kunst nachzuweisen glaubt, erst seit eben der neuen Steinzeit, um von hier aus über die ägyptische, griechische, hellenistische und christliche Kultur eine Wandlung ins immer mehr Individualistische und Liberalistische durchzumachen, die ihrerseits nun wiederum in der neuesten Zeit in Krise gekommen ist. Die Untersuchung, deren Richtiges und Problematisches wir uns nicht voneinander zu scheiden getrauen, darf jedenfalls als sehr ernsthaft und beachtenswert für Philosophen wie für Historiker angesehen werden.

Endlich noch ein paar ganz kurze Hinweise: „Versuch über die Bemerkungen Lichtenbergs" nennt sich eine dissertationsartige Studie Georg Seidlers (Stuttgart, W. Kohlhammer), die dem großen Göttinger die wohl bislang gründlichste und kundigste Darstellung gewidmet hat. — Max Wundt, der tüchtige Sohn des großen Wilhelm Wundt und Professor der Philosophie in Tübingen, hat die während eines Vierteljahrhunderts in seinen Vorlesungen herangereifte eigene Philosophie (welche sich freilich aus dem Umkreise des großen und gültigen Denkens der alten und neuen Philosophen keineswegs kapriziös zu entfernen sucht) in einem Buche „Ewigkeit und Endlichkeit" (ebenda) zusammengefaßt, das, wie es sich unterbetitelt, als „Grundzüge der Wesenslehre", aber auch schlichter und volkstümlicher als eine ausgezeichnete Einleitung in die Philosophie überhaupt aufgefaßt und genutzt werden kann.

Joachim Günther.

Wilhelm Busch

Eine immer willkommene Gabe zu allen festlichen Gelegenheiten bleibt das „Wilhelm Busch-Album, Humoristischer Hausschatz" (München, Fr. Bassermann. RM 12,50). Diese wahrhaft billige Jubiläumsausgabe des Werkes, das früher RM 28,— kostete, ist nun wirklich weitesten Kreisen zugänglich, die alle, alt wie jung, nach diesem unvergänglichen Quell wahren Humors und befreienden Lachens greifen werden. Außer den größeren Stücken: Die fromme Helene, Abenteuer eines Junggesellen, Herr und Frau Knopp, Julchen, Plisch und Plum, Maler Kleckfel, Fipps der Affe, Balduin Bählamm, den Bildern zur Jobsiade sind auch alle die lustigen und satirischen kleineren Stücke hier enthalten, die in der großen früheren Ausgabe geboten wurden. Das Album enthält in dem schönen großen Format und auf gutem Papier 6500 Verse mit 1500 Bildern.

Jugendschriften

Die Jugendbücher des Verlages Enßlin & Laiblin, Reutlingen, machen einen ausgezeichneten Eindruck sowohl inhaltlich wie in ihrer geschmackvollen, mit vielen Textzeichnungen, meist von Richard Sapper, geschmückten Ausstattung. Die reiche Auswahl bietet für die männliche und weibliche Jugend gute und gesunde Kost, von der man sicher sein kann, daß sie von der Jugend gerne aufgenommen wird. Erich Wustmann schildert in seiner Erzählung „Gunhild, die Reiterin" (RM 2,50) das Leben und Hereinwachsen in Aufgaben eines prächtigen norwegischen Mädchens, das seine Kraft stählt in der herben Luft ihrer Heimat und im Ringen mit der Natur. — In den 30jährigen Krieg führt die Erzählung von Ida Froschauer-Rathmayer „Gotelind Torstenson" (RM 2,50), in der ein in die deutsche Pfalz verschlagenes Schwedenkind beim Einbruch seiner Landsleute in die friedliche Pfalz in schweren Gewissenskonflikt gerät, in dem es sich dank der Geradheit seiner Art bewährt und die schwerste Entscheidung auf sich nimmt. — Die beiden Bücher von Kurt Arnold Findeisen „Innsbruck, ich muß Dich lassen" und „Wir zogen in das Feld" (je RM 2,80) sind anziehende Geschichten um das deutsche Volkslied und das deutsche Soldatenlied wie die Marschmusik.

Findeisen hat einen ganz eigenen Stil gefunden, durch seine Erzählungen das Verständnis für diese Schätze unseres Volkes zu wecken. Die Notenbeispiele unterstützen dieses löbliche Beginnen sehr wirksam. — Eine ganze Reihe von Büchern sind dem volksdeutschen Gedanken gewidmet, so Ingeborgs von Hubatius-Himmelstjerna „Die baltischen Brüder", Karl von Möllers Erzählung „Reiter im Grenzland", die einen Abschnitt aus der Geschichte der Banater Schwaben wirksam und lebendig anpackt, Maria Kahles Geschichte „Siedler am Itajahy", die deutsches Auswandererschicksal in Brasilien behandelt, Walther Wülfings „Die deutschen Südwester" (je RM 2,40), das Schicksal eines Reiters der Schutztruppe, der später Farmer wurde, packend schildernd. Alle diese Schriften gehören zu der Buchreihe „Ringendes Deutschtum". — Geschichtliche Themen behandeln die Bücher von Hans Lehr „Der Page des Großen Königs" (RM 1,—), Kurt Kühns „Der Ritt nach Fehrbellin" (RM 1,20). Besonders wertvoll ist die Erzählung von Georg A. Oedemann „Wir schmelzen das Eisen" (RM 2,80), ein hohes Lied auf die Arbeitskameradschaft der alten und jungen Männer aus einer Eisengießerei. — Erik Sörensen „Der Marsch nach Angerita" (RM 1,50) schildert die Expedition des Colonel G. F. Bundie ins Innere von Neuguinea, Erich Kernmayrs „Die steinerne Leiten" den ewigen Bauernkampf um die Scholle (RM 1,—). — In der Sammlung „Deutsche Volks- und Kunstmärchen", die mit viel Liebe der Verlag Rütten & Loening, Potsdam, herausgibt und deren erste Bändchen hier gewürdigt wurden, ist ein neuer Band von ganz besonderem Reiz erschienen: „Der Wolf und die sieben jungen Geißlein" mit dem Text der Gebrüder Grimm und entzückenden farbigen Bildern von Eugen Rümmelein (RM 1,50). — Der gleiche Verlag gibt „Jugendklassiker" heraus und hat dankenswerterweise hier Hendrik Conscience „Der Löwe von Flandern" aufgenommen in einer vollständigen guten Übertragung aus dem Flämischen von Erich Stück mit Zeichnungen v. K. J. Blisch. Dieses wuchtige Werk der flämischen Wiedergeburt, in dem Conscience bekanntlich den Freiheitskampf der Flamen gegen die französische Gewaltherrschaft im 13. und 14. Jahrhundert darstellt und bis zur berühmten „Güldensporenschlacht" führt, ist in jeder Weise geeignet und berufen, zum unverlierbaren Besitz unserer Jugend zu werden. — Auch für die heranwachsende Jugend besonders geeignet ist der Roman von Franz Bauer „Der Rebell von Nürnberg" (Stuttgart, D. Gundert. 48 farbige Bilder. RM 4,20). Hier wird in männlicher Haltung das Leben von Johann Philipp Palm dargestellt, der es durch die Herausgabe der Schrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" unternahm, das deutsche Volk gegen die Gewaltherrschaft Napoleons aufzurufen, und bereit war, würdig das Schicksal vor den französischen Gewehren zu bestehen. — Für die Jugend, aber auch für Erwachsene fesselnd sind die ebenso naturwahren wie poetisch erfaßten und erzählten Tiergeschichten eines Försters, dem das Herz — nicht nur für die Tiere des Waldes — am rechten Fleck sitzt: „Herzchen Furchtsam, der Heidhase" von Otto Koke (Mainz, Matthias-Grünwald-Verlag. 19 Lichtbilder. RM 5.20).

Kalender

Von den beliebten Begleitern durch das Jahr liegen im 43. Jahrgang „Meyers Historisch-Geographischer Kalender" (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 4,80) in der gewohnten Form vor, die bekanntlich für jeden Tag ein besonderes Blatt, sonntags mehrfarbige Bilder und eine monatliche Sternenkarte bringt mit der üblichen Fülle von interessanten Hinweisen, und der immer wieder erfreuliche Athenaion-Kalender „Kultur und Natur" (Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion), der je zwei Tage auf einem Blatt vereinigt und in seinem neuen Jahrgang wieder so reichhaltig, vielseitig und gediegen ist, wie wir es von ihm nun durch sieben Jahre gewohnt sind.

Von Pflanzen und Blumen

Die ausgezeichnete Arbeit von Walter Rammner „Die Pflanzenwelt der deutschen Landschaft" (Leipzig, Bibliographisches Institut. 397 einfarbige und 72 mehrfarbige Abbildungen RM 9,80) liegt jetzt in 2., vermehrter und verbesserter Auflage vor. Rammner hat in den Kreis

Zum Weihnachtsfest ein gutes Buch!

INGE STRAMM:

Johannisminne

Roman, Leinen RM. 4.80

Im Herzen eines älteren Mannes steht noch einmal die Liebe zu einem jungen Weibe auf, jene Johannisminne, die im Gedenken und im Abschied von der Fülle des Daseins ihre höchste Reife und Ehrfurcht empfängt.

HEINZ GERHARD:

Der Seehof

Roman, Leinen RM. 4.80

Der Verfasser führt uns zu den Menschen unserer samländischen Bernsteinküste auf einen Bauernhof. Er zeigt uns, wie der Bauer nur in der Gebundenheit an die Natur und die Scholle und durch seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten, fest umrissenen Heimat seine Kraft voll entfalten kann.

F. C. HOLTZ:

Nacht der Nation

Aus dem Nachlaß eines Kämpfers
Leinen RM. 5.60

Der Name Friedrich Carl Holtz als Herausgeber des „Fridericus" ist jedem Deutschen bekannt. Er schildert in seinem Nachlaßwerk packend, drastisch und mit beißender Ironie die Zeit des Kampfes um die Erneuerung Deutschlands.

F. O. BUSCH:

Die Kriegsmarine 1919–1939

Reich illustriert, mit vielen Bildern und Schiffstypentafeln
Leinen RM. 6.75

Unsere U-Boote und Kriegsschiffe müssen die Entscheidung in diesem Kriege herbeiführen. Neben den fachlich interessanten, aufschlußreichen und packenden Erläuterungen des Verfassers, die das Wesen, die Aufgaben und Möglichkeiten der Kriegsmarine schildern, wird der Leser durch eine Reihe von Einzelschilderungen aus der Ausbildungszeit und aus Manövertagen gefesselt, in denen Maate und Männer unserer Flotte von ihren Erlebnissen plaudern.

Brunnen-Verlag / Willi Bischoff
Berlin SW 68

CALLWEY CALLWEY CALLWEY

Gestalten und Probleme der Europäischen Geschichte

OSKAR SCHÜRER

Prag

Kultur / Kunst / Geschichte

464 Seiten Text, 8 Lichtdruck- und 160 Kupfertiefdrucktafeln. Wohlfeile Neuausgabe. Leinen RM 9.50

Ein großartiges Gemälde des zauberhaften Prag und zugleich eine Geschichte des ganzen Landes gibt uns Schürer mit Objektivität und einzigartiger Sachkenntnis. Sorgfältig ausgewählte und meisterhaft gedruckte Bilder vermitteln einen überwältigenden Eindruck der alten deutschen Kaiserstadt und Kunstkammer Europas. — Ausstattung und Preis machen das Buch zu einem Geschenkwerk ersten Ranges.

GREGORIO MARAÑÓN

Olivares

Der Niedergang Spaniens als Weltmacht

Aus dem Spanischen übersetzt und eingeleitet von Ludwig Pfandl. 456 Seiten, mit Faksimiles und 15 Bildern. Leinen RM 9.50

„Das Werk Marañóns ist als Forschung und Darstellung eine außergewöhnliche Leistung... Die Vereinigung von ärztlicher Erfahrung, Menschenkenntnis u. ethischem Urteil mit staatsmännischem Blick, geschichtlicher Forschung und peinlicher Quellenkritik gelingt auf eine scheinbar so leichte, anmutige Art, daß man mit Freuden und stetig wachsendem Vertrauen sich von Kapitel zu Kapitel führen läßt und sich im Verständnis kleiner Einzelheiten und großer Zusammenhänge gleichmäßig bereichert fühlt." *Karl Voßler in der Frankfurter Ztg.*

NIKOLAS JAPIKSE

Die Oranier

Statthalter und Könige in den Niederlanden

484 Seiten, mit Faksimiles, Stammtafeln, Karten und 43 Bildern
Leinen RM 12.50

Wie die deutschen Grafen aus dem Westerwald zu Heerführern, Statthaltern und Königen aufstiegen, erzählt dieses kluge und lebhafte Buch, das eine Schau über die niederländische Geschichte enthält und ein gut Teil deutschen Schicksals. — Niemand verfügt über ein tieferes und intimeres Verständnis dieses staatsmännisch und militärisch hochbegabten Geschlechtes, als der Direktor des königl. holländischen Staatsarchivs, der hier aus ungeheurem Material schöpfend zum erstenmal die Geschichte des Hauses Nassau-Oranien darstellt.

Verlag Georg D. W. Callwey
München

CALLWEY CALLWEY CALLWEY

seiner Untersuchung noch mehr Pflanzen als in der 1. Auflage hineingezogen und behandelt besonders liebevoll die Nutz- und Zierpflanzen und die Verwendung der deutschen Pflanzen in der Heilkunde. Auch die Flora Österreichs ist mit berücksichtigt. — Ein wahrhaft entzückendes Büchlein schuf Ferdinand Götting „Pflanzenbilder aus den Alpen" (Wien, Ostmarken-Verlag). Der höchst begabte Zeichner hat mit einer tiefen und innigen Liebe 193 farbige Abbildungen der Alpenpflanzen gezeichnet, die ebenso wie die Menschen der Berge durchweg mehr Charakter haben als die Gewächse der Ebene. Das Buch kann jeder im Rucksack oder in der Tasche bei Hochgebirgswanderungen mit sich führen und so seine Freude durch wirkliche Kenntnis der einzelnen Pflanzen und Blumen vertiefen. Eine sachliche „Charakteristik der Familien" fügte als willkommene Gabe der Botaniker Dr. Karl Rechinger hinzu.

Schiff in Not!

Unter dem Titel „Schicksal der Schiffe" erzählt Hermann Buddenhagen ein Kapitel bester und aufopferungsvollster Seemannsarbeit, von der der Binnenländer meist nur wenig weiß (Berlin, Safari-Verlag. 21 Bilder. RM 4,80). Er gibt die Berichte des Kapitäns Anischewsky wieder, der ein vorbildliches Leben als Führer von Bergungsdampfern und als Bergungsinspektor für Kameraden in Seenot geführt hat. Immer auf Abruf, immer nur dann geholt, wenn die große Not schon da ist, immer verpflichtet und bereit, ohne Rücksicht auf eigene Sicherheit zu helfen: das ist die Arbeit dieses Mannes gewesen durch dreißig Jahre. Ohne von ihr etwas daher zu machen, berichtet er in gut seemännischer Art von der Bergungsarbeit an den verschiedenen auf Strand geratenen oder gesunkenen Schiffen in der Ostsee, in der Nordsee und im Atlantik. Er war dabei, als die ungewöhnlich schwierige Bergung der schwerkrank geschossenen S. M. S. „Seydlitz" durchgeführt werden mußte, und er leitete die Hebung von U 30 und UC 45, die bei Helgoland gesunken waren. Seine Seemannsarbeit galt nach gutem Seemannsbrauch Schiffen jeder Flagge, und bei allen hat er sein Bestes getan. Dieser einfache Bericht ist ein schönes Zeugnis für seemännischen Mut und seemännisches Können.

Bildbücher

In einem der schönen „Blauen Bücher" hat in wirklicher Berufung August Winnig für das gesamte deutsche Volk die Geschichte des deutschen Ritterordens erzählt. 105 ausgezeichnete Bilder halten die Ordensburgen und ihre Reste in Meisteraufnahmen fest (Königstein, K. R. Langewiesche. RM 2,40). Für die jetzige und die kommende Generation kann dieses Buch die Aufgabe erfüllen, die für die ältere Ernst Wicherts „Heinrich von Plauen" so wundervoll gelöst hat. — Eine hervorragende Arbeit ist die Monographie „Donatello" von Leo Planiscig (Wien, A. Schroll & Co. RM 7,20). Auf 129 prachtvoll wiedergegebenen Bildtafeln ersteht in überwältigender Fülle das Lebenswerk des großen italienischen Bildhauers, das der Verfasser mit innerer Beteiligung und wissenschaftlicher Zuverlässigkeit erläutert. — Dem Schaffen Hans Memlings gilt das Buch von Paul Lambotte (ebenda. RM 7,20), in dem mit den gleichen Vorzügen des vorgenannten Buches Paul Lambotte den niederländischen Meister würdigt und 22 Farben- und 2 Schwarztafeln das Werk des Meisters vom Schrein der heiligen Ursula zur Darstellung bringen. — Auf 104 Bildtafeln stellt Karl Oettinger „Altdeutsche Bildschnitzer der Ostmark" dar (Wien, A. Schroll & Co. RM 5,50), erschienen in der Reihe „Die Ostmark", die Karl Heinrich Waggerl herausgibt. Die grundlegende Untersuchung über das Wesen der Holzschnitzerkunst und über die Tatsache, daß sie eine speziell deutsche Kunst ist, ist von hohem Werte. Die überwältigende Kraft und Innerlichkeit dieser deutschen Meister ist ein schönes Zeichen von dem ehrlichen künstlerischen Ringen der Holzschnitzer um letzte Erfüllung. Neben vielen ungenannten Meistern ist das Werk von Jakob Kaschauer, Michael Pacher, Lorenz Luchsperger, Gregor Erhart, Lienhard Astl, Andreas Lackner, Anton Pilgram und Andreas Morgenstern mit den nötigen biographischen Daten dargestellt. — Wertvoll ist auch das Buch von Albert Schröder „Bemalter Hausrat in Nieder- und Ostdeutschland" (Leipzig, Schwarzhäupter-Verlag. 103 Bilder, 8 farbige Tafeln,

Neue Goverts-Bücher

JOACHIM MAASS

Ein Teſtament

Roman. Leinen RM 8.50

Auf den erſten Blick die Geſchichte eines Mordfalls und ſeiner kriminaliſtiſchen Entwirrung iſt dieſes in einem einzigen mitreißenden Zuge geſchriebene Buch ein großangelegter Entwicklungs- und Familienroman, der die tiefſten Abgründe des Daſeins aufreißt und ſie am Ende verſöhnend wieder ſchließt.

OLAV DUUN

Gott lächelt

Roman. Leinen RM 6.80

Nach fünf Jahren wieder ein neuer Duun! Aus denſelben Quellen nordiſcher Menſchen- und Lebenserfahrung geſpeiſt wie die früheren Werke des Dichters, im Stoff und der erregenden Durchführung aber neu und eine Überraſchung. Zwei Lebensläufe von elementarer Wahrheit!

ERNST SCHNABEL

Die Reiſe nach Savannah

Roman. Leinen RM 4.80

Auf einem romantiſchen alten Segler ſuchen ſeltſame Geſtalten ein neues Glück jenſeits des Ozeans. Eine anziehende und reizvolle Geſchichte, die den Zauber des Abenteuers mit einem zarten Gefühl für menſchliche Schickſale vereint.

ERNST SAMHABER

Südamerika

Geſicht, Geiſt, Geſchichte

Mit 32 Karten. 704 Seiten. Leinen RM 12.50

„Das Buch ſtrotzt von Wiſſen, und dennoch iſt alles in raſchem Fluß gehalten und gebändigt. Eine Leiſtung, in der eine Lebensarbeit beſchloſſen liegen muß und die ſchon durch die Form, in der ſie geboten iſt, beſticht." *Kölniſche Volkszeitung*

EMIL BARTH

Der Wandelſtern

Roman. Leinen RM 6.80

„Um es vorweg zu ſagen, an Bildmächtigkeit und Lauterkeit der Sprache überragt das Buch das meiſte, was in letzter Zeit an Romanen erſchienen iſt. Die poetiſche Reinheit und Wahrheit gibt dieſem Buch einen nicht alltäglichen Gültigkeitsanſpruch von wohl langer Dauer."

Der Bücherwurm

KONRAD WILDHAGEN

Der Freier mit dem Degen

Roman. Leinen RM 5.80

„Es iſt ein Widerſpiel von eigentümlichem, faſt dämoniſchem Reiz, wie Wildhagen die tragenden Geſtalten ſeines Romans zu deuten verſucht und wie er zugleich den Schauer des Unbegreifbaren, des Abgründigen erweckt. Ungemeine Spannung hält den Leſer in Atem." *Frankfurter Zeitg.*

GEORG VON DER VRING

Dumpfe Trommel, ſchlag an!

Soldatenlieder. Leinen RM 3.–

Dieſe Sammlung letzter Hand, von der viele Lieder ſchon ein Begriff geworden ſind, iſt ein ſchöner, reiner Klang aus einer ſchickſalhaften Stunde, die gerade heute in uns allen nachhallt, und die darum wie jedes echte Lied leicht verſtanden werden wird.

Soeben erſchien in zweiter Auflage:

LOUIS DE BROGLIE

Licht und Materie

Ergebniſſe der neuen Phyſik

Leinen RM 9.60

„Immer führt Broglie auf geiſtreiche, durchſichtige und unmittelbar zupackende Weiſe bis in die letzten Tiefen der Probleme, zu den noch ungelöſten Rätſeln dieſer für den Laien ſo geheimnisvollen Wiſſenſchaft." *Die Koralle*

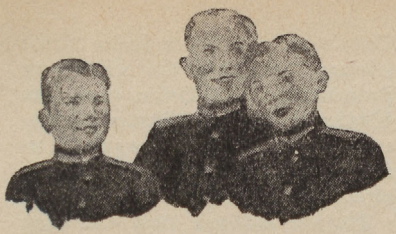
Verlangen Sie bitte unſere Verlagsproſpekte

H. Goverts Verlag / Hamburg

1 Karte). Hier wird in gewissem Sinne ein Unrecht gutgemacht, weil bei Betrachtungen solch bemalten Hausrates bisher fast immer die süddeutsche Möbelmalerei ganz im Vordergrunde stand. Nach erfreulichen Ansätzen, an denen Edwin Redslob und Walther Borchers beteiligt waren, gibt Schröder nun hier eine zusammenfassende Übersicht und zeigt, welche Schätze auch Nieder- und Ostdeutschland zu diesem Zweige der Volkskunst beigesteuert haben. — „Die Kunstbücher des Volkes", diese ausgezeichnete Reihe, die Konrad Lemmer im Rembrandt-Verlag, Berlin, herausgibt, erweitert sich jetzt um die sogenannte „Kleine Reihe", in der schaffende Künstler der Gegenwart in ihrem Werk gewürdigt werden sollen. Band 2 und 3 — auf den 1. Band „Richard Scheibe" wiesen wir schon hin — eröffnen beste Aussicht auf produktive Entwicklung. Während im Band 2 Ernst Kammerer das Werk des Bildhauers Fritz Koelle (64 Abbg.) würdigt und es charakterisiert als ein Zeugnis vom Ernst und der Größe der Arbeit in all ihrer Zähigkeit und Unbeugsamkeit, spricht im 3. Bande Fritz Nemitz von dem Nachwuchs „Junge Bildhauer" (75 Abbg., RM 3,50). Grade dieser Band wird denen willkommen sein, die nicht ständig das Kunstschaffen unserer Zeit begleiten können. Man erhält das vollgültige und beglückende Zeugnis, daß ein Nachwuchs da ist, der sich den neuen Aufgaben seiner Zeit gewachsen zeigt. Namen wie R. A. Agricola, E. Balz, H. Breker, J. Karsch, A. Tölken, K. Zimmermann, W. Rietschel und viele andere mehr wird man sich merken müssen. Die Ausstattung beider Bände und die Reproduktion der Kunstwerke halten sich auf der Höhe, an die uns der Verlag gewöhnt hat.

Verschiedenes

In der „Sammlung Dieterich" ist ein Bismarck-Band erschienen: „Bismarck. Größe und Grenze seines Reiches", in dem Fritz Linde Selbstzeugnisse und Berichte von Zeitgenossen mit großer Sachkenntnis zusammenstellte, wodurch ein neues, sehr nützliches Bismarck-Brevier entstand (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 4 Bilder. RM 4,50). — In „Meyers Kleinen Handbüchern" erschien eine Darstellung der Grundzüge des Weltbildes von Herder, die mit intimer Sachkenntnis Benno von Wiese schrieb (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 2,60). — Aus dem literarischen Werke des unvergessenen Carl Ludwig Schleich ist unter dem Titel „Die Weisheit der Freude" eine Auswahl erschienen, die als wahrhaft Berufener Wolfgang Goetz traf, der aus bewegtem Herzen als einer der dem Verstorbenen besonders nahen Freunde ein feines Nachwort schrieb (Stuttgart, Rowohlt. RM 4,80). — Die Biographie des großen deutschen Mathematikers „Carl Friedrich Gauß" schrieb Ludwig Bieberbach (Berlin, Keil Verlag. RM 4,—). Hier ersteht ein ganz einheitliches Bild eines Lebens, wie es nur die Hingabe und der strenge Dienst an der reinen Wissenschaft formen konnte. — Auch der Krieg rechtfertigt nicht, die Kenntnisse und Pflege fremder Sprachen zu vernachlässigen, im Gegenteil sollte er dazu führen, auch auf diesem Gebiete jeden Einzelnen zu befähigen, die Sprache anderer Völker ohne Mittler zu verstehen. Deshalb weisen wir erneut auf die wirklich höchst brauchbaren Langenscheidtschen Monatsschriften hin, die in sehr lebendiger und unterhaltender Form jeden befähigen, seine Kenntnisse frisch zu erhalten und zu erweitern: „English Monthly", „Le Journal Français", „Revista Italiana" (Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. Je Heft RM 0,35). — Ein Buch, das durch die jüngste Entwicklung eine wehmütige Note erhalten hat, ist Friedrich Sieburgs „Blick durchs Fenster", in dem er aus 10 Jahren kluger Beobachtung und verständnisvollen Miterlebens von Frankreich und England berichtet. Die 4 Abschnitte: „Wenn Steine reden", „Das laute und das stumme Frankreich", „Der Tod und der Minister", „England Schwarz und Weiß" geben eine Fülle von Eindrücken, Erlebnissen und Beobachtungen wieder, deren jede beweist, wie gut kulturelle Menschen abseits von der Politik sich verstehen und eine gemeinsame Sprache sprechen können (Frankfurt a. M., Societäts-Verlag. RM 6,80). — „Luftballons" sind nicht nur für Kinder immer eine höchst lustige Angelegenheit, sondern werden auch für Erwachsene zu einem amüsanten Gedankenspiel, wenn sie von Friedrich Luft losgelassen werden (Leipzig, Otto Beyer). In einem geschmackvoll ausgestatteten Bande mit sehr witzigen und



Kurt von Borcke

Das sind wir

Ein biographischer Kadettenroman
385 Seiten, mit 16 vierfarbigen Bildern
von O. Larsen

Broschiert RM 5.–, Leinen RM 6.–

3.–5. Tausend. 6.–10. Tausend in Druck

Die Handlung spielt um 1900 in Stuttgart, Karlsruhe und einigen märkischen Herrensitzen. Voller Humor und wirklich originellem Witz schildert der Autor Freud und Leid beim Werdegang eines preußischen Kadetten der ehem. kaiserlichen Armee glorreichen Angedenkens. Ein doppelt willkommenes Geschenkwerk, das mit seinen prachtvollen Bildern in der Heimat und an der Front jung und alt sicherlich so entzückt wie beglückt. Wer das Buch in die Hand nimmt, liest es in einem Zug! Man muß lachen – herzlich lachen. Und lachen ist in der heutigen schweren Zeit zweifellos vielen Hunderttausenden Labsal und Trost.

Amalthea-Verlag

4 HD

Deutsche! Für den Sieg ist ausschlaggebend, welches Volk sich in der Heimat am festesten mit der Front verbunden fühlt. Auch hier werden wir Deutsche im Kriegs-WHW. 1939/40 stärker sein, als unsere Feinde es sich vorzustellen vermögen.

Bücher zum Wünschen und Schenken

ERNST JÜNGER

Auf den Marmor-Klippen

Erzählung. Leinen RM 3,80 / Das Buch handelt von dem Untergang einer alten Kultur unter dem Ansturm dämonischer und anarchistischer Mächte, wie er von zwei jungen Männern miterlebt wird, die, um die Erkenntnis der Pflanzen- und Tierwelt bemüht, ein Leben gelöster Heiterkeit führen. Immer wieder wird man die Seiten dieses Buches lesen und zu dem Zauber dieser Worte zurückkehren.

ALFRED VON WEGERER

Der Ausbruch des Weltkrieges

2 Bände. Broschiert RM 32,–, Leinen RM 36,– Das von einem dazu berufenen Manne geschriebene Werk gibt eine lückenlose Darstellung der diplomatischen Vorgänge beim Ausbruch des großen Krieges unter Auswertung sämtlicher Dokumente und Quellen. Es ist ein Stück europäischer Geschichtsschreibung, ein wissenschaftliches Standardwerk, endgültig und bleibend, und gerade heute von erregender Aktualität.

MOLTKE

Gespräche

Herausgegeben von Eberhard Kessel. Leinen etwa RM 5,80 / Wenn man Moltke den „Großen Schweiger" genannt hat, so zeigen diese in liebevoller Sammeltätigkeit zusammengestellten Gespräche mit vertrauten Freunden und Angehörigen, daß er dessenungeachtet in der Unterhaltung zu fesseln und oft durch die treffendsten Bemerkungen zu überraschen wußte, wobei er, wie im Schriftlichen, die Kürze des Ausdrucks liebte.

WALTER FRANK

Höre Israel

Harden, Rathenau und die moderne Judenfrage. Mit zwei Bildern und zahlreichen Dokumenten. Kartoniert RM 4,80 / In seiner politisch packenden wie wissenschaftlich genauen Darstellung ist das vorliegende Buch eine der schärfsten Waffen gegen das internationale Judentum. Im Anhang eine Reihe interessanter Zeitdokumente.

Zu beziehen durch den Buchhandel
Verlangen Sie unseren neuen Gesamtprospekt

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT
HAMBURG

begabten Zeichnungen von Rolf Göppert ist in den „Büchern der neuen linie" diese Sammlung von Essays und Gedankenlustsprüngen erschienen, in denen der Verfasser mit dem Abstand, den eine Erhebung über die alltägliche Ebene verleiht, sich zur menschlichen Torheit und ihren mannigfaltigen Erscheinungsformen äußert. Auch dieses Buch bedeutet ein hübsches Versprechen für die Entwicklung dieser neuen Buchreihe. — Ein fruchtbarer Gedanke ist in sehr lebendiger Form verwirklicht worden in dem Buche von Karl von Seeger „Marschallstab und Kesselpauke" (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 100 Abbg., RM 5,40). Denn von Seeger gibt aus einer gründlichen Kenntnis der Tradition und des Brauchtums in der deutschen und der österreichisch-ungarischen Armee Auskunft über militärische Dinge, die jedem bekannt sind, über deren Entstehung aber nur wenige etwas wissen. Man lernt hier, wie die Bezeichnungen der Dienstgrade entstanden, die Achselklappen, woher der Name Vergatterung und Zapfenstreich stammt, seit wann es einen Fahneneid gibt und vieles andere mehr. — Ann Tizia Leitich weiß in dem Buche „Die Wienerin" (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 32 Bildtafeln. RM 5,80) mit der Anmut der Wienerin von den Wiener Frauen, ihrer Art und ihrer Umwelt zu plaudern aus dem Leitmotiv der Liebe zu diesem weiblichen Typus. Sie erzählt von Maria Theresia, von Fanny Elßner, Kathi Fröhlich, Anna Sacher und von vielen anderen Frauen mehr, die in der alten Kaiserstadt geboren oder dort gelebt haben, und setzt der bekannten und der unbekannten Wienerin ein anziehendes und hübsches Denkmal. — Ein unterhaltsames Buch mit mancherlei Humoren ist die Schilderung von Heinz Geck „Der Herr des Dschungels" (Braunschweig, G. Wenzel & Sohn), in dem er beschreibt, wie er bei dem vergeblichen Versuch, nach Kriegsende auf Sumatra Pflanzer zu werden, zum Tigerjäger wurde. Dieses Buch wird in der packenden Form, in der es geschrieben ist, ebenso bei Erwachsenen wie bei der Jugend viele Freunde finden.

Musik

Dem gesunden Grundsatz, die Großen des Geistes und der Kunst durch ihre Selbstzeugnisse oder Berichte von Zeitgenossen dem Verständnis und Empfinden breiter Kreise nahezubringen, entspringt eine Sammlung des Propyläen-Verlages Berlin, in der nun nach Schiller, Goethe und Hölderlin „Beethoven" und „Richard Wagner" erschienen sind. Das Leben Beethovens in Selbstzeugnissen, Briefen und Berichten, jeden Abschnitt einleitend durch eine kurze Orientierung, die in Zwischentexten fortgeführt wird, läßt Stephan Ley erstehen, während Eberhard Kretzschmar die gleiche Arbeit für Richard Wagner leistet, beide fußend auf geschickter und gründlicher Auswahl (jedes mit 16 Bildseiten und vielen Textbildern. RM 4,80). — In der Sammlung „Unsterbliche Tonkunst" sind als neue Bände erschienen „Johannes Brahms" von Rudolf Gerber (Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. 18 Notenbeispiele, 20 Abbildungen. RM 3,30) und „Anton Dvořák" von Hermann Sirp (20 Abbg., 40 Notenbeispiele. RM 3,30). Tiefschürfend und liebevoll zeichnet Gerber sowohl das Leben wie in eingehender Analyse die menschliche und künstlerische Persönlichkeit von Brahms, während Sirp dem Schützling grade Brahms' ein Lebensbild schrieb, das sein Emporwachsen aus und seine innige Verbindung mit seinem nationalen Volkstum und sein Lebenswerk als eine geschlossene Gabe an die Menschheit schildert. — Dem Werk des leidenschaftlichen Kämpfers Hans Pfitzner hat Erich Valentin eine begeisterte Würdigung zuteil werden lassen, erschienen in der Reihe „Von deutscher Musik" (Regensburg, G. Bosse. 10 Bild- und eine Faksimilebeilage. Geh. RM 2,70). Valentin zeigt die Voraussetzungen für Pfitzners Persönlichkeit und sein Schaffen, schildert sein Leben, die Zeit, gibt ein Bild der Persönlichkeit und würdigt sein musikalisches Opus im Lied, in der Instrumentalmusik, im Chorwerk und der Oper. Einen besonderen Reiz bilden die eigenen Beiträge Pfitzners „Das Jahr 1920 kommt zu den Deutschen" und ein Totengespräch. Wie bei den Büchern über Beethoven und Wagner ist auch eine Ahnenfolge beigegeben, die hier Walter Rauschenberger bearbeitet hat.

Theoderich

Sein in den „Dreizehn Büchern der deutschen Seele" begonnenes Werk führt Wil-

Zeichnung von Felix Timmermans aus

ERNEST CLAES

Der Pfarrer aus dem Kempenland

Übertragen von Peter Mertens
Mit Zeichnungen von Felix Timmermans

200 Seiten. Leinen RM. 4.50

Der schlichte Dorfpfarrer, von dem das Buch handelt, ist keine konfessionelle Gestalt, sondern ein fest auf der Erde stehender Mensch, wie alle seine Schäflein, die Sünder und Betschwestern, die Lausbuben und alten Jungfern, von denen so herzhaft und humorvoll die Rede ist. (Schwäbischer Merkur)

BERNT VON HEISELER

Ahnung und Aussage

252 Seiten. Leinen RM. 5.50

Kabinettsstücke einer sicheren Essaykunst, zugleich ein meisterhaft geformtes Bekenntnis zu den Großen der Dichtung und zu Zeitgenossen, die ihre Zeit überragen.

EUGEN ORTNER

Glück und Macht der Fugger

Der Aufstieg der Weber von Augsburg

360 Seiten. Leinen RM. 5.80

In Szenen von dramatischer Wucht der Aufstieg der Fugger aus den engen Verhältnissen einer Weberwerkstatt zur ersten Finanzmacht Europas. Auf dem Höhepunkt Jakob Fugger der Reiche, dessen persönliches Schicksal, äußerst spannend und ungewöhnlich, in seinem lebendigen Ablauf zum ersten Male dargestellt wird.

HANNA STEPHAN

König ohne Reich

Der Roman des letzten Karolingers

452 Seiten. Leinen RM. 7.50

Die Welt des letzten Karolingers steht auf, der ein Kind war. Es sind wunderbare farbige Bilder und saftige, blutvolle Gestalten. Aber Hanna Stephan hat mehr, als hundert Historiker haben; sie weiß um die Hintergründe, um die unerhörte religiöse Wirklichkeit, aus der diese Menschen leben, denken und handeln. Hans Löscher, Bad Pyrmont

---

Verlag Kösel-Pustet München

WERTVOLLE GESCHENKBÜCHER

Deutsche Kunstbetrachtung

Von Georg Schorer. Über 200 Bildseiten auf Kunstdruck mit Text und 80 kleinen Abbildungen in gesondertem Anhang (mit Daten, Einzelheiten und Ergänzungen). Format 18,5 × 26 cm. In Ganzleinen gebunden 8,90 RM. Die „Deutsche Kunstbetrachtung" greift die bedeutendsten Kunstschöpfungen der abendländischen Kultur heraus und spiegelt in einer großen Schau die geniale Formung der Kunst der Menschheit bis in die Zeit Adolf Hitlers wider.

Erzähler der Zeit

Herausgegeben von Karl Seibold. Umfang rund 500 Seiten. Leinen 5,00 RM. / Was in den Meister-Erzählungen der Vergangenheit als geheimnisvolle, des öfteren romantisch verklärte, meist aber undeutlich erkennbare Sehnsucht schlummert, das will der neue Band klar und eindeutig fassen: Den deutschen Menschen in seiner Eigenart, im Kampf um sein völkisches Schicksal und in der Gestaltung seiner vom Blut her bestimmten Lebensform. Der Band enthält 46 Erzählungen junger deutscher Dichter: Wilhelm Pleyer, Thor Goote, Heinrich Zerkaulen, Ludwig Finckh, Karl Götz, Heinz Steguweit, Hannes Kremer, Karl Springenschmid, Bruno Brehm, Kurt Eggers u. a.

Künder und Kämpfer

Herausgegeben von Paul Gerhard Dippel. Rund 400 Seiten Umfang. In Leinen mit Goldprägung 5,00 RM. Dieser Band enthält die Lebensbilder von Dietrich Eckart, Heinrich Anacker, Heybert Menzel, Eberhard Wolfgang Möller, Hans-Jürgen Nierentz, Baldur von Schirach, Gerhard Schumann.

Erlebnis und Ergebnis

Von Heinrich Zerkaulen. Autobiographische Plaudereien. 112 Seiten mit 4 Bildern. Ganzleinen 2,20 RM. / Der Dichter des „Reiter" gibt hier Erlebnisse und Ergebnisse vom Rande seines Lebens und Wirkens. Dieses Selbstbekenntnis Zerkaulens führt zum Verstehen des Wesens und Schaffens des Dichters.

Neue illustrierte Ausgaben von Ludwig Finckh

Die Kaiserin, der König und ihr Offizier

Das abenteuerliche Leben des Johann Jakob Wunsch. 256 Seiten. Mit 12 ganzseitigen, mehrfarbigen Bildern von Wolfgang Felten. Leinen 5,20 RM. / In seinem neuen Roman gestaltet Finckh das Leben eines Schwaben, der als General des Alten Fritz große Berühmtheit erlangte.

Schmuggler, Schelme, Schabernack

Von Ludwig Finckh. 136 Seiten und 8 ganzseitige Bilder von Wolfgang Felten. In mehrfarbigem Einband 2,00 RM. / Die köstlichsten Schmugglergeschichten stehen in diesem heiteren Sommerbuch voll Schelmerei und Lachen. Eingestreut sind Schelmengeschichten und treffsichere Glossen, in denen Finckh seinem Herzen Luft macht.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Deutscher Volksverlag G. m. b. H.
München 15

helm Schäfer mit seinem neuen Buche „Theoderich, König des Abendlandes" fort (München, Langen / Müller. RM 4,80). Schäfer versteht es, aus der Jugendgeschichte und den Erfahrungen des jungen Theoderich die Ziele und umfassenden Pläne des gereiften und des alten Theoderich folgerichtig sich entwickeln zu lassen. Wieweit der geschichtliche Theoderich den Dietrich von Bern der Sage im Gefühl des Volkes verdrängen wird, muß die Erfahrung lehren.

Erzähltes

Die Reihe seiner Johannes-Romane schließt Jakob Schaffner mit dem Bande „Kampf und Reife" ab (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 7,50). In diesem Schlußbande kehrt der Held, der wiederum in der Ich-Form berichtet und sich endlich selbst das Zeugnis der Reife ausstellt, in die Schweiz zurück, in der er als Soldat, als Musiker und als Geschäftsmann die Heimat findet und in der ihm schließlich die Erkenntnis seiner Berufung zum Dichter wird. — Der Roman „Vogt Bartold" von Hans Venatier (Leipzig, Schwarzhäupter-Verlag. RM 6,50) ist eine zum Mythos strebende Erzählung von der Besiedlung Schlesiens durch deutsche Bauern und Handwerker. In das leere und von den Slawen unwillig und unzureichend bebaute Land schiebt sich, geführt von dem Vogt Bartold, der große deutsche Zug nach dem Osten. Dieser Vogt steht für viele und ist eine aus dem Streben vieler erbaute Gestalt, die bewußt das Reich im Osten mehren und schützen will. Aus diesem Verantwortungsgefühl heraus erwächst ihm eine mitreißende Tatkraft und eine stählerne Härte, die es ihm ermöglichen, ein ungekrönter König von Schlesien zu werden, allen Zagenden immer wieder den Mut zu stärken und überall die richtigen Wege zu weisen. In der Schilderung der Mongolenschlacht und dem Hereinbrechen des Schwarzen Todes über die blühende deutsche Siedlung erhebt sich dieser sympathische Roman zu großer Gestaltungskraft, wie er auch sonst überall eine beachtliche Höhe zeigt. — Unter dem Titel „Der Meisterdieb" hat der schwedische Dichter Fredrik Böök eine ganze Reihe von Erzählungen vereinigt, die in Südschweden um den Hallandsbergrücken herum spielen und ihren örtlichen, aber auch menschlichen Mittelpunkt in dem Gasthof Margretetorp haben (Braunschweig, Vieweg). Aus all diesen Erzählungen, die oft einfache Menschen zu Helden haben, spricht neben dem ausgesprochenen Erzählerkönnen eine sympathische und wohltuende menschliche Haltung, geadelt durch eine tiefe Güte. Die gute deutsche Übertragung stammt von Rudolf Kinsky. — Eine feine Weihnachtsgabe sind die Erzählungen, die Siegfried Berger unter dem Titel „Weihnachtskantate" vereinigt hat. Bergers Schaffen, dessen Roman „Die Schwedenorgel" die „Deutsche Rundschau" zuerst veröffentlichte, ist unsern Lesern vertraut, so daß dieser Hinweis genügen mag. Sehr fein ist auch sein „Kleines Lesebuch vor Weihnachten", vier Adventsgeschichten vereinigend, das in 2. Auflage erscheinen konnte (Merseburg, F. Stollberg. RM 1,80 und 1,20).

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Prof. Dr. Wolfgang Windelband, Berlin — Ernst Clam — Dr. Hildegard Kornhardt, München — Dr. Martha Hechtle, Köln — Dr. Eduard Plietzsch, Berlin — Prof. Dr. Kurt Kluge, Berlin-Nikolassee — Dr. Friedrich Seebaß, Tutzing — Joachim Günther, Berlin-Hohenneuendorf.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 221856 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin/Leipzig • Gesamtauslieferung: Lühe & Co., Leipzig O 5, Breitkopfstr. 9 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%.

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72171, App. 34 Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.